137.

[illegible]

Amyntor.

Eine Geſchichte in Briefen.

Herausgegeben
von
Johann Auguſt Eberhard.

Mit Königl. Preußiſcher Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1782.

Reg. Bibl. Acad. Land.

Universitäts- München Bibliothek

Der
Frau Oberhofmeiſterinn
von Ompteda,
gebohrnen Frey-Frau
von der Horſt,

weyhet

ehrfurchtsvoll dieſe Briefe,
der Herausgeber.

Hochwohlgebohrne Frey-Frau,
Gnädige Frau,

Daß mir Ew. Hochwohlgebohrnen Bild nicht ſelten, indem ich dieſe Briefe in Ordnung brachte, um ſie dem Drucke zu übergeben, lebhaft vor meiner Seele geſtanden, das werden diejenigen, die es wiſſen, daß ich vor vielen Jahren das Glück genoſſen habe, **Ihre** vortreflichen Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens in der Nähe zu verehren, wenn ſie auch nur einen kleinen Theil dieſer Sammlung geleſen haben, nicht befremdend finden. Auch bin ich mir ſelbſt nur dieſes Grundes bewußt, warum ich mir gerade die Herausgabe gegenwärtiger Briefe zur Gelegenheit mache, meiner Dankbarkeit gegen **Ew. Hochwohlgeb.** und **Ihr** hohes Haus ein öffentliches Denkmahl zu ſtiften. Die Welt mag das, was ich **Ihnen** und **Ihrem** vortreflichen Hauſe zu verdanken habe, noch ſo hoch berechnen: ſo wird es immer nicht ſo hoch ſeyn, als mein eigenes Bewuſtſeyn es ſchätzet, indem ich mich mit innigſter Erkenntlichkeit erinnere, wie viel die Bildung meines Geiſtes dadurch gewonnen, daß ich **Ihre** Tugenden habe verehren, und die groſen Eigenſchaften eines **Miniſters** habe bewundern können, den eine hochachtungsvolle Zuneigung eben ſo ſtark, als die Bande der Natur an **Ew. Hochwohlgebohrnen** Herz bindet, und den ſein öffentliches und häusliches Leden zum Gegenſtande der Verehrung der Rechtſchaffnen macht.

Ich beharre Lebenslang mit innigſter Ehrfurcht

Ew. Hochwohlgebohrnen

Halle,
den 18. März, 1782.

unterthänig = gehorſamſter
Diener
Joh. Auguſt Eberhard.

Vorerinnerung.

Der Herausgeber dieſer Briefe glaubt durch ihre Bekanntmachung etwas nicht ganz überflüßiges gethan zu haben, wenn ſie, wie er wünſcht, einigen ſeiner Leſer zu richtigern Begriffen von der Religion beförderlich ſind. Man hat bey den Warnungen vor den unſittlichen epikuriſchen Grundſätzen bisher nur den Schaden dargeſtellt, den dieſe Grundſätze in einem laſterhaften Gemüthe haben können *). Man hat geglaubt, einen deſto kräftigeren Abſcheu vor denſelben zu erregen, wenn

---

*) S. Confidences Philoſophiques.

man den Weltling, der ſie befolgt, mit den ſtärkſten Farben als einen Böſewicht abſchilderte, den ſeine vermeynte Philoſophie von einem Verbrechen zum andern, von einem Unglück zum andern fortreißt.

Es läßt ſich nicht mit Gewisheit ſagen, ob dieſe Vorſtellung je die erwünſchte Wirkung gethan habe; ſo viel kann man aber wohl abſehen, daß ſie bey denen fehlſchlagen müſſe, die ſich vorſetzen, die Ausübung dieſer bequemen Grundſätze mit den Maximen der Klugheit zu verbinden. Wenn ſolche Perſonen noch überdem eine gute Erziehung erhalten haben, wenn ihr Geſchmack fein, ihre Empfindung von Ehre ſcharf, und ihr moraliſches Gefühl lebhaft und gebildet iſt: ſo werden ſie nicht in Ausſchweifungen verfallen, die den Menſchen zum Thiere hinabwürdigen, noch in

Ver-

Vorerinnerung.

Verbrechen, die ihren Nahmen ſchänden; ſie werden alſo den übeln Folgen, die man ihrer Philoſophie beylegt, glücklich entgangen zu ſeyn glauben: und alles Böſe, was man von ihren Grundſätzen ſagt, wird ihnen Verläumdung der mißſüchtigen oder heuchleriſchen Frömmlinge ſcheinen.

Man wird aus dieſen Briefen eine Art von Weltphiloſophen kennen lernen, die zu der angezeigten Klaſſe gehören, und die der Herausgeber durch die Bekanntmachung dieſer Briefe auf die Glückſeligkeit, deren ſie ſich durch ihre Grundſätze berauben, ſo wie auf das Gegengift dieſer Grundſätze, hat aufmerkſam machen wollen.

Er wird zu beklagen ſeyn, wenn man ſein Werk für einen bloßen Roman hält, den man nach den Geſetzen des epiſchen Gedichtes richten müſſe. Denn er ſieht wohl ein, daß, da in demſelben das Intereſſe der Herzensangelegenheiten dem Intereſſe der Angelegenheiten des Verſtandes untergeordnet iſt, es nur diejenigen anziehen und feſſeln könne, die mit den Verlegenheiten des Verſtandes aus Erfahrung bekannt ſind, aus dieſen Verlegenheiten ſelbſt geholfen zu werden wünſchen, und darum auch bey andern daran Antheil nehmen können.

Wenn dem Leſer die Perſonen etwas zu betrachtend ſcheinen ſollten, ſo weiß der Herausgeber hierauf weiter nichts zu ſagen, als, daß es wirklich ſolche Perſonen gebe, denen jede Gelegenheit leicht einen Anſtoß zu Betrachtungen geben kann, und daß dies gewöhnlich der Fall bey ſolchen ſey, denen die Einſamkeit, worin ſie leben, keine andere Art der Thätigkeit zuläßt.

Eben darum hofft er, daß man die Achtung gegen das andere Geſchlecht nicht ſo weit vergeſſen werde, die Briefe der Philarete, wegen des philoſophiſchen Geiſtes, der die Wärme ihres Gefühls durchwebt, unwahrſcheinlich zu finden. Denn auch dieſer Geiſt darf in dem achtungswerthen Theile dieſes Geſchlechtes durch häufige Erfahrungen abwechſelnder Schickſale und die Betrachtungen der Einſamkeit nur erregt werden, um eben ſo thätig zu ſeyn, als in dem Unſrigen; wenigſtens hat der Herausgeber das Glück, eine ſolche Zierde ihres Geſchlechtes zu kennen, die bloß ihre rührende Beſcheidenheit ihm zu nennen verbietet.

Die Zuſätze, worin einige Materien der Briefe noch weiter ſind ausgeführt worden, kann man als beſondere Aufſätze anſehen, die Philokles ſeinem Freunde mitgetheilt hat, um daran ſeine Unterſuchungen weiter fortzuführen. Der Herausgeber hat ſie lieber unter die Anmerkungen verweiſen, als die Geſchichte, dadurch, daß er ſie zwiſchen die Briefe ſelbſt ſetzte, noch weiter auseinander dehnen wollen.

Er hat übrigens die deutſchen Nahmen der Perſonen der Geſchichte mit griechiſchen vertauſcht, um der Ceremonienſprache des deutſchen Briefſtils auszuweichen, die dem Schreiber und Leſer, ſelbſt auch dem Leſer, an dem ſie gerichtet iſt, wenn er Verſtand und Geſchmack hat, gleich ekelhaft ſeyn muß. Halle, den 18ten März, 1782.

Amyntor.

Eine
Geſchichte in Briefen.

1.

Amyntor an Metra.

Ich finde noch keine Urſach, den Entſchluß zu bereuen, der ſelbſt meine würdigſte Mutter ſo ſehr befremdet hat. Der Geſchmack an einem abgeſchiedenen Leben, den Sie mir ſo wenig zugetrauet haben, gewinnt alle Tage neue Stärke. Ach! er bleibt nicht aus, dieſer Geſchmack, wenn man, ſo wie ich, den Kelch der frölichen Zerſtreuungen des Hofes bis auf die Hefen ausgeleert und noch Verſtand genug gerettet hat, um dem weiſen Könige bis an das Reſultat ſeiner troſtloſen Erfahrungen zu folgen, und ihm mit vollem Herzen ſein: **Es iſt Alles eitel,** nachzuſagen.

Meine Beungnadigung hat mich nur gewekt, — anfangs wider meinen Willen belehrt. Aber allgemach beginne ich die Geſundheit zu fühlen, die eine ſo bittere Arzney in meinem Innern anfacht. Leihen Sie mir, würdigſte Mutter! Ihre ſanfte unterſtützende Hand, um meine ſchwachen Kräfte auf dieſer noch ungewohnten Bahn zu verſuchen, und durch Pflege und Uebung endlich ganz zu geneſen.

Es iſt ſchon viel, daß ich in meiner Abgeſchiedenheit, wie es meine fröhlichen Freunde nennen, ſo manches gefunden habe, das mich an das Leben bindet. Ich hielt das, was ich zuweilen von den immer gleichen und milden Vergnügen einer weiſen und thätigen Ruhe ſagen hörte, ehemals entweder für die Schattenbilder einer angegriffenen Fantaſie oder den pietiſtiſchen Geſang empfindſamer Heuchler. Sie wiſſen, wie reichlich der Quell meiner ſpottenden Laune floß, wenn ich mich dem Gebete des ehrwürdigen **Euphranors** empfohl, den wohlthätigen **Harmoſtes**, den Vater der Hüttenbewohner, die ſein ländliches Haus umgeben, meinen lieben Kohlpflanzer, oder den **Eupator**, den ſorgfältigen, geſchäftigen und glücklichen Vater einer zahlreichen Familie, die männliche Amme nannte.

Ich ſchäme mich ſchon dieſer geiſtreichen Spöttereyen, und ich fühle, daß ich ſchon darum beſſer bin, daß ich mich ihrer ſchämen kann. Ich fühle, daß ich ſie bald ſelbſt verdienen werde, und ich habe noch nicht Kräfte genug geſammlet, ſie zu ertragen.

Meine Agathe, die ich ſonſt wenig ſahe, und deren Erziehung ich, — mir jetzt kaum begreiflich — Andern überließ, bindet mich jetzt an das Leben. Es ahndete mir ſonſt nicht, daß ein ſo rührendes und dauerhaftes ſich immer erneuerndes Intereſſe in der Natur ſey. Die Entwürfe meines Ehrgeizes, ſo oft vereitelt, und ſo oft erneuert, ſchienen mir allein eine würdige Beſchäftigung zu ſeyn. Seine Schattenbilder lockten mich von einem labyrinthiſchen Gange in den andern, wo ſie mich, wenn ich ſie zu haſchen glaubte, flohen oder täuſchten. Die Entwürfe für Vergnügen und Zerſtreuung giengen gemeiniglich nicht über einen Tag hinaus, endigten mit jedem Untergang der Sonne, und ließen mich in dem nämlichen unerträglichen Leeren zurück, woraus ſie mich hatten ziehen ſollen. So oft war ich getäuſcht, und nie belehrt.

2.

Amyntor an Metra.

Ich werde noch viel zu lernen haben, ehe ich der bin, der ich ſeyn ſoll. Doch ſchreckt mich das nicht. Lernen iſt auch Vergnügen, wenn uns der Beyfall unſers Herzens dabey ermuntert. Jezt habe ich in der That noch wenig mehr, als meine eigne Unnützlichkeit fühlen gelernt. — Das möchte mich demüthigen, beſorgen Sie. — Fürchten Sie nichts. — Es giebt hier ſo uneigennützige, ſo bereitwillige Lehrer, daß ich gar nicht Zeit habe beſchämt zu werden. Die guten Menſchen! Sie haben von der Wichtigkeit ihrer Arbeit ſo beſcheidene Begriffe, daß ſie ſich genug belohnt halten, wenn Leute unſerer Art ſie nur einiger Aufmerkſamkeit würdigen wollen.

Ich ahnde wohl ſchon manches Vergnügen in dieſen ländlichen Beſchäftigungen, aber ich bin noch zu neu darinn, um es unvermiſcht und ganz zu ſchmecken. Wenn ich es erſt ſelbſt werde verdienen, Rathgeber, Unterſtützer, Aufmunterer zu ſeyn, alsdann — Ach! ich hätte es längſt ſeyn ſollen. Wie habe ich eine edle Zeit in unnützen Zerſtreuungen vertändeln, die Mittel meines Aufwandes aus den Händen des Fleißes dahin nehmen können, ohne mich geſchickt zu machen, ohne mich verbunden zu fühlen, dieſem Fleiße ſeine Sorgen und Mühe zu erleichtern.

Aus der geringen Bekanntſchaft, die ich noch mit der Art in den ländlichen Hütten glücklich zu ſeyn, gemacht habe, ſehe ich doch ſchon, wie ich darinn einigermaaßen die Summe von Glückſeligkeit, ohne Aufopferung, hätte vermehren können. Ich fange an zu begreifen, daß Arbeit nicht unglücklich macht, und daß, wenn die Bedürfniſſe gering ſind, auch zu ihrer Befriedigung nicht viel erfordert wird. Alles kömmt auf die Zufriedenheit und den Muth an, der beyde begleitet; und indem ich dieſe vermehre, werde ich der Beförderer der Glückſeligkeit des Fleißes in den Hütten ſeyn.

Wer durch ſeinen Fleiß nur für die Bedürfniſſe des nächſten Tages ſorgen kann, wer alſo nicht über die Beſorgniſſe des Zufalls erhaben iſt, dem kann ſchwerlich das angenehme Gefühl der Unabhängigkeit von einer ungewiſſen Zukunft ſeine Mühe verſüßen. Wie wenn ich, dem dieſe Mühe nützlich iſt, dieſe Vorſorge übernehme, wenn mein fleißiger Landmann ſeine Arbeit mit Freuden thut, ſicher, daß er bey mir Schutz, Rath und Zuflucht finden werde? Wenn ich der Zeuge ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit bin, wenn ich meine Achtung nach dem Maaße des ländlichen Verdienſtes austheile, der Freund des geſchickten Landwirths werde, ihn höre, von ihm zu lernen ſcheine, wenn mich vor den Erzählungen des guten Hausvaters von ſeinen häuslichen väterlichen Freuden nicht ekelt, wenn ich, ſeine Kinder zu liebkoſen, mich herablaſſe. — Mit dieſen Kleinigkeiten, die mir nichts als eine geringe Ueberwindung einer angewöhnten Delikateſſe koſten, werde ich der Feldgeſang und das Tiſchgeſpräch meines Landmanns werden, ſeiner Bruſt Muth eingieſſen und ſeine Lebensgeiſter in leichtere Bewegung treiben. Ich ſollte können das Gefühl ſeines Wohlſeyns vermehren und auch das wenige nicht dazu thun? Bis jezt iſt es noch alles was ich thun kann.

Sie ſehen, meine würdigſte Mutter! noch bin ich bey dem Ueberlegen, und wenn Sie die Gründlichkeit meiner Aenderung nur nach Handlungen ſchätzen wollen die ſich bemerken laſſen: ſo werde ich freylich des Segens Ihres mütterlichen Beyfalls noch einige Zeit entbehren müſſen. Aber ich verzweifle nicht, ich fühle, daß ich hoffen darf. —

3.

Metra an Philareten.

Wie ſoll ich meiner Philarete die warme Liebe verdanken, womit Sie für meine Agathe ſorget? Könnte dieſe zarte Pflanze beſſer gedeihen, als in der wohlthätigen Himmelsluft, die meine tugendhafte Freundinn umgiebt? Aber Amyntor will ſie nicht von ſich laſſen; ſie iſt ihm nothwendig geworden, und die Beſchäftigung ihrer Erziehung iſt nicht blos ein Tribut der Zärtlichkeit, den er ſeiner verewigten Euphroſine ſchuldig zu ſeyn glaubt, nicht blos eine Pflicht, womit er ſeinem innern Richter, für die verſäumte Sorgfalt, Genugthuung geben will — es ſoll ihm, das lebende Bild ſeiner — ach! in ihrem Leben oft vernachläßigten, an ihrer Liebe gekränkten — Euphroſine ſeyn.

Wir wollen der noch zarten Keime ſeiner aufſtrebenden Tugend, wir wollen ſelbſt des Eigenſinns, und — wenn ich ſo ſagen darf — des Aberglaubens dieſer Tugend ſchonen. — Aber wenn mir noch einſt mein höchſter und darum auch mein letzter Wunſch gelingen ſollte — wenn meine **Philarete** noch ihrer Freundin nicht alle Hoffnung abſchneiden wollte, daß meine Agathe dereinſt des Glücks Ihrer Bildung genieſſen könnte, und es ihr vergönnt wäre, Sie bey einem zärtlicheren Namen zu nennen!

Ach! unter Ihrer Pflege, durch Ihren Umgang, durch Ihr Beiſpiel würde meine Sehnſucht, meinen **Amyntor** Ihrer würdig zu ſehen, geſchwinder befriedigt werden. Ich bin nicht partheyiſch genug für ihn, daß ich nicht geſtehen ſollte, wie wenig ſein Herz in dem Gewirre eiteler Zerſtreuungen und erheuchelter Empfindungen von der Fülle und Stärke des Gefühls behalten hat, um ſich bis zum Selbſtvergeſſen an eine Seele zu feſſeln, deren Werth zu empfinden, er durch lange Tugend ſich erſt wird den Sinn erwerben müſſen. Aber das hoff ich alles von meiner **Philarete**. —

4.

Philarete an Metra.

Ich theile ſchon die erſten Pulsſchläge der Freude meiner ehrwürdigen Metra. So zart noch die Keime der Hoffnung ſind, daß Ihr Amyntor meiner Metra bald werde ganz würdig ſeyn: ſo rührend iſt die erſte Freude ihrer Entdeckung; im Himmel iſt ſie größer, als die Freude über die Gerechten, die keiner Rückkehr bedürfen. Die Vorſehung gönnt alſo meiner Metra den Vorſchmack ihrer Himmelsſeeligkeiten.

Aber Sie trauen mir zu viel Macht über Amyntors Herz zu, oder vielmehr ſie verſprechen ſich von dem Einfluß des ehelichen Beyſpiels und der Beredtſamkeit Ihres Zuredens, ſo wie von der Macht der Liebe auf das männliche Herz zu viel, wenn ſie von dem ſchwachen Eindrucke, den eine liebende Gattin auf das Herz Ihres Freundes machen kann, eine Kraft erwarten, die ich mir nur von der Herzlenkenden Vorſehung, oder wie ich lieber ſagen möchte, von der Gnade verſpreche.

Meine Metra verlangt nicht von Ihrer Philarete in der Geſellſchaft eines Mannes ſich einer großen Gefahr auszuſetzen. Denn es iſt mehr zu beſorgen, daß er mir ſeine Krankheit, als zu hoffen, daß ich ihm die Geſundheit mittheile, die Sie mir ſo gütig zutrauen. Ich befinde mich bey den Empfindungen ſo glücklich, über die er ſo ſiegreich ſpottet, oder ſo mitleidig die Achſeln zuckt. Wie kann ich, ohne Vermeſſenheit, mir ſelbſt dafür gut ſeyn, daß ich mir nicht die Geduld, womit ich in der Geſellſchaft ſeiner fröhlichen Bande das würde mit luſtigem Witze belacht hören müſſen, was mich jezt mit gerührter Ehrfurcht durchdringt, unvermerkt durch Kaltſinn erleichtern werde, und daß ſich nicht die unheiligen Scherze, die ich von der Tafel des Leichtſinns in meine ſtille Abgeſchiedenheit mitnehmen würde, gar bald in meinen nächtlichen Betrachtungen zwiſchen mich und meinen Gott ſtellen möchten?

Die gute Meinung von Amyntors gründlicher Aenderung, die ſtark genug iſt, um ſich mit meiner Metra freuen zu können, bedürfte noch ſtärkerer Beweiſe, wenn ich darauf eine Entſchlieſſung bauen ſollte, wovon das Glück meines Lebens abhängt. Was habe ich für Gewißheit, daß die Entſchlieſſungen, die noch die Früchte der Umſtände

ſtände ſeyn können, zu gewohnten Geſinnungen gereift ſind? Man ſagt, daß bloß die Dinge, die uns umgeben, unſern Willen in einen neuen Hang lenken, aber ich ſtelle mir doch auch vor, daß man ſich eine Zeitlang in ſeine neue Lage muß geſchickt haben, um ſie ſo bequem zu finden, daß man ſie gegen die alte nicht wieder vertauſchen möchte.

Den Gedanken, Ihre liebenswürdige Agathe um mich zu haben, kann ich eben darum noch nicht aufgeben. Ich beſorge, ſo viel Amyntor für ſie thun wird, ſo wird es ihr doch immer an der Bildung einer gewiſſen Art von Empfindungen fehlen, von der ich mich vor ihm nicht einmal zu reden getraue. Ich geſtehe Ihnen, daß ich beynahe verzweifele, Agathens Herz dereinſt von den ſanften Empfindungen der Religion belebt zu ſehen, wenn dieſe Empfindungen ſich nicht bereits mit den erſten zarteſten Faſern ihrer Gedankenkeime verweben, und ſo in dieſem Gewebe von Grundſätzen und Empfindungen zu dem aſtreichen Baume aufwachſen, unter deſſen Schatten ihre Tugend dereinſt ſicher wohnen kann.

5.

Metra an Philareten.

Find ich Sie doch immer ſo rührend wieder, meine eigene Philarete! in allen den erquickenden Ergieſſungen Ihrer frommen Herzenswärme, immer wieder die Himmelverwandte milde Schwärmerin! — Fürchten Sie nichts, in meinem Munde iſt das Wort ehrwürdig, ob ich gleich in den Mauern einer Hauptſtadt eingeſchloſſen bin, und was noch mehr iſt, bisweilen in dem glänzenden Zirkel eines Hofes einen unglänzenden Punkt abgeben muß. Auch ich fühle das Bedürfniß dem Herzen wieder durch die Wärme der Empfindung einige Ausdehnung zu geben, und da ich nie verdorben genug geweſen bin, durch das Intereſſe der Anſchläge der Buhlerin und der Ränke des Ehrgeizes an den Schauplatz der Wolluſt und der Macht gefeſſelt zu werden, ſo würde ich das Peinliche meiner Lage, an die mich die Ergebenheit für eine verehrungswürdige Fürſtin bindet, doch ohne die Erquickungen einſamer Unterhaltungen mit höhern Ausſichten, in die Länge nicht aushalten.

Wie eile ich dann, nach einem Tage voll Schauvergnügen, allein zu ſeyn, oder vielmehr zu Unterhaltungen, in denen ich mich mit meiner Philarete begegnen werde. Beynahe möcht ich ſagen, daß ich dieſe Freuden mehr als ſie ſelbſt empfinde, — da ich mich darnach habe ſehnen müſſen, und da ſie mich, ſtatt wie Sie, blos zu ergötzen, nach langem Zwang und Sehnen, erquicken.

Urtheilen Sie, ob mit dieſer Sympathie Ihre **Metra** nicht wünſchen muß, Sie ganz die Ihrige nennen zu dürfen, da Sie alles heiligen, was ſich Ihnen nähert, und ich meinen Amyntor gern glücklich ſähe. Ich kann mich auf Ihre Gründe noch nicht ergeben, ſo ſehr ich die zarten Beſorgniſſe der Unſchuld, die ihnen Stärke leihen, verehren muß. Erlauben Sie, daß ich dieſe Beſorgniſſe zu ängſtlich nenne, und vergönnen Sie mir, daß meine reichere Erfahrung über Menſchen und Dinge, die das einzige iſt, was ich für die Weisheit aus meiner Lebensart davon bringe, etwas zu Ihrer Beruhigung verſuche.

Sie ſcheinen ſich das Herz eines Atheiſten zu fürchterlich vorzuſtellen. Hier auf dem Schauplatz des Ehrgeizes und der Vergnügen ſehe ich der Unglücklichen genug, die ohne Religion leben und es giebt nicht wenige unſchädliche unter ihnen; ja einige, die ſich durch beſondere Strenge und Regelmäßigkeit der Sitten unterſcheiden, nöthigen uns den Wunſch ab, daß ſie ſich die Seligkeiten der Religion gönnen möchten. Ohne Zweifel theilen die erſtern vermöge einer gewiſſen Güte des Temperaments Andern die Vergnügen mit, die ſie ſelbſt bey ihnen ſuchen, ſo wie die letztern in gewiſſen Grundſätzen der Ordnung und der Ehre die Gränzen ihrer Leidenſchaften finden. Und ſie würden beyde ſich die Vergnügen der Liebe und Ehrfurcht Gottes nicht verſagen, wenn ſich die erſtern der Anſtrengung fähig fühlten, die dazu gehört, den andern aber, aus Strenge gegen ſich ſelbſt, nicht alle ſanfte Empfindungen, als Schwachheiten, die ihrer unwürdig ſind, verdächtig wären.

In der Kindheit iſt das, was man Religion nennt, ein gewiſſes dunkles Gefühl einer allgemeinen Urſach des Weltgebäudes und der Begebenheiten in demſelben. Dieß Gefühl verliehrt ſich allgemach, wenn es nicht durch Nachdenken neue Nahrung erhält. Allein ein Leben des Vergnügens iſt beyden nicht ſehr günſtig. Die Zerſtreuungen ziehen das Intereſſe der Seele nach auſſen, bringen ſie durch ihre Berührung um die Wärme des Gefühls, und laſſen ihr weder die Zeit noch die Kraft zum Nachdenken über Gegenſtände, die auſſer dem engen Kraiſe der ſinnlichen Vergnügen und der kleinen Leidenſchaften der Eitelkeit und des Ehrgeizes liegen. Wenn nun ein Theil der Erleuchtung in den Wiſſenſchaften dieſe luftige Sphäre erreicht, wenn die Nachricht bis dahin dringt, daß der Scharfſinn groſſer Naturforſcher, deren Lob man hier mehr auf Glauben nachſpricht als fühlt, manche Geheimniſſe der Natur enträzelt habe: ſo glaubt man die Sache der Religion zum Beſten des Leichtſinns entſchieden, man glaubt der Gottheit zur Regierung der Welt nicht nöthig zu haben. Auf dieſe mitleidenswürdige Täuſchung gründet ſich dann die kleine Eitelkeit, daß die Irreligion ein Zeichen eines ungemeinen Verſtandes und eines ſtarken Geiſtes ſey 1). Sie ſehen, meine Theureſte! wie viel gefährliche Fallſtricke ſich hier für das ſchwache Herz eines eiteln und leichtſinnigen Jünglings vereinigen; es würden nicht weniger Wunder geſchehen müſſen, als der weiſe **Mentor** für ſeinen Telemach thun mußte, wenn er ihnen allen entgehen ſollte.

Darf nun Ihr Herz meinen **Amyntor** ſich ſchlimmer denken, als er zu ſeyn braucht, um das

---

1) Erſte Anmerkung.

zu werden, was man in ſeinen Umſtänden ſo leicht wird? Ich erwarte einen gütigern Urtheilsſpruch, wenn meine Philarete aus Ihrer Stille, worinn Sie vertraulich mit dem Himmel lebt, auf dieſe Scenen der Zerſtreuung und der Eitelkeit einen Blick wird herabgelaſſen haben.

6.

Hedion an Amyntor.

Sie haben ſich übereilt, Amyntor! Sie hätten uns nicht ſo ſchleunig verlaſſen ſollen. Es war nicht alles verlohren. Das Ungewitter konnte ſich verziehen und wieder dem Sonnenſchein an der durchlauchtigen Stirn Platz machen. Sie hätten doch mit dieſem politiſchen Himmel beſſer bekannt ſeyn ſollen, wenigſtens hätte nur wenig Geduld ſie belehren können, daß Sturm und Ruhe an demſelben eben ſo ſchnell als an dem phyſiſchen abwechſeln. — In der That ich weiß nicht, was Sie zu dieſem Entſchluſſe der Verzweiflung hat bringen können. Was wollen Sie auf dem Lande auſſer der Jagdzeit? Sie haben ſich in dieſer Lage nicht verſucht. Die Einſamkeit des Landlebens wird eigentlich erſt durch das Anhalten unerträglich; und ſo angenehm es jezt ſeyn mag, da es Ihnen neu iſt, und Ihr Verdruß über den Hof Sie noch unterſtützt, ſo läſtig wird es Ihnen mit der Zeit werden.

Sie ſehen, ich rede ernſthaft, ich ſtimme nicht in den Ton der loſen Geſellſchaft bey unſerer witzigen Aſpaſia, wo man ſehr geiſtreich über die **Gnade** oder vielmehr über die **Ungnade** ſpottet, die den armen Amyntor zum Durchbruch geholfen, über die Bußthränen, womit er die Landgemeinde erbauet, und was der Herrlichkeiten mehr ſind, womit die witzige Geſellſchaft ſich kitzelt um lachen zu können. Ich hoffe, mein Beſter! wenn ich dieſen Sommer auf einige Wochen werde zu Ihnen kommen, ſo werden meine Gründe Eingang bey Ihnen finden. Vor der Hand bleiben Sie alſo nur auf Ihrem Gute, und zu den Winterluſtbarkeiten ſind Sie wieder in K. Indeß wird eine fehlgeſchlagene Heirath, eine verunglückte Tugend, ein zu Grunde gerichteter Spieler u. ſ. w. die regierende Neuigkeit geworden ſeyn, und man wird Ihre Abreiſe vergeſſen haben.

7.

Amyntor an Hedion.

Mit Ihnen, mein Beſter! werde ich mich, über meine Begebenheit auf Gründe einlaſſen. Die andern Herrn und Damen lachen, und das kann ich auch. Ob meine Sachen am Hofe noch wieder herzuſtellen ſind, darüber will ich nicht mit Ihnen ſtreiten. Vielleicht habe ich mich übereilt vielleicht auch nicht.

Das aber, was Sie befürchten, macht mich gar nicht bange; indeß bin ich Ihnen für Ihre Beſorgniß ſehr verbunden. Ich halte ſie für ganz natürlich, und vor nicht gar langer Zeit hätte ich ſie auch gehabt. Jezt denken Sie einmal, es habe ſich ein ſechſter Sinn in mir entwickelt, durch den ich da Vergnügen empfinde, wo jeder anderer mit ſeinen gewöhnlichen Fünfen keines fühlt. Dieſer neue Sinn leiſtet mir die Gewähr für mein Aushalten, das iſt alles was ich Ihnen ſagen kann. Der Mangel dieſes Sinnes iſt es größtentheils der uns nöthiget, bey dem ewigen Einerley der Luſtbarkeiten auszuhalten, bey denen wir wider Willen, mit verſchloßnem Munde gähnen. Dieſer Ueberdruß allein, den uns der ewige Roſenkranz Ihrer Vergnügen verurſacht, würde mir jede Lage erträglich machen, und auch meine gegenwärtige, wenn dabey etwas zu ertragen wäre. Erinnern Sie ſich an die Geſchichte, die man am Hofe der verſtorbenen Churfürſtin von Sachſen erzählte? *) Ach! dieſe armen Kartheuſer ſind wir. Wie oft habe ich die Zuſchauer eines Balls bey Hofe beneidet, denen ich es anſahe, daß ſie die wirklich Vergnügten waren, indeß den vermeynten Glücklichen nichts, als die Heucheley des Vergnügens übrig blieb.

Indeß, wie geſagt, hätte ich bey dem allen haben aushalten müſſen, wenn mich nicht der Sturm in dieſe Einſamkeit verſchlagen hätte, wo ich Blumen des Vergnügens gefunden habe, auf Wegen, wo ich ſie mir nicht träumen ließ. Glücklicherweiſe hatte ſich noch aus meiner erſten Kindheit durch die Pflege meiner würdigen Mutter der Sinn erhalten, womit ich ſie genieſſen konnte; ſo ſehr ich auch gefallen war. Freylich noch einige Stufen tiefer, und dann hatten Sie Recht.

Ich kann nun zwar Ihre prima Donna nicht mehr die ſchöne Opernmuſik ſingen hören,

---

*) Zweyte Anmerkung.

aber ich habe ſie ſo oft gehört! Jezt ſingt ſie mir meine Tochter bey Ihrem Flügel, — freylich ſchlechter — aber Hedion! es iſt meine Tochter — und das — werden Sie geſtehen — iſt für einen Vater viel geſagt.

Doch kommen Sie ſelbſt, wir wollen ſehen, wer den Andern bekehrt.

8.

Philarete an Metra. *)

Ich habe die Sache aus meinem Geſichtspunkte angeſehn, verehrungswürdige Metra! Ich fühle wohl, daß ich in Gefahr bin ungerecht zu werden, wenn ſich mein Gefühl in meine Urtheile miſcht. Aber, mich dünkt doch, daß hier die Stimme des Gefühls nicht ganz darf überhört werden. Ich fühle auch ſehr wohl, daß ich es durch Foderungen, die vielleicht ſelbſt meine theureſte Metra romanhaft nennen möchte, einem jeden, der mich glücklich machen wollte, etwas ſchwer mache. Dafür werd ich aber ſchon ſelbſt genug geſtraft ſeyn. Da ich

---

*) Folgt auf den fünften Brief.

ich indeß einmal ſchwerlich von dem Plane, wonach ich bisher gelebt habe, abgehen kann, ohne etwas von meiner Ruhe zu verliehren: ſo werde ich gewiß Ihren Beyfall erhalten, wenn ich die Quellen meines häuslichen Vergnügens zu Rathe halte, und die Vergnügen der Sympathie, die ich in meinem Euphranor verlohren habe, in einem künftigen Gatten wieder zu finden hoffe.

Das ſind meine Bedenklichkeiten bey der Wahl eines Gatten, in deſſen Umgange ich auf den Theil derſelben Verzicht thun müßte, der mir, wie Sie wiſſen, ſo viel werth iſt. Bey dem allen erkenne ich in Amyntor viele liebenswürdige Eigenſchaften, ſo wie ich überhaupt Ihrem Urtheile über den Mangel dieſer Empfindungen gern Beyfall gebe. Da meine Einſamkeit mich nöthigt, meine Kenntniß des menſchlichen Herzens größtentheils aus Büchern zu ſchöpfen, ſo kann ich mir zur Beſtätigung dieſes Urtheils freylich nichts als die Zeugniſſe ſcharfſinniger Schriftſteller anführen. 3) Indeß glaub ich ſelbſt viele Urſachen von verſchiedenen Erfahrungen entdeckt zu haben, worauf Sie ſich berufen.

Sie bemerken ſehr richtig, daß eine gewiſſe Empfänglichkeit der Seele zu den Empfindungen

---

3) Dritte Anmerkung

der Religion gehöre, und wenn ich meine Metra recht verſtehe, ſo ſind es die ſittlichen Empfindungen, die der Seele dieſe Empfänglichkeit zur Religion geben, — die Empfindlichkeit für die Schönheiten der Natur, für alles wahre Schöne der Kunſt, für die ſittliche Schönheit, — ſo iſt es die Gewohnheit in der Erforſchung der Wahrheit Vergnügen zu finden und ſich für fremdes Wohl zu intereßiren. Denn dieſe Gewohnheit zu denken muß in der Seele ſeyn, wenn uns das Nachdenken über den Urheber der Welt nicht mühſam und unangenehm ſeyn; — dieſes Gefühl der Schönheit muß die Seele durchdringen, wenn der Anblick der Natur in Liebe der Gottheit übergehen, — dieſes ſittliche Gefühl muß bereits eine Quelle von Glückſeligkeit für uns ſeyn, wenn uns der Gedanke von einer vaterloſen Welt unerträglich werden, hingegen der Gedanke an eine Welt, worin ein allgemeiner Vater für das Wohl der Familie aller Lebendigen durch die Verwaltung des Lebloſen ſorgt, vergnügen ſoll. Dieſe vorbereitenden Empfindungen, glauben Sie alſo, ſind für das Herz, wenn es die Religion annehmen ſoll, das, was in der Kunſt der Färberey die Zubereitung iſt, wodurch die zarteſten Vließe gereinigt und mit zuſammenziehenden Mitteln zur Annehme der Farbe geſchickt gemacht werden müſſen. So lange aber die Seele noch keine Vergnügen kennt, als die, welche ſie nur ganz leicht berühren, und nur durch ihren ſteten Wechſel uns angenehm ſcheinen: ſo lange finden dieſe tieſer eindringenden Empfindungen bereits den Platz beſetzt, und werden, ſo zu ſagen, an der Thür abgewieſen. Wann wird alſo dieſe Empfindlichkeit, die eine ſo hoffnungsvolle Zubereitung zur Religion iſt, der menſchlichen Natur am leichteſten eingepflanzt werden? 4)

Glauben Sie nicht, meine Theureſte, daß es ſehr gut ſey, wenn dieſe zarte Empfindlichkeit gleich in der Jugend genutzt werde, damit ſie noch leicht auf die Religion hinüber geneigt werde? Fürchten Sie nicht, daß wenn die glückliche Zeit der Blüthen iſt verſäumt worden, man dieſe Kinder der jungen Natur vergebens in einer ſpätern Jahreszeit erwarten werde? Die ſchönen Tage kommen nicht wieder, da die unbefangene Kindheit in dem Sonnenſcheine der Unſchuld die Natur und ihre Vergnügen genoß, da ihr noch jeder Gegenſtand der ewigſchönen Schöpfung neu war, und dieſe Neuheit einem jeden Gegenſtand einen Reiz gab, der mit jedem Genuſſe ſchwächer wird. Wenn dieſe natürlichen Gegenſtände des Vergnügens verbraucht ſind: ſo eilt man zu den künſtlichen, von

denen

---

4) Vierte Anmerkung

denen der Uebergang zu den Empfindungen der Religion nicht mehr ſo leicht iſt. Sie ſind ſchon mit Sorgen untermiſcht, die das Gemüth einnehmen, und da die Seele den Geſchmack an den natürlichen verlohren, ſo läßt ſich nun die Empfindung der Freude über den Urheber unſeres Wohlſeyns nirgends mehr an die angenehmen Empfindungen der Seele anknüpfen. Der Verſtand wird in ſeinem Nachdenken über den unſichtbaren Urheber der Natur nicht mehr von den Wünſchen des Herzens unterſtützt, und wenn er endlich den unſichtbaren Schöpfer gefunden hat, ſo iſt es ohne Freude, da die Empfindungen der Ausflüſſe ſeiner Güte in den Schönheiten der Natur die Ueberzeugung des Verſtandes nicht mehr begleiten.

Es iſt noch ſchlimmer, wenn die Bildung der Religionsempfindungen in der Jugend nicht blos vernachläſſigt, wenn die Religionsempfindungen mißgeleitet ſind, wenn ſie ſtatt zu angenehmen Empfindungen der Freude, der Dankbarkeit, der Liebe eines wohlthätigen Vaters zu werden, zu bloſſen Empfindungen der Furcht und des Schreckens vor einem drohenden Tyrannen geworden ſind. Dürfen wir uns wundern, wenn man mit ſolchen Begriffen von der Religion den Gedanken an dieſelbe ſcheut, und die Beſchäftigung mit demſelben ſo weit, als man kann, vor ſich entfernt? 5) Dieſe erſte Verwahrloſung kann in der Folge bey manchen eine Wendung nehmen, wodurch ſo ſonderbare Erſcheinungen von menſchlichen Charaktern hervorgehen, daß man Mühe hat, ſie zu erklären. Wenn ein Menſch, der ſo erzogen iſt, durch ſeine folgende Lebensart gewohnt wird, ſich dem Zwange ſeiner Pflichten mit unbedingtem Gehorſam zu unterwerfen, wenn ihm alſo eine ſtete Selbſtverleugnung zur andern Natur wird: ſo fängt er an, die Begriffe von Pflicht und Zwang für einerley zu halten. Sich eine angenehme Empfindung zu erlauben, ſcheint ihm alsdann eine Schwachheit, die mit dem Begriffe von Pflicht unverträglich iſt; er unterwirft ſich alſo der Religion, wie dem Zwange ſeiner übrigen Pflichten, ohne Vergnügen von ihr zu erwarten, ſo wie er ſich ohne Ungeduld den beſchwerlichſten Pflichten und allen Uebeln in der Welt unterwirft, ohne dafür in der Regierung eines gütigen Weſens einen Erſatz zu ſuchen, der ihm ihre Ertragung verſüßen könnte. Glauben Sie nicht, meine Theureſte! daß dieſes oft der Fall bey ſo vielen würdigen Charakteren unter den Vertheidigern des Vaterlandes ſey, wenn ſie nicht bereits ſo weit über ihre Lebensart nachgedacht, daß ſie ſich den Zwang ihrer Pflichten durch die

Betrach:

---

5) Fünfte Anmerkung

Betrachtung des Nutzens, der ſie nothwendig macht, erleichtert haben? — Sie ſehen, meine theureſte Metra! daß ich nicht habe ungerecht ſeyn wollen, daß ich einem Charakter, mit dem ich nicht ſympathiſire, doch kann Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Allein Trotz alles Guten, was ich ſonſt von ihm denken mag, hoffe ich doch von meiner Metra Nachſicht zu erhalten, wenn ich bey meiner Erklärung bleiben muß: Dieſer noch ſo würdige Charakter kann mich, als ſeine Gattinn, nicht glücklich machen.

Ich merke ziemlich ſpät, daß ich Ihnen, ſtatt eines Briefes, beynahe ein Buch geſchrieben habe. — Doch ſie haben mit meinen Unarten Geduld, und Ihrer Güte macht es Vergnügen, mich zu hören, weil es mir Vergnügen macht, mit Ihnen zu ſchwatzen.

9.

Anmunter an Hedion.

Sie werden, wenn Ihnen der Ausdruck nicht zu ſchäfermäßig und alſo lächerlich iſt, Sie werden die ſchöne Jahreszeit der Blüthen verſtreichen laſſen, Hedion! ohne ſie auf dem Lande genoſſen zu haben. Denn ich werde nicht gefällig genug ſeyn können, ſo wenig als jener Aſtronom die Sonnenfinſterniß, den Frühling dieſes Jahr noch einmal kommen zu laſſen. Und dann fürchte ich, wird der ganze Sommer drüber hingehen, ohne daß Sie mich beſucht haben. Sie werden ein Bad beſuchen, um auf einem ländlichen Sommerkarneval die Langeweile und den Zwang wiederzufinden, der Sie kaum mit dem Ende des ſtädtiſchen Winterkarnavals entgangen ſind.

Sie wiſſen doch, daß Sie mich bekehren müſſen? Je länger Sie dieſe Arbeit aufſchieben, deſto ſchwerer, fürchte ich, wird Sie Ihnen werden. O! die Luft muß hier anſteckend ſeyn, denn es wird alle Tage ärger mit mir.

Im Ernſte, Hedion! ich finde hier in der freyen Natur und unter meinen guten Landleuten, was ich nie vermuthet hatte. Ich bin neulich in der Kirche meines Gutes geweſen, und habe dem Gottesdienſt beygewohnt. Sie wiſſen, ich habe den öffentlichen Gottesdienſt immer für eine ganz gute Anſtalt gehalten, ich habe ihm nicht nur von Zeit zu Zeit beygewohnt, weil ich es für Pflicht halte, ſo viel möglich iſt, ſich nicht auszuzeichnen, ich habe auch immer darauf gehalten, daß ein Menſch von einiger Erziehung ſich dabey anſtändig betragen müſſe. *) Und in dieſer Stimmung gieng ich in meine Dorfkirche. Ich weiß nicht, ob die Dorfkirchen anders ſind, als eure Stadtkirchen, aber ich ſchäme mich nicht, Ihnen zu geſtehen, Hedion! daß mich eine Rührung überraſchte, auf die ich mich gar nicht gefaßt gemacht hatte. Ich will Ihnen alles erzählen; und wenn auch die bloße Erzählung auf Sie nicht die Würkung thun wird, die die Sache ſelbſt auf mich gemacht hat: ſo wird Sie doch vielleicht Ihnen meine Schwachheit verzeihlicher machen.

Ich gieng alſo zur Kirche. Von Ferne bemerkte ich ſchon die Gemeine Truppweiſe auf dem Kirchhofe zuſammenſtehen, und als ich näher kam,

nahm

---

*) Sechſte Anmerkung.

nahm ich ihren einfältigen Putz gewahr, der einen recht angenehmen Eindruck auf mich machte. Ich fühlte nun zum erstenmale eine sonderbare Weisheit und Menschlichkeit in einer Einrichtung, deren Absicht und wohlthätige Würkung ich nie so in ihrem ganzen Umfange gefühlt habe, als in dieser kleinen einfachen Geſellſchaft. Ruhe, mein lieber Hedion! iſt erſt Süßigkeit, wenn man gearbeitet hat, und die härteſte Arbeit ſelbſt verliert vieles von ihrer Härte, wenn man den Genuß ihres Lohnes in der Ruhe ſieht. Ich ſahe die guten Leute nun zum erſtenmale auf eine Art glücklich, die meiner Art glücklich zu ſeyn, etwas näher kam. Bisher hatte ich ſie immer mit ihren Geſchäften und Sorgen geſehen, nun ſah ich ſie in ihrer ſorgenfreyen, genieſſenden Ruhe.

Hier konnte ich einen Theil ihres Glücks fühlen; denn auch ich hatte in meiner Kindheit mich nach dem Tage geſehnt, wo ich frey von dem, was ich damals meine Arbeit nannte, meines Lebens genieſſen konnte. Dies iſt ein Reiz, den dieſer der Ruhe heilige Tag für meine Landleute hat, und der ſich nur in dem Tempel der Gottheit empfinden läßt, in dem die mehreſten Anbeter nicht bloß vom Müßiggehen ausruhen.

Dieſes angenehme Gefühl wurd noch durch den Anblick einer anſtändigern Kleidung, oder, wenn Sie nicht lachen wollen — denn Putz iſt im Grunde doch nur ein Vergleichungswort — eines ländlichen Putzes erhöhet. Die Hauptſache bey dieſem Putze iſt die Reinlichkeit, zwar eine ſo niedrige Stuffe des Wohllebens, daß man, wie man will, ſie zu den Nothwendigkeiten oder den Annehmlichkeiten des Lebens rechnen kann; aber doch eben deswegen auch eine ſo unentbehrliche, daß kein noch ſo koſtbarer Erſaz die beleidigten Sinne wegen ihres Mangels bey ihren glänzenden Damen befriedigen kan. Sie iſt, wie die Tugend, eine Quelle des Vergnügens für uns ſo wohl als für Andere.

Dieſe und ähnliche Eindrücke mag ich vielleicht ehemals bey den nemlichen Gelegenheiten überſehen, oder ſie mögen ſich nicht ſo merklich gemacht haben; dieſesmal aber ſetzten ſie meine Seele in eine ſo angenehme Stimmung, daß ſie vielleicht eine recht gute Vorbereitung waren, ſie der folgenden noch angenehmern Eindrücke empfänglich zu machen.

Nachdem ein jeder ſeinen Platz genommen hatte, begann der Gottesdienſt, und nun zogen die Stühle, worinn an den Seiten die Hausväter, und in der Mitte die Mütter mit ihren Töchtern von verſchiedenen Alter faſſen, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. — Hedion! wenn angenehme Gefühle ſich mittheilen, das hat ſchon etwas ſo rührendes, daß es dabey auch einem Menſchen von nicht ſonderlicher Empfindlichkeit in den Augenliedern ſticht, aber wenn es angenehme Gefühle ſind, die eine ſo ehrwürdige Quelle haben, wenn die Mutter ſich an der Hand ihrer Kinder vor dem Ewigen demüthigt, und ſich demüthigt um für diejenigen, in die ſich hienieden alle ihre Wünſche vereinigen, Seegen zu erflehen, wenn alle ohne Unterſchied, ſo wohl die gehorchen, als die, welchen Gehorſam gebühret, Einen erhabenen Einzigen bekennen, dem ſie alle ohne Unterſchied Gehorſam ſchuldig ſind, wenn alle, die ſegnen und geſegnet werden, zu einem Einzigen flehen, von dem ſie Seegen erwarten. — Das machte einen Eindruck auf mich, den ich vergebens zu beſchreiben ſuche. Was ſoll ich mich ſchämen? — ich geſtehe Ihnen, mein Augapfel konnte ſich der Schwachheit nicht erwehren, noch einmal benezt zu werden. Man vergißt beynahe, daß alles dieſes auf Vorurtheilen der Kindheit beruhe, und man muß geſtehen, daß Vorurtheile, wenn ſie ſo angenehme Wirkungen haben, nicht wenig Achtung verdienen.

Daß endlich der Geſang einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht habe, werden Sie mir deſto leichter glauben, da Sie immer ein ſo groſſer Verehrer des Geſanges unſerer Kirche geweſen ſind. Ich weiß wohl, daß ſich dieſer Beifall nur auf den muſikaliſchen Theil deſſelben erſtreckt, und daß ſie gegen den poetiſchen deſto mehr einwenden. Und Sie mögen Recht haben. Indeß kann der gemeine Chriſt die Wohlthat beſſerer Kirchenlieder nur von ſeinen weiſern Lehrern erwarten, und von denen wird er ſie gewiß mit Dank annehmen. Die Zeit dieſer nützlichen Reformation ſcheint nun gekommen zu ſeyn; die gebildetern Chriſten werden nun ohne zu erröthen, mit ihren weniger gebildeten Brüdern im Einklang ſich vereinigen können, und die Männer, denen wir dies zu verdanken haben, werden unſere Achtung verdienen. Bis dahin können wir unſer Vergnügen nur auf den muſikaliſchen Wohlklang ausdehnen, und dieſer thut in einer ziemlich zahlreichen Gemeinde bey einer ſo großen Mannigfaltigkeit von Stimmen, wovon ſich eine jede nach ihrem Umfang mit dem Hauptgeſang oder der Begleitung vereinigt, eine erſchütternde Würkung, die ſich mit der kitzelnden Berührung der ſchwelgeriſchen Lieder der Welſchen gar nicht vergleichen läßt.

Von der Predigt ſag ich Ihnen noch nichts. Sie war, glaub ich, gut; denn ſie war verſtändlich, und ſchien mir der Lage der Zuhörer angepaßt. Aber ich muß den Mann ſelbſt noch näher kennen lernen. Bey dem erſten Ceremonien-Beſuche ſchien er mir in ſeinen Manieren ganz ſo ſteif, als man es von einem Manne, der zwiſchen Büchern und Landleuten funfzig Jahr alt geworden iſt, erwarten kann, und dabey waren ſeine Aeußerungen ſo natürlich, daß ſie etwas von Laune hatten, und Sie wiſſen, Hedion! wir mögen die Laune nur an unſern Geſellſchaftern, wenn ſie poßierlich iſt. Doch ich darf noch nicht urteilen, alſo von dieſem Manne, mit dem ich bekannter zu werden denke, ein ander Mahl mehr. —

* * *

10.

Amyntor an Metra.

Wenn ich gleich bisher verſäumt habe, Ihnen meine würdigſte Mutter! von meiner Ehrfurcht gegen Sie zu reden, ſo werden Sie doch die Verſicherungen davon aus Hedions Munde erhalten haben. Der Briefwechſel mit dieſem Freunde beſchäftigt mich jetzt beynahe allein. Sie wiſſen, ich habe mich gegen ihn zu rechtfertigen, und wenn auch ſeine Vorwürfe nicht allemal lang ſind: ſo müſſen es doch mehrentheils meine Vertheidigungen ſeyn. Ich wünſchte ihn hier zu ſehen; vielleicht würde unſer Verſtändniß leichter werden.

Ueberhaupt iſt das, was ich noch am meiſten vermiſſe, das Glück der Freundſchaft. Die alten Bande ſind zerriſſen, und die neuen noch nicht geknüpft. Die Bekanntſchaften indeß, die doch wohl das Anſehen haben, als wenn ſie allgemach zu Freundſchaften reifen wolten, ſind unſer Prediger, den ſie kennen, und unſer gute Philokles, den ich noch immer kaum alt nennen darf, ob er gleich den ſiebzigen entgegen gehet, ſo friſch iſt noch ſein Anſehen. Sein etwas trauriger Ernſt, den, wie Sie wiſſen, nur die Freundlichkeit des Wohlwollens, nie die Luſtigkeit der Laune oder des Temperaments erheitert, ſchrekt mich nicht mehr, wie ehemahls, da ich noch zu der luſtigen Bande gehörte, die leider! nur ſo wenig luſtig iſt. Wenn man ſich einander nöthig wird, ſo fügt man ſich zu einander. Vielleicht, daß er jezt etwas mehr Freundlichkeit in ſeinen Umgang miſcht, als zu einer Zeit, da er nicht hoffen konnte, meinen Geſchmack zu befriedigen, und einen Freund in mir zu gewinnen; vielleicht daß ich ſeinen ſo anziehenden Ernſt nicht mehr ſo ſcheue, ſeitdem ich andere, als die lauten Vergnügen, habe kennen gelernt.

Sie ſehen, mein Kreis von Freunden iſt noch ſehr eingeſchränkt; indeß würde er immer groß genug ſeyn, wenn ſich meine würdigſte Mutter, und noch eine weibliche Freundin in demſelben befänden. Der ausgeſuchteſten Geſellſchaft fehlt noch eine Art von Intereſſe, wenn nicht einige weibliche Freunde der männlichen Unterhaltung einen Ton von Sanftmuth und Zuvorkommen geben, oder ihre

Zwiſchenräume mit dem angenehmen Nichts ausfüllen, das nur als Zeichen gegenſeitiger Zuneigung und gefälliger Heiterkeit ſo viel werth iſt. Sie errathen mich ohne Zweifel. O! daß Sie mich erriethen, und daß Ihre vortrefliche Philarete es mir verzeihen könnte, Ihren Werth ſo lange verkannt, und Sie, als eine bloße Dame vom Stande, vernachläßigt zu haben.

Ich will der Zärtlichkeit meiner würdigſten Mutter nicht durch Bitten vorgreifen. Sie wiſſen beſſer was zu meinem dauerhaften Glück gehört, und wünſchen es vielleicht mehr, als ich Kurzſichtiger es ſchon wünſchen kann. Sie arbeiten vielleicht ſchon an der Erfüllung meiner Wünſche. Laſſen Sie es meine Sorge ſeyn, daß Sie nicht für einen Unwürdigen arbeiten. — Meine Geſellſchaft kömmt an, und ich kann meiner theureſten Mutter nur noch meine Ehrfurcht verſichern.

11.

Metra an Amyntor.

Ich habe die Hofnung gar nicht aufgegeben Amyntor! wenn unſer kleiner Hof wird aufs Land gegangen ſeyn, einige Wochen bey dir zuzubringen, und freylich würd ich eine Freundin zur Geſellſchaft haben müſſen. Ich hoffe, daß du mir die Wahl derſelben überlaſſen wirſt; und wenn ſie auf meine Philarete fält, wird ſie deinen Beifall haben? Es ſchikt ſich, daß du ſelbſt Sie einladeſt; und ich denke, du wirſt es mir Dank wiſſen, daß ich einen Briefwechſel zwiſchen euch anſpinne, ſo ſchwer dir auch der erſte Brief von Herzen gehen wird. Freilich mein Freund! haſt du Unrecht gegen Sie gehabt, aber wie konnteſt du einem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, das gekannt ſeyn will, wenn es geſchäzt werden ſoll? — Indeß getroſt! der Weg iſt gebahnt, und wenn du nun die beſcheidene Weisheit meiner Philarete ſchäzeſt: ſo wird Sie meinem Amyntor das Vergnügen ihres lehrreichen Briefwechſels nicht verſagen.

12.

Amyntor an Philareten.*)

Ob ich mich gleich, theureſte Philarete! zu Ihrer himmliſchen Tugend nicht erheben kann: ſo glaub ich doch, daß Sie von meinen Grundſätzen ſchlechter denken, als ſie es verdienen. Erlauben Sie mir nur noch wenige Worte zu ihrer Rechtfertigung; denn ich kann den Gedanken nicht ertragen, meine ſittlichen Grundſätze von Ihnen als unwürdige verurtheilt zu ſehen, ich würde mehr dabey leiden, als Sie noch immer glauben wollen.

Ich könnte geprieſene Weltweiſen für mich anführen, wenn das etwas bey Ihnen gelten könnte, wenigſtens ſolten Sie mich aber doch nicht ſtrenger als dieſe verdammen. — Doch ich glaube etwas beſſers ſagen zu können, woſern mich meine theureſte Philarete noch weiter hören will, und das iſt: wir ſind eins, wenigſtens mehr eins, als wir ſcheinen, und Sie geſtehen wollen. Iſt es nicht einerley, woher die urſprüngliche Kraft der ſittlichen Geſetze kommen mag, von Gott, oder von dem Willen des Staats? genug ſie ſind einmal da, und wenn ſich Amynter nicht Philaretens heilige Tugend zu erreichen vermeſſen kann, ſo darf er ſich doch ſelbſt vor ihr das Zeugnis geben, daß ihm die Geſetze der Geſellſchaft unverlezlich und verehrungswürdig ſind.

---

*) Es müſſen zwiſchen dem elften und zwölften einige Briefe verlohren gegangen ſeyn. Die Lücke iſt offenbar. Indeß will ſie der Herausgeber lieber der Einbildungskraft des Leſers auszufüllen überlaſſen, als durch eine ungeſchikte Ergänzung, die ganze Sammlung verdächtig machen.

In der That, Philarete! ich konnte mich das erſte Mahl darüber von meiner Verwunderung kaum erhohlen, daß Ihnen dieſe Geſinnungen nicht Genüge thaten. Ich hatte bis dahin die Sache gar keiner Unterſuchung werth gehalten, wenn ich auch ſonſt zum Unterſuchen ſehr aufgelegt geweſen wäre, ſowohl weil es mir nicht darauf anzukommen ſchien, um als ein Mann von Ehre in meinem Kraiſe zu leben, als auch, weil meine Grundſätze augenſcheinlich die allgemeine Erfahrung für ſich haben. — Ich nenne ſie meine Grundſätze, ich ſolte ſie aber billig das Glaubensbekenntniß aller erfahrnen Weltleute nennen. Denn man kann nicht lange in der Welt leben, ohne die gar nicht ſchwere Entdeckung zu machen, daß die allgemeine Quelle aller ſogenannten guten Handlungen der Eigennutz ſey, daß zwar Einige Gewiſſen vorgeben, allein daß es in Anſehung dieſes Vorgebens gewis eben ſo viel Heuchler, als in der Religion, gebe. Wer durch ſolche Erfahrungen, vortrefliche Philarete! gegen den Geſang der Gewiſſensheuchler nicht wolte argwöhniſch werden, von deſſen Verſtande würde man ſich in der Welt einen unbeſchreiblich ſchlechten Begriff machen.

Im Grunde mußten mir alſo, wie jedem Andern in dieſer Lage, die Furcht der Strafen, der Reiz der Belohnung, womit der Geſezgeber auf den Eigennutz wirkt, die ganze Kraft der Geſetze ausmachen, durch deren Beobachtung die Ordnung und das Wohl der Geſellſchaft erhalten wird. Bey Perſonen von höherm Stande kommen zu dieſen Geſetzen noch die Geſetze der Ehre, und eine feinere Erziehung, die aber von der Erziehung der niedern Klaſſen nur durch die Art der Vorurtheile unterſchieden iſt, durch deren frühzeitige Einpflanzung die Sitten gebildet werden. Fern ſey von mir eine unvorſichtige Verachtung dieſer Vorurtheile, ich verehre ſie, als die ſchäzbarſten Handhaben, woran man den Unerfahrnen, wie man will, zum Guten lenken kann, es ſeyen die bloſſen Vorurtheile der Religion bey den niedern Klaſſen oder die Vorurtheile des Wohlſtandes bey den höhern.

Iſt meine verehrungswürdige Philarete nun mit mir zufrieden? Sie ſehen, ich bin nicht ſo ſchlimm, als Sie mich gedacht haben. Wir gehen in einer ſolchen Kleinigkeit von einander ab, daß — offenherzig — es nicht der Mühe werth iſt, darüber zu ſtreiten. Ich habe aber überhaupt das Unglück, daß man ſich mich gerade nur etwas weniger ſchlimm, als ein kleines Ungeheuer, vorſtellt. Verzeihen Sie, Philarete! dieſe Klage gilt ihr freundliches, weiches Herz nicht. Philokles iſt es, bey dem ich mich noch weit öfter rechtfertigen muß, und der mich mit weit weniger Schonung behandelt.

Und gleichwohl muß ich ihn lieben, Philarete! dieſen theuren Philokles! und um Ihnen dieſen ſcheinbaren Widerſpruch begreiflich zu machen, erfülle ich jetzt gleich mein Verſprechen, Sie mit dem Karakter meines Freundes etwas bekannter zu machen. Er hat der Ungerechtigkeiten der Welt zu viel erlitten, der Fehlſchlagungen zu viel erfahren, das hat ihn etwas erbittert, ſo wie es ihn ungeſelliger, oder um richtiger zu reden, in der Wahl ſeiner Geſellſchaft eigenſinniger gemacht hat. Da er einen großen Theil ſeines Lebens in Kriegsdienſten zugebracht hat, ſo iſt ihm der Geiſt der Ordnung und der Strenge gegen ſich ſelbſt, der ein ſo ſchäzbarer Theil der militariſchen Erziehung iſt, zur andern Natur geworden. Vermöge dieſer Gewohnheit nichts ſchwer zu finden, was Pflicht und Umſtände nothwendig machen, hat er ſich ſelbſt überredet, daß ein ſo wohlwollendes Herz als das Seinige in einer gänzlichen Einſamkeit könne glücklich ſeyn, und nachdem er ſeinen lezten Sohn, einen Hofnungsvollen Jüngling in dem vorigen Kriege verlohren, hat er allem freundſchaftlichen Umgange mit der Welt entſagt, wo er Gelegenheiten zu finden fürchtete, wodurch Empfindungen könnten erneuert werden, die er mit der Standhaftigkeit eines Mannes ſchon ganz ausgelöſcht zu haben glaubte. Allein Sie können leicht denken Philarete! daß aller Zerſtreuungen ungeachtet, die ihm ſeine ſtrenge Beſchäftigung mit den ernſthafteſten Wiſſenſchaften verſchaffen, dieſer geheime Wurm an ſeinem Innern naget, — daß die Unbehaglichkeit in einer unnatürlichen Einſamkeit, die er ſich ſelbſt nicht geſtehen will, auf den Ausdruck ſelbſt ſeiner wohlwollendſten Geſinnungen einen Einfluß haben muß, und daß die Herzensgüte dieſes rechtſchaffenen Selbſtpeinigers nicht die ſanfte Farbe der Gefälligkeit, der Heiterkeit, der Geduld und der Gleichheit der Laune haben könne, die ſich in ganz ruhigen Seelen findet. Die Betrachtungen der Einſamkeit haben ſeine Anforderungen an die Menſchen nur noch chimäriſcher, ſo wie ſeine Kenntniß

derſel

derſelben ihn in ihrer Beurtheilung noch kauſtiſcher gemacht. Aber welcher reine Grund blickt aus der Tiefe ſeiner Seele hervor, wenn ſie der Sonnenſchein der Zufriedenheit erhellet.

Es hat mir Mühe gekoſtet, dieſem edlen Manne Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Jezt da ich ſein Inneres kenne, iſt mir ſein Umgang tauſendmahl lehrreicher und intereſſanter als der ſeichte Umgang mit den abgeſchliffenen, glatten Allgefälligen, die eben darum ſo glatt zu ſeyn pflegen, weil ſie auch ſehr hart ſind. Ich habe vielleicht ihn ſchon wieder etwas mit der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſöhnt. Er findet Vergnügen in der Mittheilung ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen, und ohne dieſe Mittheilung verliehren auch die Kenntniſſe ſo viel von ihrem Reize, daß es beynahe zweifelhaft iſt, ob ſie ohne dieſes rührende Vergnügen uns glücklich machen. Eine anziehende Unterhaltung, wozu ſein nachdenkender Verſtand die Gelegenheit beynahe aus jedem Gegenſtande hernehmen kann, zieht ihn allgemach ſo auſſer ſich ſelbſt, daß ſeine Blicke ſich immermehr erheitern, je mehr er über dem Vergnügen die Wahrheit zu finden und mitzutheilen ſich ſelbſt vergißt. Kurz, Philarete! Philokles iſt ein vortrefliches Inſtrument, woraus ein jeder, der es zu ſpielen verſteht, den herrlichſten Wohlklang ziehen kann. Wenn Sie dieſe Beſchreibung lang, und — welches auch wohl ſeyn könnte — langweilig finden: ſo waſch ich meine Hände; Sie wolten ſie genau haben, und das konnte ſie nicht ſeyn, wenn ſie kurz werden ſolte.

13.

Philarete an Amyntor!

Ich bin nicht ſo ungerecht, Amyntor! als Sie mich anklagen. Ich geſtehe, daß es Etwas iſt, die bürgerliche Kraft der geſellſchaftlichen Geſetze zu erkennen, aber in der That auch ſehr wenig. Ich habe immer bisher geglaubt, daß wenn mir meine Pflichten recht theuer ſeyn ſollten, ſo dürfte ich ſie mir ohne ihre göttliche Kraft und Abſtammung nicht denken, aber freylich ich habe das nur meinem Gefühl geglaubt, ohne in dieſem ſanften Gefühle durch die Sophiſtereien Ihrer Philoſophen geſtört zu ſeyn, um die ich mich nie bekümmert habe. Und mehr als dieſes Gefühl, werd ich Ihnen auch nicht entgegen ſetzen können; wenn ich Ihnen nun das nicht mittheilen kann: ſo werd ich Sie auch nicht überzeugen, aber eben ſo wenig werd ich meine Ueberzeugung verliehren, ſo lang ich dieſes Gefühl behalte.

Das Erſte nun, wodurch ich mich in Ihrem troſtloſen Glaubensbekenntniſſe beleidigt finde, iſt, daß ich es für menſchenfeindlich halte. Sie laſten dem armen Menſchen die ganze Bürde ſeiner Pflicht auf, ohne ihm die angenehme Ausſicht auf die Seligkeiten derſelben zu laſſen, die Sie ihm könnte tragen helfen. Die gröſte Härte dieſer Einrichtung, — geſezt daß es die Einrichtung der Welt wäre, — würde gerade auf den Theil des menſchlichen Geſchlechts fallen, der der nüzlichſte, und doch der am wenigſten begünſtigte iſt, der ſehr ſaure Pflichten zu erfüllen hat, ſich ſehr ſtrengen Verleugnungen unterwerfen muß, und zur Belohnung ſich nichts zu verſprechen hat, als das Glück nicht in einem Kerker zu ſchmachten, oder in die Hände des Henkers zu fallen. Ammutor! können Sie mit dieſem Gedanken den Anblick Ihrer ſo gutherzigen Landleute ertragen, deren Arbeitſamkeit, Genügſamkeit, Gedult, Gefälligkeit und Dankbarkeit ſie ſelbſt gerührt hat, kann Sie der Anblick dieſer guten Menſchen nicht peinigen, die für ihre demüthige Tugend keinen Lohn finden, da Sie ihnen

nen das Vergnügen abſprechen, das mit der Ausübung dieſer Tugenden verbunden iſt. Dieſes Vergnügen aber iſt eine Belohnung, die die menſchlichen Geſetze der Pflicht weder geben noch nehmen können, daß ſie alſo von Gott ſelbſt haben muß, die Belohnung, die alle wahren Geſetze zu göttlichen Geſetzen macht.

Ihre Grundſätze Amyntor! werden dadurch nicht menſchlicher, daß Sie den bürgerlichen Geſetzen die Erziehung an die Seite ſtellen, wenn die Geſinnungen, welche, vermittelſt der Erziehung, der einfältigen gutherzigen Seele ihre Willigkeit zur Erfüllung ihrer Pflichten geben, auf Vorurtheilen von Glückſeeligkeit beruhen, auf die der Betrogene vergebens wartet. Wie? es ſollte ein eitler Selbſtbetrug ſeyn, ſich von dem beſten Weſen dieſe Unpartheylichkeit in der Austheilung ſeiner Gunſt zu verſprechen, deren gewiſſe Erwartung auch die ſchwerſten Pflichten gegen das Gewiſſen leicht macht? — Oder, — wann ich bey Ihnen den troſtvollen Glauben an dieſen Unpartheiiſchen nicht vorausſehen darf — die betrogenen Unglücklichen ſollten nicht jedesmahl mein Bedauren erregen, ſo oft ich ſie mit dieſer getäuſchten Freudigkeit ihre Laſt tragen ſehe? — Ich weiß nicht, wie man, ohne grauſam zu ſeyn, dieſen Gedanken ertragen kann.

Mich dünkt aber auch, daß man Ihrer Meinung nicht ſeyn könne, ohne ungerecht gegen viele gute Menſchen zu werden, und dem geſellſchaftlichen Wohl eine ſtarke Stütze zu entziehen. Denn Sie nehmen der Tugend allerdings eine ſtarke Stütze, wenn ſie ihr den edlen Stolz nehmen, das was recht iſt, ohne niedrige Furcht und Eigennutz, gethan zu haben, — dieſen Stolz, der ſich nicht ſelten in den Hütten findet, und in den Hütten ſo rührend, ſo ehrwürdig iſt, weil da Vergeltung ſeiner Dienſte anzunehmen ſo verzeihlich wäre. Das Bewußtſeyn, diejenigen, denen wir an Glücksgütern nachſtehen, an Geſinnungen zu erreichen oder wohl zu übertreffen, wie aufmunternd für den unbegüterten aber zufriedenen Menſchenfreund, ihm keine andere als knechtiſche, belohnte Pflicht zutrauen, wie niederſchlagend, wie Herzwelkend!

Nicht an die Tugend glauben, Amyntor! iſt ungerecht und grauſam, und, wenn ſie es genauer unterſuchen, die größte Pein für den Ungläubigen ſelbſt. Der Einfluß menſchlicher Aufſicht und Vergeltung iſt von ſo geringem Umfange, ſie erreichen ſo wenig äuſſere Handlungen, und die innern gar nicht, die Vorurtheile ſind ein ſo ſchwankender Grund, daß, wenn man in den Unterhandlungen und dem Umgange mit dem Menſchen ſich nicht auf ein ſicheres Gefühl von Recht verlaſſen kann, man in der That zu beklagen iſt. Wehe der menſchlichen Geſellſchaft, wenn es überall ſo Thorheit wäre, es dem Menſchen zuzutrauen, als in dem Lande des Eigennutzes und der Gleißnerey, das Ihnen ſo gut bekannt iſt! Wehe dem Unglücklichen, der kein anderes Geſetz kennt, als das Geſetz, das auch der Böſewicht hören muß! Aber es lebt noch dieſes Gefühl des Rechtes, es lebt unter den unverdorbenen Bewohnern der Hütten, bey denen der Reichthum noch nicht alles Verdienſt ausmacht, noch nicht vor verdienter Verachtung ſchützen, noch nicht unverdiente Ehre verleihen kann 7).

Ich habe viel gewagt, daß ich mich unterſtanden habe, mit einem Manne von Amyntors ausgebreiteter Weltkenntniß, mich in einen Streit einzulaſſen, der, nach ſeiner Meinung, bloß durch groſſe Bekanntſchaft mit den Menſchen entſchieden werden kann. — Aber ich glaube, daß mir ein noch ſo ausgebreiteter Umgang mit den Menſchen doch nur ihr Aeuſſeres kennen lehrt, wenn ich nicht durch gründliche Bekanntſchaft mit meinem eigenen Herzen den Schlüſſel lerne, mit dem ich die geheime

Schrift

---

7) Siebente Anmerkung.

Schrift in den Herzen Anderer leſen kann. Dieſer Umſtand ſetzt uns wieder ins Gleiche, ja indem ich in meiner eigenen Seele noch gewiſſe Züge entdecke, die in andern verblichen ſind, ſo bin ich vielleicht berechtigt, mich ſelbſt mit einem Weltkenner, über die Allgemeinheit und Tiefe ſeiner Menſchenkenntniß zu meſſen.

14.

Amyntor an Philarete.

Ich bin auf dem Felde der Unterſuchung, wohin Sie mich gezogen haben, noch zu ungewohnt, theureſte Philarete! und das macht mich etwas verlegen. Ich glaubte in unſerm kleinen freundſchaftlichen Streite mit dem auszukommen, was ich Erfahrung nannte, und Sie ſpielen die Unterſuchung ſo in das Feld des Tiefſinns, wo ich ſo unbekannt bin, und eben darum immer Fallſtricke befürchte, Sie haben ſogar, — bald hätte ich geſagt, — die Grauſamkeit, meine Grosmuth mit ins Spiel zu bringen. — Philarete! wenn ich hoffen dürfte, daß Sie den heiſſen Wunſch meiner Seele kennen, den Wunſch, Ihrer guten Meinung von meinen Geſinnungen gewiß zu ſeyn, müßte ich nicht glauben, Sie hätten meiner Ueberzeugung Gewalt anthun, oder mein Herz beſtechen wollen?

Es ſey ferne, daß ich ſo ſchlecht von den Menſchen denke, als Sie mir Schuld geben. Wenn ich die Folgen in meinen Grundſätzen bemerkte, die Sie darinn aufdecken: ſo würde ſie wenigſtens mein Herz verſchmähen, wenn ſie auch für meinen Verſtand noch unüberwindlich wären. Ich habe aber weder meine Achtung allen denen verſagt, die für das Wohl der Geſellſchaft arbeiten, noch auch meine Bewunderung und mein Mitleid denen, die ſich ohne ſonderliche Vergeltung in den hohen und niedern Ständen freiwillig und unfreiwillig demſelben aufopfern. Ich habe ſelbſt die wahren und eingebildeten Vergeltungen, wodurch beiden ihre Arbeit erleichtert wird, zu vervielfältigen gerathen. Sie ſichern Ihnen dieſe Aufmunterungen in einem Lohne, den ſie in ſich ſelbſt finden. — Philarete! fragen Sie die Erfahrung, ob es nicht dieſe bald kleinen bald großen Vergeltungen ſind, womit wir die Liebe der Tugend ſchon in dem kindiſchen Hergen bilden, ob nicht ſelbſt der belohnende Beifall der Mutter und ihrer Freundinnen dem Kinde ſeine erſten Geſetze macht, woraus es das Anſtändige und Gute beurtheilt. Es wird alles das gut, löblich, Tugend nennen, wozu ſich, nach einem nothwendigen Geſetze ſeiner Seele, die Idee von ihrem ſchon gegebenen oder doch vermutheten Beifall geſellet. Macht nicht dieſes Loben und Tadeln unſere ganze Erziehung, inſonderheit die Erziehung Ihres eigenen Geſchlechtes aus, und kömmt es nicht beynahe allein darauf an, daß ein junges Frauenzimmer dieſen Beyfall oder Tadel aus dem Munde einer Närrin oder einer würdigen Frau höre, um ſelbſt eine Närrin, oder eine würdige Frau zu werden? Wenn ſich mit einer ziemlichen Anzahl von Handlungen und Eigenſchaften durch öfteres Wiederholen die Begriffe von Lob und Tadel vergeſellſchaftet haben, wenn ſich dieſer Vergeſellſchaftung zu Folge zu dem Bewußtſeyn verſchiedener Handlungen und Eigenſchaften die Empfindungen von Stolz oder Scham, Zufriedenheit oder Reue geſellen: ſo wird nun allgemach eine gewiſſe Empfindlichkeit für die Sittlichkeit der Handlungen und Eigenſchaften merklich, die man das ſittliche Gefühl nennt. Daß man dieſes Gefühl angebohren glaubt, davon liegt der Grund in der gewöhnlichen Täuſchung, daß man nichts für entſtanden hält, was man nicht hat entſtehen ſehen; und da ſich das ſogenannte moraliſche Gefühl ſo allgemach, ſo unmerklich bildet, ſo iſt es kein Wunder, daß wir es eben ſo gut für angebohren halten, als ſo viele andere nützliche und ſchädliche Gewohnheiten, das Schielen und Geradeſehen, die Urtheile über die Entfernungen und mehrere, die eben ſo entſtanden ſind.

Hier haben Sie Erfahrungen, theureſte Philarete, die aus den Tiefen der Seele haben müſſen hervorgezogen werden, Erfahrungen, die nicht, — wie Sie von meiner und meiner Freunde Philoſophie ſo geringſchätzig denken — auf der Oberfläche ſchwimmen. Und bemerken Sie ferner die wohlthätige Abzweckung dieſer ſo ſcharfſinnigen Bemerkungen. Es iſt leider! eine traurige Bemerkung — die aber auch meinem Syſtem eine neue Stärke giebt — daß das moraliſche Gefühl von je her von der herrſchenden Religion und den politiſchen Geſetzen und Verfaſſungen iſt gebildet worden. Welche unmenſchliche Maximen hat nicht der Aberglaube und die falſche Politik dem ſittlichen Gefühl eingepflanzet! Nun, meine ich, ſey es keine geringe Entdeckung, dieſen Einfluß der Religion und der Staatsgeſetze auf den moraliſchen Sinn zu bemerken, und dem Religionslehrer ſo wie dem Geſetzgeber die groſſe Pflicht aufzulegen, durch ihre Lehren, Ceremonien, Geſetze, Einrichtungen nur ſolche moraliſche Begriffe dem Menſchen einzudrücken, angenehme Eindrücke und Erwartungen zu ſolchen Handlungen und Eigenſchaften zu geſellen, die der menſchlichen Geſellſchaft wohlthätig ſind.

Wenn die verehrungswürdige Philarete gegen Amyntor könnte gerecht ſeyn', ſo würde Sie in dieſen Gedanken ſein Beſtreben nicht verkennen, der Güte Ihrer Geſinnungen zu huldigen, und durch dieſe Art der Huldigung, — gewiß die angenehmſte für Sie — einiger Achtung für ſeinen Charakter werth zu ſeyn. Denn glauben Sie nicht, daß dieſe Maximen blos in meinem Kopfe bleiben, was ſollten Sie da nutzen? — Ich ſuche Sie in meinem kleinen Kraiſe anzubringen; und ich ſpüre mit Entzücken den herrlichſten Nutzen von dieſer Anwendung. — Ach! Philarete! mit welcher wehmüthigen Freude ſehe ich in dem jugendlichen Herzen meiner Agathe die Geſinnungen der Menſchenliebe, der Dankbarkeit, der Gerechtigkeit, des Edelmuths ſich durch meine Pflege feſtſetzen. Sie verzeihen einem Vater dieſe Entzückungen des väterlichen Stolzes, der ſo gegründet iſt! —

15.

Amyntor an Philarete.

Verzeihen Sie, theureſte Philarete! wenn Sie, ohne daß ich Ihre Erlaubniß durch ein gütiges Antwortſchreiben abwarte, Brief auf Brief von mir erhalten. Meine Ungeduld, Ihnen zu ſagen, daß ich mich auf Ihre Gründe für ein angebohrnes Gefühl des Rechts ergeben habe, läßt keinen Aufſchub zu. Ich bin Ihnen die Genugthuung ſchuldig, Ihnen die ganze Geſchichte meiner Demüthigung zu erzählen. Ich fühle, daß das Bekenntniß derſelben mir gegen eine Philarete nichts koſtet, ja daß es mir rühmlich iſt, ſo ſehr befinde ich mich in meiner neuen Ueberzeugung beſſer, indem ich mich Ihrer würdiger fühle. Am Ende dürfte vielleicht die Wiederholung der Gründe ſelbſt meine Ueberzeugung verſtärken, die mir jetzt ſo theuer iſt.

Ich glaubte, daß ſich auf die Einwendungen in meinem lezten Schreiben nichts antworten ließ, und in dieſer ſüſſen Ueberredung fand mich Philokles vorgeſtern Nachmittag am Kamine ſitzen, indem der jezige kalte Wind, der durch die ſchönen Blüthen weht, womit der Lenz ſchon die Bäume bekleidet hat, ein Kaminfeuer noch immer zu einer guten Geſellſchaft machte. Ich hatte Ihren theuren Brief in der Hand, deſſen anziehender, Inhalt mich immer zu ſich zurückbringt, und ich geſtehe Ihnen, daß ich verſchiedene Stellen, beym wiederholten Durchleſen mit einem merklichen Kopfſchütteln begleitete, woraus Philokles ſehen konnte, daß ich in einem intereſſanten Selbſtgeſpräch befangen ſey.

Daß Er es war, der mich aus meinem Staunen weckte, mußte mir, wie Sie leicht denken können, keine geringe Freude machen. Denn bey dem auch durch das angenehmſte Gefühl unbeſtechlichen Philokles glaubte ich einen mächtigen Beiſtand gegen das zu finden, was ich bey mir ſelbſt die liebenswürdige Schwärmerey von Philaretens weichen Herzen nannte.

Ich kam daher ſeinem Fragen ſogleich mit einer Art von lyriſchen Aufruf zuvor: Philokles! den eine glückliche Organiſation in den Stand ſezt, die Dinge ohne den ſchönfarbigen Nimbus zu ſehen, mit dem ſie eine warme Einbildungskraft zu ſehen pflegt! — Sie finden mich hier im Kampfe mit dem ſchönen Schattenbilde, an dem ſich ſo viele Inamorati vergnügen, mit dem Hirngeſpenſte von einem angebohrnen Gefühl des Schönen und des Guten. Ich glaube, auch dieſe Schwärmerey iſt anſteckend; denn ſo gut ich mich auch vertheidigt zu haben denke, ſo fühle ich doch, daß ich dem Zauber, womit ſie in Philaretens letzten Briefe auf mich wirkt, nicht lange mehr werde widerſtehen können.

Ihr Herz wäre alſo gewonnen? fragte er mich mit einem beginnenden Lächeln. — Es fehlt wenig, daß ich nicht ſage: **Leider!** antwortete ich. Denn **Philokles!** man mag mich noch ſo gefällig annehmen, ſo wird man doch nicht verlangen, daß ich eine Meinung verlaſſe, bey der ich gewiſſermaſſen meine Ehre verpfändet habe, ohne daß ich mir ſelbſt, und meinen gleichdenkenden Freunden von meiner Sinnesänderung Rechenſchaft gebe. Und mein Verſtand iſt noch nicht beſiegt; ich glaube noch, daß ich die Erfahrung auf meiner Seite habe. — Doch ich kann nicht beſſer thun, als daß ich Ihnen unſere Briefe zu leſen gebe, damit Sie ſehen, was ich noch für mich anführen kann, wie weit wir uns einander genähert haben, und worin wir noch verſchieden denken. —

Er las, und nachdem er geendigt hatte, redete er mich alſo an:

Ihre Erfahrung, Amyntor! ſo viel ich ſehe, hat Sie belehrt, daß man durch Vergnügen und Schmerz, durch Lob und Tadel den Willen des Menſchen lenken könne. Seit wann hat man das geleugnet? Sie ſchlieſſen daraus: alſo giebt es für den Menſchen nichts wünſchenwerthes, als ſinnliches Vergnügen, und ſinnlichen Schmerz. Aber, hat Sie Ihre Erfahrung nicht auch belehrt, daß er oft ſehr groſſen Vergnügen entſagt, und empfindlichen Schmerz übernimmt, und freywillig übernimmt. Z. B. wie oft bringt er nicht dieſes Opfer ſeiner Liebe zum Ruhm und ſeiner Furcht vor der Schande! Sie haben ja ſelbſt Ehre und Schande für mächtige Triebräder erkannt, womit man den Menſchen in Bewegung ſetzen kann, alſo für Güter. —

Ja! erwiederte ich, ich habe Ehre für ein Gut, und Schande für ein Uebel erkannt. Aber ich müßte nicht ſehr weitſehend ſeyn, wenn ich nicht bemerken ſolte, daß ſie das keinesweges an und für ſich ſelbſt ſind: ſie ſind es, ſo fern ſie Mittel und Hinderniſſe anderer Vergnügen ſind. Wer bemerkt nicht gar bald, daß uns die Urtheile der Menſchen nützen oder ſchaden, je nachdem ſie vortheilhaft oder nachtheilig für uns ausfallen, daß, wenn wir jemand zu unſerm Vortheile gewinnen wollen, wenn wir wollen, daß er zu unſerm Vergnügen etwas beytragen ſoll, er nothwendig eine gute Meinung von uns haben müſſe. Und ſo muß uns dann unſere Ehre natürlicherweiſe ein ſehr koſtbares Gut ſeyn; aber wohl bemerkt, ein Gut, ſo fern es zu einem andern Gute nützlich iſt. —

Das iſt: unterbrach er mich, ſo fern es auch zu einem andern Gute nützlich iſt. Denn das eine ſchließt das andere nicht aus. Es kann etwas an und für ſich und auch in Beziehung auf etwas anderes ein ſchäzbares Gut ſeyn. — Doch dieſe Betrachtung wird ſich hernach weiter verfolgen laſſen. Jezt komm ich zu der allgemeinen Wahrheit zurück, daß etwas weder das Einzige, noch weniger das Lezte und höchſte Gut der Menſchen ſeyn könne, daß er nicht ſelten um Güter und Vergnügen anderer Art aufopfern muß, und gern aufopfert. Verlangen Sie nicht von dem Menſchen, daß er ſeine ſinnlichen Vergnügen dem Wohl der Geſellſchaft aufopfern ſolle? — Allerdings! ſagte ich, denn darinn beſtehet alle menſchliche Tugend, und ohne dieſe Aufopferung würde die menſchliche Geſellſchaft nicht beſtehen. Aber vergeſſen Sie nicht, daß ich weder ſo unbillig noch des menſchlichen Herzens ſo unkundig bin, dergleichen Aufopferungen ohne Erſatz ſinnlicher Vergnügen zu verlangen. —

Und Sie ſchlieſſen daraus, unterbrach er mich, daß dieſe Aufopferungen nicht ihren Erſatz in ſich ſelbſt, ſondern in der Hofnung anderer ſinnlicher Vergnügen finden, die Ihnen dagegen ſind verſprochen worden. Amyntor! haben Sie nie gehört, daß Liebende ſich oft in der Aufopferung alles Genuſſes, ja ſelbſt ihres Lebens für den Gegenſtand ihrer Liebe weit glücklicher finden, als in dem ungeſtörteſten Genuſſe deſſelben, und man ſagt, daß es empfindliche Seelen gebe, die ihnen dieſes Glück, das Sie ihnen wohl ſchwerlich beneiden möchten, wirklich beneiden. Sie mögen dieſe zärtlichen Seelen immer Schwärmerlinge nennen, ſie werden Ihnen doch aber Ihre Achtung und Mitleiden nicht verſagen dürfen. Sie werden nicht leugnen dürfen, daß ihre uneigennützige Zärtlichkeit ſie ſehr ſchätzbar und rührend mache. — Was ſoll ich aber von denen ſagen, die nur die Furcht vor den Schmerzen des Leibes zu den Pflichten gegen die Geſellſchaft willig macht? Unſer ſittliches Gefühl zeichnet ſie als Gegenſtände der Verachtung aus. Zu meiner eignen Ruhe will ich glauben, daß es dieſer Unglücklichen nur wenig gebe, weniger als die menſchenfeindliche Philoſophie der Sittenbeobachter einer groſſen verfeinerten Hauptſtadt uns überreden wollen. — Amyntor! ich würde hier aufhören, ich würde es nicht weiter verſuchen, die menſchliche Natur vor Ihnen zu rechtfertigen, wenn ich nicht hoffen könnte, daß in Ihrem Herzen die Keime einer angebohrnen uneigennützigen Güte, ſo, wie ſie es in dem Herzen ihrer ſophiſtiſchen Lehrer ſcheinen, noch nicht erſtickt ſind, wenn ich nicht hoffen könnte, daß Sie, indem Sie dieſe Güte in ſich ſelbſt bemerken, auch wieder vortheilhaftere Begriffe von der urſprünglichen Güte der menſchlichen Natur in andern erhalten können. Denn ich verzweifele — und hiemit begann der Unwille ſeine Stimme zu erheben — diejenigen zu überzeugen, daß Sie nicht Sklaven ſind, die es ſich gefallen laſſen, Geſetzen zu gehorchen, die ihnen nicht ihr eigenes Herz gegeben hat, Geſetzen, die nicht von dem Anſehen des ewigen Geſetzgebers, von dem eigenthümlichen Güte der Handlungen, die ſie gebieten, und von der innern Zufriedenheit, womit ſie den Rechtſchaffenen belohnen, ihre Kraft erhalten. Ich ſehe wohl, daß dazu der höhere Stolz der Menſchheit gehört, der ſich gemeiniglich unter dem niedrigen Ehrgeitz und dem Stolz der Könige verliehrt, ſo wie eine Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt, der man unter den kleinen Beſchäftigungen der Eitelkeit nicht fähig iſt. Das Geſetzbuch, das mit alphabetiſcher Schrift geſchrieben iſt, iſt ihnen leſerlicher und die Schreckbilder, vor denen der Verbrecher auf den Landſtraſſen vorüberſchaudert, reden ihnen vernehmlicher, als die leiſere Stimme des Gewiſſens, und der Richter, der ſie drohet, macht ſich ihnen fürchterlicher, als der Richter, den der Beſſere in ſeinem Innern verehret. —.

Alſo, fuhr er etwas beſänftigt fort, wird dieſe Furcht allerdings ihren Nuzen haben, für den Böſewicht nemlich, der alle andere Furcht verlohren hat, ſo wie der Reiz des Vergnügens der Sinne bey dem, der keine ſittlichen Vergnügen kennt. Aber wer dieſe leztern kennt, bedarf, um Recht zu thun, der Erſteren nicht. Dieſes iſt ſo wahr, daß nur ſo lange, als dis ſittliche Gefühl noch nicht die Fülle und den Umfang gewonnen hat, der ſeine Vollkommenheit ausmacht, dieſe kindiſchen Belohnungen die Stelle des Gefühls der Pflicht und des Vergnügens vertreten muß, das dieſes Gefühl begleitet.

Und nun, wenn Sie doch von Erfahrung reden, ſo laſſen Sie uns ſehen, wer ſich mit beſſerm Recht darauf beruft, der Verehrer eines angebohrnen ſittlichen Gefühls, oder Sie und Ihre Freunde. Sie bemerken, daß man dem Menſchen oft ſeine Pflicht durch den Reiz eines ſinnlichen Vergnügens empfehlen muß, das bemerke ich auch. Nun

ſchlieſ

ſchlieſſen Sie weiter: alſo hat die Pflicht keine andere Kraft, als die ſie von dieſem Vergnügen erhält, und glauben noch immer das aus der Erfahrung bewieſen zu haben, was gar kein Gegenſtand der Erfahrung iſt. Wenn Sie mich nicht als einen Pedanten verſchreien wolten: ſo würde ich mich genauer, und ſelbſt Ihnen verſtändlicher ausdrücken können; ich würde ſagen: ſie glauben erfahren zu haben, was nicht iſt, das läßt ſich aber nicht erfahren. Sondern wir erfahren, was iſt, und ſchlieſſen daraus, was nicht iſt, wir erfahren: der Zucker habe einen ſüſſen Geſchmack, und ſchlieſſen daraus, er habe keinen bittern, weil der nemliche Geſchmack nicht zugleich ſüß und bitter ſeyn kann. Sind aber der äuſſere Reiz, den man mit unſerer Pflicht verknüpft, der innern Güte dieſer Pflicht ſo entgegen geſetzt, daß das Eine das Andere nothwendig ausſchließt?

Sie berufen ſich alſo vergebens auf die Erfahrung. Ich aber kann ihrer vorgegebenen Erfahrung unzählige ſehr unleugbare entgegen ſetzen, woraus unwiederſprechlich folgt, daß der äuſſere Reiz und die innere Güte unſerer Pflichten ſehr wohl mit einander beſtehen können. Wenn Sie Ihrer Tochter in den erſten Jahren ihrer Kindheit eine unangenehme Arzney vermittelſt einiger Süſ-

ſigkeit

ſtakelten beibrachten, hörte dadurch die Arzney auf heilſam zu ſeyn, weil ein Kind, das ihre Heilſamkeit noch nicht einſehen konnte, das überhaupt noch nicht begriff, daß etwas unangenehmes könne gut ſeyn, ſie wegen des begleitenden Reizes des Wohlgeſchmacks nahm? –

Wie nun? Amyntor! Wenn die Geſezgeber, wenn die Väter, dieſe weiſern Menſchen wären, wenn ſie beſſer wüßten, als die Unmündigen, was gut iſt, und wenn ſie ihnen dieſes Gute auch angenehm machten? — Würde uns dann ihr Charakter nicht in einem ehrwürdigen Lichte erſcheinen, würden uns ihre Geſetze und Lehren nicht ein ſanfteres Joch und eine leichtere Laſt, wohlthätiger und göttlicher ſcheinen, wenn ſie nicht einen abgedrungenen oder erſchlichenen, ſondern einen Tribut von Aufopferungen von uns verlangten, den wir ſelbſt freiwillig darbringen würden, wenn unſer moraliſcher Sinn ſchon belehrt genug wäre, würden wir ſelbſt uns nicht freyer und edler fühlen, wenn wir einem Geſetz in unſerm eignen Buſen, als wenn wir dem unbedingten Willen der Stärkern oder Verſchlagenern gehorchten?

Hier brach er ab, um mir Zeit zu laſſen, ſeine Gründe zu überdenken. Wir ſtanden auf, und ſetzten uns gleich wieder zu einer Parthie im

Schachbrett nieder, um die Zeit bis auf Hermeas Ankunſt hinzubringen. Ich überlies ihm meine Stelle, ſobald er ankam, und begab mich an meinen Schreibetiſch, um deſto beſſer überſehen zu können, was mir Philokles Gründe noch für Hofnung lieſſen, meine Meynung zu retten, wenn ich ſie würde niedergeſchrieben haben, als auch Ihnen, meine theureſte Philarete! da ſie mir noch am friſcheſten gegenwärtig waren, deſto treuer Rechenſchaft davon geben zu können. Den Abend brachten wir bey Scherz und guter Laune auch mit einigen Geſundheiten unſerer Freunde recht vergnügt zu.

16.

Amyntor an Philarete.

Fortſetzung des vorigen.

Unſere Unterredung war durch das Abendeſſen nicht lange unterbrochen worden, und ſie ward nun durch Hermeas Geſellſchaft noch lebhafter. Wir ſuchten gar bald wieder das Caminfeuer, und nachdem wir dabey Platz genommen, war ich der Erſte, der den abgeriſſenen Faden des Geſprächs wieder anknüpfte. Ich bin nun aus meinem alten Syſtem herausgehoben, und in ein ein weites unbekanntes Feld geſchleudert, wo ich noch keinen ſichern Grund finde. Ich ſehe nun wohl, daß unſere Begriffe von Recht und Unrecht nicht durch bürgerliche Geſetze und Erziehung in uns gekommen ſind, aber wie ſind ſie dann in unſere Seele gekommen?

Das war mein Zweifel, den ich dem **Philokles** vortrug, und womit das Geſpräch auf einmal wieder ſeinen Anſtoß erhielt. — Sie haben mir mein Gebäude nun niedergeriſſen, **Philokles!** fieng ich an, allein was wollen wir dafür wieder aufbauen? Woher haben wir unſere ſittlichen Urtheile, da ſie urſprünglich nicht durch geſchriebene Geſetze, nicht durch die Erziehung unter die Menſchen gekommen ſind? Beyde, ſagen ſie, ſetzen ſchon Begriffe von dem, wozu der Menſch verpflichtet iſt, voraus, und empfehlen ihm dieſe Verbindlichkeit durch äuſſere Mittel, die auf das Herz wirken. —

Wir finden ſie in uns ſelbſt, Amyntor! 8) Sie ſehen, es bleibt uns nichts anderes übrig,

---

8) Achte Anmerkung.

wenn Sie ſich ein Mahl gefallen laſſen, daß ſie nicht von auſſen in die Seele kommen. Es wäre zu wünſchen, daß alle Beweiſe, oder was man uns in dieſem Kleide vorſtellt, ſo bündig wären, als dieſer.

Richtig! unterbrach ihn Hermeas! ſobald wir die Aufzählung der möglichen Arten, wie ſie von auſſen in die Seele kommen, werden vollſtändig gemacht haben. Aber hier fehlt noch ein Glied, Philokles! Sie können durch die Erfahrung und Beobachtung der Dinge, die uns umgeben, gebildet ſeyn. Wenn Sie Amyntors Ueberzeugung nicht erſchleichen wollen: ſo dürfen wir dieſen Fall nicht überſehen. Ich glaube es der Wahrheit ſchuldig zu ſeyn, daß ich Ihnen helfe, auch gegen Ihren Gegner nicht ungerecht zu werden.

Sie haben Recht, Hermeas! dieſer Fall darf nicht übergangen werden, und ich dachte ihn auch nicht zu übergehen, ich wartete nur auf die Gelegenheit, zu meiner Antwort einige Erläuterungen hinzuzufügen, ohne die ſie ihm nothwendig räthſelhaft ſcheinen muß.

Allerdings, Philokles! iſt ſie mir räthſelhaft, nahm ich das Wort, und was noch mehr iſt, ſie ſcheint mir verfänglich. Ich glaube nemlich, Philokles! daß Ihre Antwort ein weites Thor iſt, wodurch die vielgeſtaltete Schwärmerey ſehr bequem in das Reich der Sittenlehre einziehen kann. Ach! Philokles, bedenken Sie auch, welch ein Ungeheuer Sie begünſtigen? Kann einem Manne von Ihrer Erfahrung und Beleſenheit das unausſprechliche Unheil unbekannt ſeyn, das — ich will nicht entſcheiden, ob Betrüger oder Betrogene? die ganze Geſchichte der Menſchen hindurch auf Glauben eines innern Lichtes . . . .

Ich dacht es, Amyntor! fiel er mir in die Rede, daß Sie mich unrecht verſtehen würden, und da Sie ſelbſt geſtehen, daß Sie ſich mit dieſen Unterſuchungen ehemals wenig abgegeben haben, ſo darf es mich nicht wundern. Wenn ich behaupte, daß die Naturgeſetze uns ins Herz geſchrieben, oder daß uns die ſittlichen Begriffe angebohren ſind, ſo will ich damit eben ſo wenig ſagen, daß wir jedes Naturgeſetz wörtlich in unſerm Innern finden, ſo wenig ich behaupten werde, daß Himmel und Erde in deutſcher Sprache die Ehre Gottes verkündigen, oder daß die Herrlichkeit Got- in gedruckter Schrift am Firmament geſchrieben ſtehet. Wenn alſo ein Schwärmer mir ſagt, daß ihm ſein inneres Licht den Mord ſeines Feindes, oder die Aufopferung ſeines Kindes geoffenbaret habe, ſo bin ich gewiß, daß er ein Betrüger oder ein Betrogener ſey, —— man muß aber zu den Betrogenen auch die rechnen, die ſich ſelbſt betriegen. — Denn mein natürliches Gewiſſen ſagt mir gerade das Gegentheil.

Wenn das iſt, Philokles! erwiederte ich, ſo erlauben Sie mir zu geſtehen, daß ich dies angebohrne Gefühl für ein ſehr gleichgültiges Geſchenk halte. Wenn es angebohren ſeyn ſolte, ſo, deucht mich, müßte es dem Einen ſo gut als dem andern angebohren ſeyn. Nun erkennen Sie ſelbſt, daß es ſo viele Menſchen in ihren ſittlichen Urtheilen nicht leitet, und wenn Sie das nicht erkennen wolten: ſo würde ich Sie nur auf die unendlich mannigfaltige Verſchiedenheit dieſer Urtheile verweiſen, um Ihnen das Geſtändniß abzunöthigen. Wozu ſoll uns alſo ein Licht, das uns nicht erleuchtet, wozu ſoll uns ein Probierſtein, an dem wir das ächte Gold von dem unächten nicht unterſcheiden können?

Nicht zu hitzig, Amyntor! antwortete er, Sie ſind zu eilfertig eine Sache zu verwerfen, die an ſich gewiß nüzlich iſt, deren Gebrauch aber, wenn man ſie nutzen will, eine gewiſſe Geſchicklichkeit erfordert. —— Doch ich will Sie nicht länger rathen laſſen, ich will mich ohne weitere Umſchweiſe erklären. Beurtheilen Sie, ob die Auflöſung des Räthſels, die ich mir denke, die rechte iſt.

Wenn ich ſage, die Naturgeſetze ſeyn uns angebohren, ſo behaupte ich deßwegen nicht, daß ſie einem jeden ohne Unterſchied bekannt ſind, und der Augenſchein der Erfahrung würde mich bald Lügen ſtrafen, wenn ich es behaupten wollte. Und doch bleibt es wahr, wir finden ſie in unſerer Seele, das iſt, wir finden die Gründe und Principien in unſerer Seele, woraus wir ſie herleiten. Das erſte Naturgeſetz enthält ohne Zweifel die Verbindlichkeit, die Vollkommenheit eines ſolchen Weſens zu befördern, wie der Menſch iſt, mit den Anlagen, Fähigkeiten, Trieben.

Ich glaube ſo gut wie Sie, Amyntor! ſo augenſcheinlich dieſes Geſetz uns auch ſcheinen mag, die wir ſchon einen Schatz von Erkenntniß und eine Gewohnheit zu denken beſitzen, ſo kann es doch nicht allein gar wohl ſeyn, ſondern wir ſehen es auch, wenn wir um uns herumblicken wollen, daß nur ſehr wenig Menſchen ſich dieſen Satz beſonders gedacht haben. Und gleichwohl haben ſie die Gründe dazu in ihrem Innern, gleichwohl wirken dieſe Gründe, wie blinde Kräfte eben ſo unwiderſtehlich auf den ungebildeten Menſchen, wie auf den Gebildeten.

Welche ſind aber dieſe Gründe? — Der Grundtrieb ſeiner Seele, das zu wollen, was ſich ihm unter der Geſtalt des Angenehmen darſtellt, was ihm das Gefühl ſeiner Thätigkeit, ſeines Lebens, ſeines Vorwärtsdringens gewährt. Dieſen Trieb fühlte unſer gute Landmann, der nie Zeit gehabt hat, darüber zu ſpekuliren, ſo wohl als wir, die wir mit ſo ter Muſe, an dieſem gaſtlichen Kamine philoſophiren. Der ganze Unterſchied zwiſchen ihm und uns iſt der: Der gebildete Menſch bleibt bey dem bloſſen Gefühle nicht ſtehen. Nachdem ihn die Aufmerkſamkeit auf ſeine Erfahrungen, nicht ſelten auf Koſten ſeiner Ruhe, überzeugt hat, wie oft ihn ſein unbelehrtes Gefühl täuſchte, wie oft er der Thor ſeiner Leidenſchaften geweſen iſt, indem er einer innern Stimme des Gewiſſens zu gehorchen glaubte: ſo beginnt er, — wenn Sie den Ausdruck nicht zu kühn finden, — ſich von ſich ſelbſt zu trennen, ſich in eine Entfernung von ſich ſelbſt zu ſtellen, alle fremde Gegenſtände, die einen erborgten Gegenſchein auf den Gegenſtand ſeiner Betrachtung werfen könnten, auf die Seite zu ſchaffen, und ſein eigenes Selbſt in demjenigen vortheilhafteſten Standpunkte, worinn ihn nicht mehr die falſchen Lichter des gegenwärtigen Intereſſes blenden, genauer zu unterſuchen. Wenn er nun ſich ſelbſt beſſer kennt, wenn nun die Anlagen und Triebe ſich ſeiner Selbſtbeobachtung entwickelt haben, die vorher nur unbemerkt und unentwickelt in ihm thätig waren, wenn er beobachtet, was ihm eine augenblickliche Befriedigung koſten würde, ſo ſtellt ſich ihm allgemach das Gebäude der Glückſeligkeit für ein Weſen, wie der Menſch, vollſtändiger dar, und mit ihm eine Reihe von Urtheilen, man nenne ſie Maximen, Geſetze, oder wie man ſonſt will —— die gering oder zahlreich ſeyn werden, je nachdem er dieſe Verrichtungen mehr oder weniger lange fortgeſetzt hat. Ich denke, daß ich nichts aufs Gerathewohl annehme, wenn ich annehme, daß dieſe ſo berichtigten Urtheile nun auf ſein Gefühl auch unbemerkt mitwirken.

Warum ſind nun die ſittlichen Urtheile des Gebildeten und Ungebildeten Menſchen verſchieden? Darum? Daß der Letztere keine Gründe eines ſittlichen Urtheils in der Einrichtung ſeiner Natur hat? oder nur darum, weil er ſeine Natur noch gar nicht, oder nicht ſo genau beobachtet hat, daß er ſich von den Gründen des menſchlichen Wohlſeyns ſo deutliche Begriffe hätte machen können, aus denen ſich hernach, durch die Vergleichung mit andern Begriffen, richtige ſittliche Urtheile bilden laſſen.

Ich hatte den guten Philokles lange ſprechen laſſen, und konnte wohl Urſache haben zu beſorgen, daß er von dieſer Anſtrengung möchte ermüdet ſeyn. Allein wie es zu geſchehen pflegt, eine neue Antwort brütete eine neue Schwierigkeit aus, an die ich ſonſt nicht würde gedacht haben. Ich konnte mich daher nicht enthalten, noch weiter auf ihn einzudringen.

Sie haben, nahm ich alſo nach einigen Entſchuldigungen das Wort — Sie haben von Ihrem gelehrten Moraliſten, eine ſehr hohe Meynung Philokles! von der ich wünſchte, daß er ſie verdienen möchte. Er wird ſich ohne Zweifel durch ihre Achtung nicht wenig geſchmeichelt finden. Aber, Philokles! Sie ſind der Welt zu lange entwöhnt, ſehen Sie ein wenig zum Fenſter hinaus, und geben Sie Acht, ob dieſe Herren alle das Gute verdienen, was Sie von Ihnen denken. Ihre verkehrten Sitten ſind leider! zum Sprüchwort geworden. Es laſſen ſich warlich ſehr wenig Spuren von ihren beſſern moraliſchen Urtheilen an ihren Geſinnungen und Handlungen wahrnehmen. Bey dem Ungebildeten aber wirken, wie ſie ſelbſt ſagen müſſen, ihre angebohrnen Principien ſo im Dunkeln, daß ich wohl wiſſen möchte, wie wir etwas von Ihrem Daſeyn wiſſen könnten, da wir uns ihrer nicht bewußt, und die ſichtbaren Aeuſſerungen ihnen oft ganz entgegen ſind.

Weil doch ihr angebohrnes Gefühl des Mitleidens, ohne daß Sie es geſtehen wollen, gegen mich ſo rege iſt, Amyntor! erwiederte er lächelnd, ſo will ich unſerm Hermeas die Beantwortung wenigſtens Ihres erſten Einwurfes überlaſſen. Der wird Ihnen beſſer, als ich, aus den Erfahrungen, die er hier in ſeinem Seelſorgeramte gemacht hat, ſagen können, was für eine groſſe Kluft zwiſchen Wiſſen und Thun ſey.

Dazu gehört noch keine lange Erfahrung, nahm Hermeas das Wort, ja nicht einmal eine groſſe Erfahrung mit andern Menſchen, man darf ſich ſelbſt nur etwas beobachtet haben. Wir würden zu glücklich ſeyn, wenn der Eindruck des erkannten Guten in uns ſo unwiderſtehlich wäre, daß Wiſſen und Thun nie könnte getrennt werden.

den. — Doch mein Wunſch iſt vielleicht übereilt. Bey einem ſo ſchwachen Weſen, wie der Menſch, iſt dieſes anfängliche Schwanken, dieſer ſcheinbare Widerſpruch, worinn wir mit uns ſelbſt ſtehen, ohne Zweifel die erſte Wohlthat, womit wir uns der gröſſern Wohlthat der Feſtigkeit im Guten würdig machen. Denn ohne das würde der noch unbelehrte Wille in ſeinem unvollkommenen Anfange eben ſo unveränderlich ſeyn, als wir den beſſer belehrten Willen in der Befolgung ſeiner beſſern Einſichten unveränderlich wünſchen. — Allein Sie verlangen ohne Zweifel nicht meine Philoſophie über dieſe allgemeine Schwachheit des Menſchen, Sie wollen meine Erfahrungen, und ich denke, dieſe Erfahrungen findet ein Jeder am beſten in ſeinem eigenen Buſen. Wenn alſo nur die Sache ſelbſt ausgemacht iſt, mit den Urſachen und Abſichten derſelben mag es vor der Hand ſeyn, wie es will, ſo hat Ihr Einwurf, Amyntor! Philokles Bemerkung nicht geſchwächt, daß ein geübterer Verſtand die Gründe der ſittlichen Naturgeſetze aus der Betrachtung der menſchlichen Natur, in gröſſerer Anzahl mit genauerer Beſtimmung, überzeugender, richtiger, abgeleitet habe, als die große Menge, die auf dieſe wichtige Verrichtung nicht eben die Aufmerkſamkeit wenden kann, oder will.

Setzen Sie noch hinzu, — fuhr Philokles fort, als Hermeas ſchwieg, — daß ſich gemeiniglich die Kraft der ſittlichen Geſetze in der Folge zeigt, indem ſie durch ſehr empfindlichen Schmerz ihr verletztes Anſehen rächen. Das Böſe, das er begeht, verdammt der Verbrecher ſelbſt, denn kein Frevler wird vor ſeinem eigenen Richterſtuhle losgeſprochen; das Erröthen vor ſich ſelbſt iſt die erſte Strafe des Verbrechens, die jedem andern menſchlichen Richterſpruche zuvorkömmt.

Das ſcheint ein Widerſpruch, Philokles! — fiel ich ein, — Etwas zu thun, was man ſelbſt verdammt! aber, — fuhr ich nach einem kurzen Anſtande fort, — ein Widerſpruch, der, wie ich eben gewahr werde, ſich erklären läßt. Ich ſehe wohl, wir müſſen uns gewöhnen, uns über ſolche Widerſprüche in dem Menſchen nicht zu verwundern; es giebt dieſer Räthſel zu viel, als daß ſie uns befremden könnten; es ſind ihrer aber auch zu viel ſchon aufgelöſet worden, als daß man an der Auflöſung der übrigen verzweifeln dürfte. — In dieſem Falle liegt das ganze Geheimniß in der groſſen Verſchiedenheit des Zuſtandes der wünſchenden Hofnung und ihrer Befriedigung. Die Einbildungskraft mahlt uns, ſo lange wir wünſchen den Gegenſtand unſeres Verlangens mit allen zauberiſchen Farben des Vergnügens. Das Herz hat in dieſen Augenblicken den Verſtand ſo beſtochen, daß man nichts ſieht, als was man zu ſehen wünſcht, um in dieſem angenehmen Zuſtande bleiben zu können; die Einbildungskraft verſchönert, was wir wünſchen, verwiſcht alle mißfallende Züge, und wirft ihren falſchen Glanz auf alle ſeine beleidigenden Farben. Alle Schwierigkeiten, alle traurigen Folgen, die der unbefangne Verſtand gewiß ſehen würde, verſchwinden vor ihrem Zauber. Aber wenn nun der arme Betrogene aus ſeinem Traume geweckt wird, wenn er nun das nicht findet, was er gehoffet hat, wenn alſo die ſtürmiſche Fluth des Verlangens wieder zu einer ruhigen Ebbe ſinken muß, dann ſteigt das überſchwemmte Land, das mit dem alten Ocean gleich ewig iſt, würde unſers Hermeas Homer ſagen, wieder über die Gewäſſer hervor, entſteht nicht — wird nur wieder ſichtbar. Dann kann die Stimme ſeines Gewiſſens wieder gehört werden; ja ſie wird deſto unerträglicher gehört, je ſchlimmer die Folgen, je heftiger ihr Anblick auf unſer ſittliches Gefühl wirkt; und je weniger wir ſie wieder gut machen können. — Gewiß hat vor dem Anblick von Cäſars blutiger Toga ſelbſt Brutus ſtoiſcher Patriotismus geſchaudert. Der blutende Cäſar war nicht mehr ſo ſtrafbar, jede Wunde die Wunde des Wohlthäters, nicht mehr die Wunde des Tyrannen, und der Rächer der Freiheit vielleicht ſich ſelbſt nur ein gemeiner Mörder. —

Doch ich glaube, ich werde zu feyerlich, unterbrach ich mich, und Sie ſind ſo nachſehend. Philokles und Hermeas! fuhr ich fort, indem ich ſie anſahe, daß Sie, ohne mir einen Wink zu geben, meiner Deklamation ſo geduldig zuhören. — In der That hatte mich der Strom meiner Gedanken ſo fortgeriſſen, und die Betrachtung über die menſchliche Schwachheit, die zwiſchen dem Guten und Böſen gemeiniglich hin und hergeſchwankt; nicht böſe genug, um gegen die Tugend unempfindlich, und nicht gut genug um gegen die falſchen Reitze des Laſters bewafnet zu ſeyn; dieſe intereſſante Betrachtung hatte mich allgemach ſo erwärmt, daß ich beynahe vergeſſen hätte, meine andere Schwierigkeit fortzutragen, die doch eigentlich die Hauptſchwierigkeit war. Allein Philokles ſehnte ſich nach Ruhe, und wir giengen auseinander.

17.

Amyntor an Philarete.

Fortſetzung des vorigen.

Ich fahre ohne Vorrede in der Geſchichte unſerer Unterſuchungen fort. Denn ich fahre nur fort, die Erlaubnis zu nutzen, die Sie mir einmal gegeben haben, ohne vielleicht vorher zu ſehen, was Ihnen Ihre Herablaſſung koſten würde. Auch verlange ich ehe nicht die Gewogenheit einer Antwort, bis Sie mich bis zu Ende gehört haben. Alsdann werden unſere trockenen Betrachtungen von Philaretens zartem Gefühl ihre Beſtätigung erwarten, und Ihr Amyntor wird die Glaubensartikel ſeiner Ueberzeugung mit dieſer geliebten Kraft beſtärkt, noch deſto williger unterſchreiben.

Unſere Unterredung kam nicht eher wieder in Bewegung, als Geſtern Nachmittag beym Thee, wozu wir uns auf Philokles Gute einfanden. Ohne das Geſpräch durch den gewöhnlichen Weg der öffentlichen Neuigkeiten gehen zu laſſen, nahm meine Ungeduld ſogleich den Faden wieder auf, wo wir ihn vorgeſtern abgeriſſen hatten. Ich wolte Ihnen eben ſagen, **Philokles**! fing ich an, daß ich über der Digreſſion, womit wir endigten, vergeſſen habe, Sie um einige Aufklärung über das zu erſuchen, was Sie angebohrne ſittliche Gründe oder Principien nennen. Es bleibt mir noch immer dunkel, ſie ſollen in der Seele ſeyn, und die Seele ſoll nichts davon wiſſen!

Sie führen mich, gewiſſermaſſen wider meinen Willen, auf das wieder zurück, antwortete er, worüber ich nur ganz leicht hingleiten wolte, weil ich befürchten muß, daß ich es nicht in das angenehme Licht werde ſtellen können, worinn wir alles ſehen, was wir auf leichte Erfahrungen zurückbringen können. Denn, Amyntor! Ich warne Sie. Sie werden ſich unvermerkt in den Regionen finden, die den ungeübten Augen durch das Uebermaaß ihres Glanzes dunkel ſcheinen, und die nur wir anderen platoniſchen Schwärmer die Gefilde des Lichts zu nennen pflegen. Indeß Sie wollen es, und ich darf mich nicht weigern. Da ich einmal das Bedürfnis in Ihnen rege gemacht habe, ſo darf ich Sie nicht auf halben Wege verlaſſen.

Wir waren ſo weit Eins, daß wir erkannten, ein jedes Syſtem ſittlicher Wahrheiten müſſe, wenn es ſicher ſeyn ſolle, auf gewiſſen Gründen beruhen, und dieſe Gründe glaubte ich in dem Menſchen ſelbſt zu finden, oder, welches ich für einerley halte, ich glaubte, ſie müßten uns angebohren ſeyn. Die ſittlichen Wahrheiten haben dies mit allen andern allgemeinen Wahrheiten gemein. Wenn ſie nicht für ſich ſelbſt evident ſind, ſo erwarten wir, um davon überzeugt zu werden, daß man uns Beweiſe gebe. Man führt alſo eine Reihe von Wahrheiten vor unſerm Verſtande vorbey, bis wir endlich auf die kommen, die den Zug beſchließt, und dieſe muß nun für ſich ſelbſt evident ſeyn; ſo evident als die Wahrheit! die menſchliche Seele iſt die menſchliche Seele.

Thun Sie ſich einmal die Gewalt an, einem Menſchen nicht ins Geſicht zu lachen, und ihn dann ſtehen zu laſſen, der ihnen ſagte: wie weiß ich, daß die menſchliche Seele die menſchliche Seele iſt? Was würden Sie ihm antworten? — Die Reihe der Wahrheiten, die die Gegenſtände Ihres Denkens waren, iſt hier zu Ende. Wenn Sie ihm doch noch einer Antwort würdigen wollen; ſo werden Sie ihm ſagen müſſen: Verſuche es, Zweifler! ob du dir Etwas denkſt, wenn du dir eine menſchliche Seele denkſt, die keine menſchliche Seele iſt, wenn die Eine Verrichtung deines Verſtandes die Andere vernichtet. — Sie ſehen an dieſem Beyſpiele, wie man die Gründe einer Wahrheit in ſich finde, oder wie ſie uns angebohren ſey.

Eben ſo gewiß, werden Sie auch bald finden, daß Sie ſich nichts denken können, was nicht ſeinen Grund haben müſſe. Ich glaube alſo dieſe Wahrheit der vorigen beygeſellen, das iſt: behaupten zu können, die Wahrheit: daß alles müſſe einen Grund haben, ſey eine angebohrne oder eine ſolche, die urſprünglich auf innern Gründen beruhet.

Hier, Philokles! fiel ich ihm in die Rede, hier, glaube ich, wird die Uebereilung, womit Sie etwas als angebohren annehmen, offenbar. Denn ich glaube, es ſey offenbar, daß wir uns dieſe Wahrheit bloß aus der Erfahrung abgemerkt haben.

Alles was ich Ihnen zugeben kann, erwiederte er, iſt, daß uns auch die Erfahrung Gelegenheit giebt, dieſe Wahrheit zu bemerken; aber gewiß nicht, daß uns unſere Sinne allein darauf führen, geſchweige denn, daß ſie uns überzeugten, daß dieſe Wahrheit allgemein ſey. Denn die Erfahrungen, die wir durch die Sinnen erhalten, ſind doch nur immer Erfahrungen einzelner Fälle, von denen wir ohne Uebereilung nicht auf alle ſchlieſſen können. Denn wie viel Erfahrungen meinen Sie, daß dazu gehören würden, wenn wir glauben ſollen, daß nichts ohne Grund ſeyn könne? Ich befürchte, die Beſtimmung ihrer Anzahl würde Ihnen ſchwer genug werden, und es möchte ſich vielleicht am Ende finden, daß es gar nicht die Erfahrung iſt, die uns von dieſem Satze überzeugt, daß alſo, wenn uns die Gründe deſſelben nicht angebohren wären, wir nie davon könnten gewiß werden.

Indeß ſeyn Sie ruhig, Amyntor! fuhr er fort, der Menſch fühlt dieſe Wahrheit in ſich, ehe er Zeit gehabt hat, ſo viele Erfahrungen zu ſammlen, daß er daraus ihre Nothwendigkeit abnehmen können, geſetzt, daß wir uns auf dieſem Wege von der Nothwendigkeit irgend einer Wahrheit überzeugen könnten. Schon die aufkeimende Vernunft fühlt den Eindruck dieſer Wahrheit, indem ſie fühlt, daß Alles in ihrem Innern ihr gemäß erfolgt. —

Wenn ich Ihnen nun endlich das alles gelten laſſe, Philokles! unterbrach ich ihn, ſo werden Sie höchſtens ſo viel gewonnen haben, daß die Seele durch eine frühzeitig gebildete Vergeſellſchaftung der Ideen genöthiget werde, 9) von allen Dingen Gründe zu erwarten, nachdem ſich die Idee von einer Urſach ſchon zu vielen Ideen geſellet hatte. Wir finden nur gar zu oft den Urſprung ſogar eines eigenſinnigen und fantaſtiſchen Geſchmacks, eines Geſchmacks, den die Vernunft mit der ſtärkſten Ueberzeugung verdammt, in ſolchen ſeltſamen Zuſammengeſellungen der Ideen, die mit unglaublicher Geſchwindigkeit, und, was für unſere Vorſicht das ſchlimmſte iſt, gemeiniglich im Verborgenen entſtehen, und hernach mit unüberwindlicher Gewalt wirken. Das Band, welches, dieſem Geſetze zu Folge, die Ideen zuſammenknüpft, iſt ſo unauflöslich, daß die Vernunft gemeiniglich zu ſpät kömmt, um es wieder zu trennen. Am meiſten ſetzen ſie ſich in der Jugend feſt, wenn das Gehirn noch jeden Abdruck der Dinge leicht und tief empfängt, und das iſt wieder ein Umſtand, der unſere Vorſicht irre macht. Wenn aber das Band einmal geknüpft iſt: ſo iſt es auch in der Folge der ſtärkern Vernunft des Weiſen unauflöslich. Wenigſtens ſchämte einer unter ihnen ſich nicht zu geſtehen, daß ihm das Schielen ein angenehmer Theil der weiblichen Schönheit ſcheine, weil er in ſeiner Kindheit ein Mädchen mit dieſem kleinen Fehler

---

9) Neunte Anmerkung.

geliebt habe. Wenn ſich ſolche Urtheile in der Seele feſtſetzen können, die alle Vernunft gegen ſich haben, warum ſolten nicht andere, die ſie in der Folge mit Hülfe der Erfahrung beſtätigt, ohne ihr Zuthun, in der Seele Platz finden können? Dergleichen Ideen können ſich auf tauſendfache Weiſe zuſammen finden, und ich denke nicht ſo körperlich, daß ich die Sinne zu den einzigen Quellen ihres Zuſammengeſellens machen ſolte; ich gebe vielmehr gern zu, daß ſich dergleichen Vergeſellſchaftungen auch in dem Innern der Seele erzeugen unter Ideen, die keine ſinnlichen Bilder ſind.

Mit dieſer Erklärung, meynen Sie Amyntor! würde alſo die Sache abgethan ſeyn? erwiederte er. Wir wüßten alſo, wie ſolche Wahrheiten ſo frühzeitig ohne ſehr ausgebreitete Erfahrung in die Seele kommen, ohne daß ihr die Gründe dazu angebohren ſind? Es ſey ferne, daß ich das Geſetz in Zweifel ziehen ſolte, worauf ſich ihre Erklärung gründet. Ich halte vielmehr die Anwendung deſſelben auf viele verwickelte Erſcheinungen für eine der wichtigſten und fruchtbarſten Eroberungen der neuern Philoſophie. Allein ich glaube auch, daß es nicht ſelten, inſonderheit in den neueſten Zeiten, ganz wider den Geiſt der Philoſophie ſeiner zweiten Erfinder, durch eine übertrietriebene Ausdehnung ſehr unglücklich iſt angewendet worden.

Diejenigen, die ich ſeine **zweiten Erfinder** nenne, erklärten gewiſſe oft nur ſeltſame, oft auch unnatürliche Gedanken und Neigungen, das iſt, ſolche, die ſie aus den allgemeinen Geſetzen der Natur in der Seele nicht erklären konnten, aus gewiſſen zufälligen Vergeſellſchaftungen ihrer Ideen, dergleichen diejenige iſt, die Sie ſelbſt angeführet haben. Aber eben weil dieſe Vergeſellſchaftungen zufällig ſind, weil ſie ihre Quelle in den unendlich verſchiedenen Umſtänden finden, wodurch die Menſchen gehen, ſo erwarten wir ſchon eine unendliche Verſchiedenheit derſelben. Und die finden wir auch wirklich in der Welt. Die fruchtbarſte Einbildungskraft würde ihrer nicht ſo viel erſinnen, daß uns die Erfahrung nicht täglich ſolte mit neuen, die Eine immer ſeltſamer als die Andere, überraſchen können. Je ſeltſamer ſie ſind, deſto beſonderere Umſtände müſſen ſich vereinigen, um ſie zu erzeugen.

Sobald Sie daher gewiſſe Gedanken und Neigungen allgemeiner ausgebreitet finden, ſo werden Sie eine allgemeinere Urſache für ſie ſuchen. Wie aber, wenn Sie gewiſſe Gedanken und Neigungen ganz allgemein unter den Menſchen bemerkten, wenn kein Alter, kein Geſchlecht, keine Himmelsgegend, kurz, wenn keine dieſer zufälligen Urſachen darinn einen Unterſchied machten? würden ſie nicht geneigt ſeyn, auf die allgemeinſte Urſach zu rathen? und welche Quelle iſt allgemeiner, als die menſchliche Natur ſelbſt? Sie würden alſo vermuthen, daß ſolche zuſammengeſellte Ideen nothwendig zuſammengeſellt ſind. Die Erwartung eines Grundes bey allem, was Ihnen vorkömmt, warum es ſo und nicht anders iſt, würde alſo auf einer Vergeſellſchaftung der Ideen beruhen, der ſie nicht ausweichen können. Wenn Sie das Schielen, ſtatt daß das Wohlgefallen daran ungewöhnlich iſt, allgemein ſo beliebt fänden, als es bey Ihrem Philoſophen war, würden Sie nöthig haben, dieſen Geſchmack aus ſeinen beſondern Umſtänden zu erklären? Da Sie das Gegentheil antreffen; da es gewöhnlich nicht mit Wohlgefallen geſehen wird: ſo glauben Sie dieſes aus der menſchlichen Natur erklären zu müſſen. — Hier treffen wir alſo auf die wahre Quelle der Aſſociationen, die wir bey allen Menſchen, ohne Unterſchied der Umſtände, wahrnehmen, ſie ſind der Natur der Seele nach nothwendig, und wenn ſie gewiſſe Ideen zuſammenbringen, ſo ſcheint es darum zu ſeyn, weil ſie ihrer Natur nach unzertrennlich ſind, weil eine ſogleich die andere erregen muß, da ſie nicht ohne ſie ſeyn würde; kurz, der Grund derſelben ſcheint in der Natur der menſchlichen Seele ſelbſt zu liegen.

Hier ſchwieg Philokles, und erwartete meine Antwort. Allein das Ende ſeiner Rede hatte mich in ein ſo tiefes Nachdenken verſenkt, daß ich ſein Stillſchweigen beynahe nicht wahrgenommen hätte. Ich fuhr mit einiger Unruhe aus meinem Staunen auf, um Worte zu ſuchen, die Gedanken, die ſich in meinem Innern durchkreuzt hatten, auszudrücken. Nachdem ich mich wieder einigermaſſen geſammlet hatte, fieng ich alſo an: Wundern Sie ſich nicht über meine Zerſtreuung, Philokles! es iſt innere Unruhe, was mich ſtaunen macht. Sie haben meine letzten Verſchanzungen erſtiegen, und ich fürchte nun, in das öde Feld eines troſtloſen Skepticismus getrieben zu werden. Wenn es nicht die Vergeſellſchaftung iſt, wodurch wir uns bey allem, was wir uns denken, einen Grund denken müſſen: ſo weiß ich nichts mehr, womit ich mir dieſe Nothwendigkeit erklären kann. Denn ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß mir das Wort Natur 10) weit dunkler iſt, als was man mir damit erklären will. Ich halte es für ein anſtändiges Bekänntniß der gelehrten Unwiſſenheit, eine gewiſſe Natur als die gemeine Quelle von dem-

---

10) Zehnte Anmerkung.

jenigen anzuführen, was wir wollen erklärt zu haben ſcheinen.

Das mag es wohl oft genug geweſen ſeyn, und auch oft noch ſeyn, erwiederte er, ich denke aber nicht, daß es hier der Fall iſt, wenigſtens will ich mich bemühen, Sie zu überzeugen, daß ich mir etwas verſtändliches denke, indem ich dieſes Wort gebrauche. Und wenn es bloß an dieſer Ueberzeugung liegt, fuhr er mit einem ſanften Händedruck fort, ſo hoffe ich, daß ich die kleine Unruhe, die ich Ihnen verurſacht habe, nicht werde ſehr bereuen dürfen. Das ſind die Abentheuer, Amyntor! denen man auf der Reiſe zum Heiligthum der Wahrheit nicht ausweichen kann.

Das Wort, vor dem Sie ſich ſo ſehr ſcheuen, müſſen Sie doch am Ende auch gebrauchen, wenn Sie von der Nothwendigkeit ihrer Ideenaſſociationen Grund angeben wollen; denn was werden Sie mir anders antworten, wenn ich Sie frage, warum vergeſellſchaftete Ideen einander erregen, als: daß dieſes vermöge eines urſprünglichen Geſetzes der menſchlichen Seele geſchehen, das ſie innig mit ihrer Natur verwebt fühlen, ſo innig, daß Sie ſich der Gewalt deſſelben nicht entziehen können, indem Sie fühlen, daß, wenn Sie darauf achten, alle Ideen abweſender Gegenſtände in ihrer Folge demſelben gehorchen. Wenn man aber nichts für wahr halten, wenn man nichts begehren kann, ohne einen Grund, warum man es für wahr hält, oder begehrt, und wenn ich behaupte, daß das vermöge meiner Natur nicht anders ſeyn kann, warum ſoll dieſe Antwort weniger befriedigend ſeyn? So gut ich alſo das Geſetz der Ideenaſſociation als angebohren annehmen muß, ſo gut ich erkennen muß, daß es zu meiner Natur gehört, und daß es auch unbemerkt auf meine Gedanken, Empfindungen und Neigungen wirkt, ſo gut ich endlich, wenn ich auf die lezte Quelle der Ueberzeugung zurückgehen will, die ich davon haben kann, ich bey meinem innern Gefühl muß ſtehen bleiben; ſo gut werde ich das Geſetz, nichts ohne Grund zu denken und zu begehren, als angebohren, beſtändig auch unbemerkt wirkſam, kurz, als ein Geſetz annehmen müſſen, wovon mich ebenfalls am Ende mein inniges Gefühl überzeugen muß.

Mit allen dieſen Geſetzen werden wir alſo gebohren, kommen wir aus der Hand des Schöpfers, ſie gehören zu unſerer Natur.

Unſer Geſpräch ward durch meine Agathe unterbrochen, die uns die Ankunft einiger benachbarten Freunde meldete. Da unſere Geſellſchaft nun ziemlich zahlreich geworden war, begaben wir uns, nachdem die Neuangekommenen einige Erfriſchungen genoſſen, in den Garten, um den ſchönen Ueberreſt eines angenehmen Frühlingstages zu genieſſen.

18.

Amyntor an Philarete.

Beſchluß des vorigen.

Es war recht gut, theureſte Philarete! daß unſere geſtrige Unterredung wider unſern Willen mußte abgebrochen werden. Durch Philokles Betrachtungen waren der Keime von neuen Gedanken in meine Seele ſo viel geworfen, daß ſie ſich einander würden erſtickt haben, wenn ſie nicht in einer ruhigen Zwiſchenzeit Luft erhalten hätten, um ſich gehörig zu entwickeln und zuſammenzuordnen. Wenn mich die unbefangene, fröliche Geſellſchaft für eine Art von Träumer gehalten hat, ſo darf ich mich nicht beklagen. Ich war wirklich zu ſehr in der Geſellſchaft meiner Gedanken, als daß ich hätte ganz in der Geſellſchaft meiner Freunde ſeyn können. Die Luſtigkeit, die immer lauter wurde, je länger wir beyſammen waren, — und wir ſtunden erſt ziemlich ſpät vom Abendeſſen auf — war, wider meine Gewohnheit, nicht im Stande mich ganz auſſer mich zu ziehen. Und ſo mußte ich in einer Art von Kampf mit mir ſelbſt aushalten.

Die feyerliche Stille der Nacht brachte wieder Ruhe in mein Innerſtes, ich konnte nun meiner ſelbſt ungeſtöhrt genieſſen. Alles um mich ſchien zu ſchweigen, der Tagesglanz war in dem milden Schimmer des ſilberfarbnen Vollmonds erloſchen, und ich ſahe durch mein Fenſter das friedſame Geſtirn unter dunkeln Mitternachtswolken einſam einher wandeln. In dieſer heiligen Feyer der Natur, in dieſer Ruhe der Sinne glaubte mein inneres Ohr die geheime Rede meiner Seele vernehmlicher zu hören. Ich fühlte, daß Philokles Recht habe, daß die Vernunft ohne den trüglichen Ausſpruch der Sinne abzuwarten, über die ewigen Wahrheiten, ſich ſelbſt ihre Orakel ſpreche; daß die Seele ſich ſelbſt der ewiggegenwärtige Gegenſtand ihres innern Sinnes ſey; daß ſie durch das Gefühl ihrer Verrichtungen, ihre Vermögen, Anlagen, und Kräfte kennen lerne, daß ſie in ſich ſelbſt die Geſetze leſe, denen ſie in ihren Verrichtungen folgt, lange vorher, ehe ſie ſie kennt, die Geſetze, denen ſie gehorcht, wenn ſie denkt, denen ſie gehorcht, wenn ſie begehrt. Ich glaubte nun ſelbſt, nachdem mich **Philokles** an ihren mäandriſchen Ausflüſſen bis dahin zurückgeführt hatte, die Quellen der Grundgeſetze des großen Geſetzbuchs der Natur in meinem Innern zu entdecken; zu entdecken, daß alles mein Wollen ſich in dem einzigen großen Trieb, glückſelig zu ſeyn, vereinige, daß, wenn ich dieſen Trieb, untrüglich und ohne Reue über ſchädliche Verblendungen, befriedigen wolte, ich mich mit der Glückſeeligkeit eines Weſens, wie ich ſelbſt bin, bekannt machen müſſe, daß ich alſo mich ſelbſt, meine Anlagen, Bedürfniſſe, Zwecke, deren Anbau, Befriedigung und Erreichung allein meine vernünftige Natur erhöhen kann, in mir ſelbſt müſſe kennen lernen. Indem ich mich ſelbſt zum Gegenſtande der Betrachtung nahm, und in mir dieſes allgemeine Geſetz für meinen Willen fand, nichts zu wollen, als was ich als gut erkannt, indem ich aus der Betrachtung meiner Anlagen und Kräfte entdeckte, was einem Weſen, wie ich, gut ſey; indem ich bemerkte, daß mein Verhalten gegen alle andere Dinge aus dieſem erſten Geſetze müſſe hergeleitet werden, und daß ich ſie ſo gebrauchen müſſe, wie ſie Mittel werden könnten, den erſten ſittlichen Grundgeſetze zu gehorchen: ſo begriff ich, warum Philokles ſagte, die Quellen der ſittlichen Geſetze ſind uns angebohren.

Ich bin nun ruhig, theureſte Philarete! und meine neue Ruhe einer ungehinderten angenehmen Thätigkeit ſcheint mir genußvoller, als meine alte Ruhe der Gleichgültigkeit. Es iſt mir, als wenn ſich ein neuer Quell von Vergnügen in meinem Innern Luft geſchaft habe, der es mir verſpricht, die Lechzenden nach Wohlſeyn und unter dieſen auch mich zu erquicken. Doch recht weiß ich mir ſelbſt nicht von dieſem neuen Gefühl Rechenſchaft zu geben. Hier iſt es Philarete! daß ich vornehmlich Ihrer Belehrung bedarf.

19.

Philarete an Amyntor.

Ich habe die Geſchichte Ihres Streits mit Vergnügen geleſen, das heiſt aber nicht, ich habe ſie verſtanden, und ohne Zweifel iſt es nicht nöthig, daß ich ſie verſtehe. Die Entſcheidung deſſelben habe ich immer in meinem innern Gefühl gefunden, und über das hinaus zu ſpekuliren, ſcheint mir nicht zu dem Beruf meines Geſchlechts zu gehören. Indeß freue ich mich, zu bemerken, daß Philokles und Amyntor auf dem Wege, den nur ihre ſtärkere Vernunft betreten darf, zu eben dem Ziele gekommen ſind. Inſonderheit kann ich es nicht ohne Theilnehmung wahrnehmen, daß Amyntor für das ſeines Herzens ſo würdige Gefühl des Schönen und Guten gewonnen iſt. Sie empfinden einen Quell von Vergnügen in Ihrem Innern eröfnet, ſeitdem ſie die heilige Verpflichtung der Naturgeſetze in ſich ſelbſt finden. Dies, Amyntor! machte mich ſo unruhig nach Ihrer Ueberzeugung. Ich habe nie geglaubt, daß Amyntor etwas wollen könne, was ſeiner unwürdig wäre, aber jezt bin ich auch überzeugt, daß er ſeines Herzens genießt, indem er die innere Kraft der Tugend kennt, dieſe innere Kraft, um derentwillen ſie nur allein den heiligen Namen der Tugend verdient.

Dieſes Gefühl Amyntor! mußte ich Ihnen wünſchen, weil ich ſelbſt fühlte, daß es mich glücklich macht, indem es mir nicht allein meine Pflichten erleichtert, ſondern auch verſüßt. Der Natur gehorchen und ihrem wohlthätigen Urheber, dem Zuge ſeines eigenen Herzens folgen, dem allgemeinen Wohl das freywillige Opfer ſeiner Pflicht bringen, das weder eine verſchlagene Politik erſchlichen, noch eine grauſame erzwungen hat, wem ſolte dieſes nicht angenehmer ſeyn? Wer ſolte nicht den gutherzigen Beytrag zu ſeinem Wohlſeyn von ſeinen Brüdern, inſonderheit von ſeinen mindern Brüdern, mit reinerm Vergnügen annehmen, wenn es ein Beytrag iſt, den nicht Furcht oder Gewalt erpreßt hat, zu dem die Liebe, und keine betrogene Liebe den Beruf in ſich ſelbſt findet.

Mich dünkt, daß ſo der Wechſel der geſelligen Pflichten mehr Wahrheit, Anmuth, Freyheit habe, daß ſo der Gebende und Empfangende gewinne.

Sie mögen dies Gefühl, wofür ich, wie Sie ſehen, ſo eingenommen bin, Schwärmerey nennen, Sie ſehen aber auch, warum ich es bin. Da ich überhaupt in meinen Urtheilen zuletzt bey mir ſelbſt muß ſtehen bleiben, da mich am Ende mein Gewiſſen in dem Gefühl meiner Pflicht leiten muß, ſo iſt es mir keine geringe Beruhigung, daß auch der unterſuchende Verſtand, wiewohl nach einer längeren Unterſuchung, bey dem Beſchauen ſeiner ſelbſt muß ſtehen bleiben. Denn ſo weit ſie auch in der Zergliederung ihrer ſittlichen Maximen zurückgehen, ſo werden ſie doch endlich auf Begriffe kommen müſſen, von denen ihnen blos das Beobachten der innern Verrichtungen ihrer Seele das Anſchauen giebt. Woher wollten Sie ſonſt die Begriffe von Bewegungsgrund, Verbindlichkeit, Pflicht, Geſetz, Tugend, Gewiſſen u. ſ. w. erhalten? Dieſe kann die Seele nicht anders bekommen, als wenn ſie ſich ſelbſt zum Gegenſtande ihrer Beobachtung nimmt. Es mag ihnen fremd klingen, aber ich zweifle nicht, daß Männer, die das ergründen können, was ich nur fühlen darf, dafür Gründe finden werden, die es begreiflich machen, daß die Seele gerade ſo ſich ſelbſt beobachten muß, wenn ſie zu moraliſchen Begriffen kommen will, als ſie die äuſſere Welt anſchauen muß, wenn ſie von der glänzenden Sonne, ne, dem milden Monde, dem ſanften Grün der Frühlingsflur, dem Geſang der Vögel, dem Wohlgeruch der Roſe ſich will Begriffe ſammlen.

So wenig ſich nun Menſchen durch eine gemeinſchaftliche Sprache würden verſtändigen können, wenn der Schöpfer für jeden eine beſondere Welt gemacht, oder jedem ſo verſchiedene Sinnen gegeben hätte, wodurch die Theile der Welt ganz verſchiedene Eindrücke auf ſie machten: ſo wenig würde die geringſte ſittliche Gemeinſchaft unter ihnen Statt finden, wenn nicht alle die nemlichen Gründe zu einerley moraliſchen Begriffen in Ihrem Innern fänden, und wenn Ihr Verſtand und Willen nicht einerley Geſetzen folgte, und durch einerley Eindrücke auf einerley Art bewegt würden.

Wenn dieſe Geſetze und Eigenſchaften, die unſere Gattung ausmachen, nicht in jedem Menſchen einerley wären: könnte man dann wohl hoffen, dieſe Einſtimmung der Natur, dieſen ſympathetiſchen Reiz zu finden, der aus der Uebereinſtimmung der Empfindungen entſteht, der die einzelnen Menſchen durch das ganze Geſchlecht zu einander anzieht und vereinigt. Sie können durch kein ander Mittel als durch die Aehnlichkeit ihrer Natur ſo gegen einander geneigt werden, ſie würden ohne ſie eben ſo wenig einer von des andern Natur ſich eine Vorſtellung machen können, als wenn ſie Weſen von ganz verſchiedener Gattung wären.

Müſſen wir alſo nicht die Beſtandtheile zu allen moraliſchen Begriffen aus uns ſelbſt nehmen, wir mögen ſie bey uns oder bey andern anwenden, wir mögen ſie als Pflichten gegen uns, oder gegen andere gebrauchen. In uns ſelbſt finden wir doch das Alphabet zu der rührenden Naturſprache, die ſo unwillkührlich wirkt, in uns ſelbſt finden wir die Bedeutung der ſo bewegenden Accente der ſanften überredenden Liebe, des klagenden Schmerzes. Könnten wir nicht in uns die Regungen der Liebe, nicht das Drückende des Schmerzes empfinden, nicht ihren ſo bedeutſamen Ausdruck, ihre ſo verſtändliche Sprache: ſo würde der Menſch kein geſelliges Weſen ſeyn, er würde unter Körpern, die ſeines gleichen ſchienen, und es nicht wären, eben ſo gleichgültig und untheilnehmend herum wandeln, als unter den Klippen des öden Seegeſtades oder den Bäumen des einſamen Waldes.

Wir können von den innern Empfindungen zu denen Begriffen fortgehen, die nicht unmittelbar von den Eindrücken der Sinne herkommen, und ich vermuthe — denn ich wage es nicht entſcheidend zu ſprechen, — daß, wenn ihr Gegenſtand nicht in jeder menſchlichen Seele könne angeſchaut werden, ſo würden ſich die Menſchen nie über dergleichen Begriffe durch keine gemeinſchaftliche Sprache verſtändigen können. Die Sprache muß wohl mit Benennungen äuſſerer Gegenſtände, oder bey dem Ausdrucke innerer Empfindungen angefangen haben, aber beyderley Ausdrücke ſind doch der unbeträchtlichſte Theil der Sprache. Und wenn die lezte einen gemeinſchaftlichen innern Sinn vorausſetzen, ſo erfordern die Begriffe, die nicht Empfindungen ſind, einen gewiſſen gemeinſchaftlichen Verſtand, der den Stoff zu ſeinen deutlichen Begriffen ebenfals urſprünglich in der Seele ſelbſt findet. —

Doch ich darf auf dieſem Wege nicht weiter gehn, wenn ich mich nicht von dem erleuchtenden und erwärmenden Geſtirne des ungelehrten Gefühls in dem Labyrinthe unbekannter Grübeleien zu weit verirren will. Und wozu wäre es auch nöthig, da wir nun in der Hauptſache eins ſind. Ich weiß gewiß, daß Sie das, was ich Ihnen zur Empfehlung ſo menſchlicher ſüſſer Empfindungen des Wohlwollens und des Rechtthuns ſagen könnte, nicht mehr bedürfen. Ein einziges Wort laſſen

Sie mich zu dieſer Empfehlung nur noch hinzuſetzen. Mich dünkt, daß wir des Lebens beſſer genieſſen, wenn wir es den Menſchen zutrauen, daß ſie ein angebohrnes Recht in ihren Buſen tragen. Ich ſetze auf dieſen Empfehlungsgrund einen groſſen Werth. Wenn indeß meine unerfahrne Gutmüthigkeit dieſen Werth zu hoch anſchlagen ſolte, ſo wird Ihre vorſichtige Erfahrung ihn ſchon gehörig herabſetzen; ich denke doch aber immer, mit dem geheimen Wunſche, daß ſie dieſer mistrauiſchen Vorſichtigkeit nicht möchten nöthig haben. Das, was die Annehmlichkeiten des menſchlichen Umganges ſo ſehr verbittert, iſt gewiß die Behutſamkeit und das Mistrauen, das man für ein ſo nothwendiges Stück der ſo gewünſchten Kunſt zu leben hält. Viele unangenehme Erfahrungen mögen wohl einen anſehnlichen Theil dieſes Unglaubens an die Tugend rechtfertigen; aber doch ſchwerlich allen; ſchwerlich dieſen Unglauben an alles angebohrne Gefühl des Guten. Wie es indeß ſeyn mag, ſo erkennen doch dieſe Unglaubigen ſelbſt, daß ſie ihr kluges Mistrauen um vieles Vergnügen im menſchlichen Umgange bringe, und ich fühle, daß mir dieſe offene Zutraulichkeit, die ich mir in meinem kleinen Zirkel mit Menſchen erlauben darf, die kein Intereſſe haben, mich zu betrügen, und ihr natürliches Gefühl des Guten zu unterdrücken, weil wir nicht nach einem Ziel des Ehrgeizes und des Eigennutzes laufen, einen großen Theil von den koſtbaren und abwechſelnden Vergnügen erſetzt, denen die nothwendige Klugheit des Argwohns den beſten Reiz, das Geſellige, raubt. Auch dieſes Vergnügen haben Sie alſo aus dem Glauben an die angebohrnen Quellen der Tugend zu erwarten. Denn wie natürlich iſt es, zu denken, daß wenn wir die Verpflichtung, das Geſetz, und die Vergeltung des Guten in uns finden, daß ſie auch andere in ſich finden; und daß auf dieſem Glauben das Vertrauen zu unſern Brüdern feſter und ſanfter ruhe, als auf Täuſchungen und Drohungen. Doch das alles werden Sie bald von ſich ſelbſt beſſer, als von irgend jemand lernen, ſich ſelbſt leichter als einem Andern glauben.

Ich habe noch immer vergebens hoffen müſſen, daß Sie mir Ihre liebe Agathe auf einige Zeit abtreten würden. Meine Amalia heißt mich, Sie an Ihr Verſprechen erinnern. —

20.

Hedion an Amyntor.

Da bin ich nun in Paris, ohne daß Sie wiſſen, wie ich dahin gekommen bin, ja, ich möchte beynahe ſagen, ohne daß ich es ſelbſt weiß. Denn wenn ich es vor vier Wochen nur hätte vermuthen können, daß ich jetzt würde hier ſeyn, ſo hätte ich Sie nicht zurückgelaſſen. Amyntor! im Ernſt, hier iſt der Ort, wo man noch weit mehr Verdruß vergeſſen kann, als Sie mit aufs Land genommen und auf ihrem lieben Lande zu dem Mitgebrachten noch hinzugeſammlet haben. Zerſtreuung gehörte für Sie, Zerſtreuung, wenn wir dann über ihren Zuſtand einmal in allem Ernſte philoſophiren ſollen. Und die würden Sie hier gefunden haben. Die Luſtbarkeiten haben ſich, ſeitdem Sie Paris verlaſſen haben, ehe vermehrt, als vermindert, und was das Beſte iſt, die Leute von Geſchmack, deren Ton ſo gut, als Geſetz iſt, haben endlich das wahre Vergnügen, das bis dahin ohne Zweifel mit der Wahrheit in einerley

Brunnen gewohnt hat, gefunden. Die ernſthafte Oper, das Trauerſpiel, das Concert Spirituel konnten es nicht hervorziehen, kaum hielt es der herrliche Fuß der kleinen **Veſtris** eine Viertelſtunde auſſer dem Waſſer, wir haben bey dem allen oft gegähnt. Jetzt wohnt es leibhaftig auf dem Jahrmarkt von St. Germain und auf den Boulevards, und wird da von allen Leuten vom beſten Tone beſucht. Die Marionetten, die Affen und Hunde; der göttliche **Rampôneau** — 11).

Doch ich muß erſt Ihre Unruhe befriedigen. Denn ohne Zweifel haben Sie mich ſchon zehnmal gefragt, wie ich hierher gekommen bin. So hören Sie dann:

Chariſton, der allgefällige Chariſton, den Sie ſich vielleicht noch von Paris aus erinnern werden, gab mir und einigen andern Freunden einen Sammelplatz in Spa. Sie kennen mein Herz; wenn ich meinen Freunden Vergnügen machen kann, ſo bin ich ſchwach. Auſſerdem die Badefreyheit, die von den Einſchränkungen nichts weiß, womit eine mürriſche Policey dem Spiel den größten Theil des Reizes nimmt, den Reiz, den es hat, wenn man es ein wenig hoch intereſſiren darf, — das alles, nebſt der Geſellſchaft des Päzanthes

---

11) Eilfte Anmerkung.

— Kurz, wir reiſten. Mit Entzücken umarmte ich meinen Freund Chariſton wieder, aber wie veraltet, wie entſtellt? Er iſt durch ſeine Allgefälligkeit einer der erſten Invaliden von dem Hofe der Herzogin Du M** geworden. Sie kennen die Einrichtung an dieſem Hofe vermuthlich noch nicht. Zu Ihrer Zeit war die Herzogin noch wenig über das Zenith ihrer Reize hinaus, und da erſchien ſie noch bey Tage. Seit einigen Jahren hat ſie eine andere Zeitabtheilung beliebt. Die gewöhnlichen Abſchnitte, worinn der Zeitraum von vier und zwanzig Stunden getheilt wird, folgen noch immer in gleicher Ordnung und Abſtande auf einander, nur das, was bey uns Andern, in die zwölf Stunden des Tages gehört, iſt von ihr in die zwölf Stunden der Nacht verlegt worden. Abends um acht Uhr ſteht ſie auf, um eilf Uhr kann man die Ehre haben, Ihr bey der Toilette aufzuwarten, nach Ein Uhr des Nachts wird man zum Mittagseſſen eingeladen u. ſ. w. Ihren ſterbenden Reizen noch von dem wohlthätigen Lichte der Wachskerzen einen Schein von Leben zu leihen, in dem tiefſinnigen Nachſinnen des Spiels durch das verdrießliche Gewirre der Geſchäftigen auf den Straſſen nicht geſtört zu werden, vielleicht der Reiz der Neuheit — denn von Kindesbeinen an haben wir mehr bey Tage als bey Nacht gelebt — Ich kann nicht ſagen, was von dieſem allen ſie zu ihrer neuen Lebensordnung gebracht hat. — Da indeß dieſe Ordnung noch nicht allgemein geworden iſt: ſo war das Haus der Herzogin bald leer, und auſſer einigen falſchen Irrländiſchen Lords und eben ſo viele abgedankten Ludwigsrittern blieb keiner als Chariſton. Daß er bald das Opfer von ſeiner ſtandhaften Gefälligkeit war, können Sie leicht denken; das gewöhnliche Schickſal der edlen Seelen.

Was mir am meiſten wehe that, war die Entdeckung, die ich bald machen mußte, daß der ehrliche Chariſton auch in ſeinen Finanzen entſetzlich zurückgekommen iſt. Er hat unter den Händen der **Griechen**, 12) die ſich an den Spieltiſchen der Herzogin einfanden, gewaltig gelitten. Jetzt, da er in ihren Geheimniſſen beſſer eingeweihet iſt, und da ſeine Erfahrungen ihm einträglich ſeyn könnten, verdammt leider! ſein Beutel ihn zu einer ſo magern Diät im Spiel, als die Aerzte im Eſſen. Wenn er nur erſt einigermaſſen wieder auf den Beinen iſt.

Indeß da noch ſonſt ſo wenig Geſellſchaft für mich und **Päzanthes** in Spa war, daß wir beynahe zum Spatzierengehen mit einigen empfind-

---

12) Zwölfte Anmerkung.

ſamen Lädies wären verdammt werden, oder Lädy L's Milchfamilie zu beſuchen, ſo faßten wir in einem Augenblick von glücklicher Verzweiflung den Entſchluß, dem mächtigen Zuge des ſo nahen Paris nicht länger zu widerſtehen. So ſind wir dann hier, und wohl uns!

So wunderbar hängen die Dinge in der Welt zuſammen. Ich ſchenke Ihnen aber die ernſthaften Betrachtungen, die ſich hier anbringen lieſſen. Denn ich bin barmherziger, als Sie, ſonſt ſolten Sie ſehen, daß ich auch philoſophiren kann, wenn es mich ankömmt.

Sehen Sie zu, was Sie noch thun können, Amyntor! Vielleicht können Sie mir noch nachkommen, und das wäre ohne Zweifel das Beſte; ich verſpreche Ihnen Beluſtigungen genug, die Ihre Wunden heilen ſollen. Wo nicht, ſo wünſche ich, daß meine Schreiberey Ihnen wenigſtens einige angenehme Augenblicke machen möge.

21.

Philokles an Amyntor.

Ganz ſo wie Sie es von Ihrem Freunde Hedion erwarten konnten, iſt der fröliche Brief, den ich hiemit wieder zurückſende. Dem Ernſte, womit er ſeine Vergnügungen als Angelegenheiten behandelt, kann man nicht wohl ohne einiges Achſelzucken zuſehen. Die armen Glücklichen! wie ſauer müſſen ſie ſich es werden laſſen, um vergnügt zu ſeyn, und dann iſt ihr ganzes Glück, ein paar Stunden gelacht zu haben; denn worüber ſie einmal gelacht haben, darüber werden ſie doch nicht immer lachen. Es kann nicht anders ſeyn, ſie müſſen endlich auf die ſeltſamſten Beluſtigungen verfallen, wenn die gewöhnlichen abgenutzt ſind. Dieſer immer betrogenen und immer erneuten Hofnung, die den Bethörten endlich ganz von ſeinem Ziele abführt, kann auch der Ernſthafteſte nicht ohne einige Anwandelung des Lachens zuſehen; aber es iſt nicht genug, gelacht zu haben, man wird auch einige Betrachtungen darüber anſtellen wollen, wodurch dieſe kindiſchen Verirrungen auch uns einſamen Zuſchauern unterhaltend werden können.

Unſer ſteter Durſt nach Vergnügen, macht einen ſteten Wechſel derſelben nothwendig; weil die alten, die ihren Reiz verlohren haben, durch neue müſſen erſetzt werden. Wer nun ſeinen Kreis von natürlichen Vergnügen nicht ſo erweitern kann, daß er ihm Abwechſelung genug darbietet, der muß von den natürlichen zu den künſtlichen und von dieſen endlich zu den fantaſtiſchen übergehen.

Die natürlichen haben Gegenſtände, die ſchon an ſich ſelbſt geſchickt ſind, angenehme Empfindungen hervorzubringen. Abwechſelung von Beſchäftigung und Ruhe, Genuß der ſchönen Natur, Umgang mit gewählten Freunden, Erweiterung ſeines Verſtandes, Betrachtung der Werke der Natur und der Kunſt, Ausführung nützlicher Entwürfe, Wohlwollen und Liebe, das Bewußtſeyn geachtet und geliebt zu werden, wie viel natürliche Quellen des Vergnügens! die Vorſehung läßt ſie ſo reichlich für den Menſchen flieſſen, wenn er nur daraus ſchöpfen will.

Allein er kehrt dem Ziele den Rücken zu, er verläßt die lebendige Quelle, und gräbt ſich löcherige und Waſſerleere Ciſternen. Anſtatt die Abwechſelung in dem unermeßlichen Gebiete der Vergnügen der Natur zu ſuchen, durch Gewöhnen ſich zum Genuß aller ihrer Arten fähig machen, durch

Mäßigkeit den Geſchmack an jeder lebhaft zu erhalten, eilt er von ihnen zu den künſtlichen fort, und verſchreyet das Feld der natürlichen als unfruchtbar.

Auf dem neuen Felde der künſtlichen Vergnügen muß er ebenfals ſich bald am Ende finden, wenn ſich nicht ein Gegenſtand auf demſelben ſeiner bemächtigt, und ihn in unauflösliche Feſſeln ſchlägt. Dieſe Gegenſtände haben eigentlich keine natürliche Schicklichkeit, uns zu vergnügen, ſie haben ſie nur, ſo fern ſie Mittel und Zeichen der natürlichen Vergnügen ſind. Was hat Reichthum, was hat das Kniebeugen der Verehrer, das Fingerzeigen und der Zuruf der Bewunderung für eine eigenthümliche Kraft glücklich zu machen, wenn wir mit dem erſtern nicht andere Vergnügen ſelbſt das Vergnügen der Achtung erkaufen, und nach dem letztern die Gröſſe dieſer Achtung meſſen könnten. Aber wie unkräftig ſind dieſe Mittel, wie unzuverläßig dieſe Zeichen! dieſe Bemerkung würde gewiß keinem einzigen der Reichen und Prächtigen entgehen, wenn nicht die Allmacht der Gewohnheit eben ſo frühzeitig die Ideen von Glück, Vergnügen, Reichthum und Anſehen in ihrer Fantaſie zuſammen geſchmolzen hätte. Je nachdem nun dieſe Verſchmelzung zwiſchen den Ideen den

Zuſatz von Reichthum oder von Ehre oder von beiden erhält, werden Geldgeiz oder Ehrſucht ſich des Herzens bemächtigen, Begierden, die, da ſie wie alle Begierden, die keine natürliche Gränzen haben, unermeßlich ſind, mit keinem Grade der Befriedigung genug haben werden.

Ungeachtet aller der Fehlſchlagungen indeß, die den Geizigen und Ehrſüchtigen äffen, der Kränkungen, die ihn martern, der Verleugnungen, die ihm ſauer werden, iſt er doch beynahe gegen denjenigen zu beneiden, der in ſeinem prächtigen Elende an Langerweile krank liegt, und glücklich ſcheinen muß. Das, was in dieſer Pracht, in dieſen herrlichen koſtbaren Feſten wahrhaftig vergnügendes iſt, genießt eigentlich die neue Seele des demüthigen Zuſchauers, ſo wie die Süßigkeit der wohlriechenden Waſſer, womit ſich der Wollüſtling benetzt, von den Umſtehenden genoſſen wird. Zu dem Ueberdruß der langen Weile kömmt noch der Zwang, womit er ſie verbergen muß. Er muß glücklich ſcheinen, denn ſonſt würde er auch den letzten Vortheil des Reichthums und der Pracht verlieren, die Bewunderung ſeines Glücks, die aus der gemeinen Vermiſchung der innern Vorzüge mit ihren äuſſern Zeichen und Mitteln entſpringt.

In dieſem gewaltſamen Zuſtande dann doch einiges Vergnügen zu genieſſen, muß er zu kindiſchen oder zu unnatürlichen und phantaſtiſchen ſeine Zuflucht nehmen. Der Uebergang von den künſtlichen zu dieſen iſt ganz leicht, der Weg gebahnt. Da ſie beide nur durch einen fremden Reiz gefallen: ſo iſt nur ein kleiner Schritt nöthig, um von dem Gleichgültigen auf das Abentheuerliche und Phantaſtiſche zu verfallen, wenn dieſes leztere die nehmliche Empfehlung erhält. Wenn ſogar die Mittel des natürlichen Vergnügens bey einem verwöhnten Geſchmacke nicht für ſich ſelbſt gefallen, wenn ſelbſt die Schönheit der Gärten nicht nach ihrer natürlichen Anmuth, ſondern nach der Kunſt und dem Aufwande, womit ſie angelegt ſind, gewählt werden: warum ſolte nicht der Muthwille des Reichthums, ſtatt der ſchönen Formen der edelſten Natur, Ungeheuer und Fratzengeſichter in karrariſchen Marmor einhauen, wenn dieſe durch ihre Koſtbarkeit von den Schätzen ihres Beſitzers eben ſo groſſe, und durch ihre Seltenheit von ſeiner eigenſinnigen Unabhängigkeit noch gröſſere Begriffe erregen können, als die natürlichen? 13) Wenn die Umkehrung der Nächte in Tage ein Zeichen hohen Standes iſt, wenn die Vertilgung der natürlichen

---

13) Dreyzehnte Anmerkung.

Blumen der Jugend und der Geſundheit auf den weiblichen Wangen ein Zeichen hoher Geburt wird, wenn es dabey blos darauf ankömmt, durch eine Seltſamkeit ſich auszuzeichnen, welche die niedrigen Stände nicht unerſchrocken genug ſeyn werden, nachzuahmen: ſo wird ſie früh oder ſpät nöthig und vielleicht angenehm werden.

Sie werden mich ohne Zweifel mit meinen Betrachtungen langweilig finden, wenn Sie ſie nicht lieber ungeleſen laſſen. Das kann ich Ihnen nicht wehren Amyntor! aber ich behalte meine Weiſe, ich weiß mit Ihrer ſchönen Welt nichts beſſers zu machen, als Betrachtungen über ſie anzuſtellen. Denn lachen mag ich nicht. Ich halte Ihren Hedion für einen verlohrnen Menſchen, und ſeine Thorheiten ſind mir im Ganzen genommen, zu ernſthaft, als daß ich ſie mit Ihnen ſo gutmüthig belächeln könnte.

22.

Amyntor an Philarete.

Es iſt mir ein ſehr angenehmer Plan verrückt, theureſte **Philarete**! Ich rechnete ſicher darauf, meine Mutter werde mich ſo glücklich machen, und die ſchöne Jahreszeit bey mir auf dem Lande zubringen, und dann hätte ich hoffen können, daß Ihre Freundin es ſich werde gefallen laſſen, Ihr Geſellſchaft zu leiſten. Allein die uns allen ſo erfreuliche erſte Niederkunft Ihrer Fürſtin erlaubt ihr nicht, dieſe ſo geliebte und Ihrer Liebe ſo würdige Prinzeßin zu verlaſſen. Wie angenehm würden unſere Tage in leichten ungeſuchten und unbeneideten Vergnügen verfloſſen ſeyn! Das ſchöne Bild dieſer ſeligen Freuden ſtand ſchon ganz vor meiner Phantaſie da. Aber nun — in der Entfernung, worinn ſie nun erſcheinen, getraue ich mich kaum daran zu denken, die Sehnſucht würde mir das Herz bis über die Bruſt hinauf ſchwellen. Unſere Geſellſchaft würde nun ſo zahlreich und doch ſo innig, ſo vereinigt und ſich doch immer ſo neu und unterhaltend geweſen ſeyn. Denn Sie würden auſſer ihren gewöhnlichen Gliedern noch den Theophron gefunden haben, der ſich auf die Einladung meiner Mutter hat bewegen laſſen, mir das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft auf einige Zeit zu gönnen.

Ich habe den Umgang dieſes würdigen Geiſtlichen in der Stadt bey weitem nicht ſo geſucht und genutzt, als er es verdiente. Jetzt werd ich zu meiner Verwunderung gewahr, wie viel nützliche und unterhaltende Kenntniſſe er auſſer den Kenntniſſen ſeines Amts beſitzt, und wie viel ſchöne Eigenſchaften des Herzens und des Verſtandes er in ſich vereinigt. Wir andern Leute von Geſchäften oder Vergnügen, wir ſehen in einem Geiſtlichen nichts als ſein Amt, dem wir, weil wir zu leben wiſſen, ſeinen zurückhaltenden Ernſt und ſeine Vorurtheile verzeihen, und in Betracht deſſelben mit den äuſſern eingeführten Zeichen der Achtung begegnen. Wir laſſen es uns nicht einfallen, daß zu dieſem Ernſt ſich Gefälligkeit, Heiterkeit des Witzes, Anmuth der Sitten, Kenntniß der Welt in dem groſſen Verſtande des Worts, nebſt geiſtreicher Munterkeit des Scherzes geſellen könne. Und daher ſuchen wir ihren Umgang nur ſelten und nur des Wohlſtandes wegen, gemeiniglich in Umſtänden, welche ſtandesmäßige Feierlichkeit gebieten,

ten, und die Geſellſchaft in einer beſchwerlichen Entfernung von einander halten. Noch weniger nutzen wir ſie, weil unſere Vorurtheile uns nicht geſtatten, uns ihnen mit der Vertraulichkeit zu nähern, die einem verſtändigen Manne allein Gelegenheit geben kann, alle Arten der Gaben des Umgangs, auch die angenehmen und gefälligen, zu zeigen.

Ich kann es mir alſo als eine Entdeckung anrechnen, daß ich an dem **Theophron** einen ſo angenehmen und nützlichen Geſellſchafter finde. Vielleicht **vermehrt** mir dieſe Ueberraſchung das Vergnügen ſeines Umganges, aber allein verurſacht ſie es nicht, denn er ergötzt und belehrt mich. **Theophron** hat mich nun völlig über das beruhigt, was mir vielleicht noch von **Philokles** Unterredung und Ihrer gütigen ſchriftlichen Belehrung her, war dunkel geblieben.

Verzeihen Sie, theureſte **Philarete**! — aber ich muß jetzt glauben, mein Beifall war damals überraſcht. Ich hatte mich ſelbſt überraſcht. Sie wiſſen, ich habe es immer geſtanden, der Glaube an ein inneres Gefühl des Schönen und Guten hat etwas ſo anziehendes, er iſt ſo rührend, ſo mittheilend, giebt ſeinen Verehrern ſo viel Intereſſantes, ihren Worten ſo viel Salbung, ihren

Mienen die affectvolle Wärme einer ſo ſanften Schwärmerey, die ſelbſt in einer Guion und Bourignon ſo liebenswürdig iſt. — Kurz, Sie konnten es meinem Briefe *) anſehen, daß meine Einbildungskraft angegriffen war. O! ich hätte gewünſcht, ewig unter der Macht dieſes ſeligen Zaubers zu ſeyn, nie von dieſem geliebten Traume zu erwachen. Aber ich erwachte.

Es waren die Schwierigkeiten, die mich weckten, wie ſich aus dem erſten Geſetze, das ich freilich in meinem Innern fand, meine Glückſeligkeit und Vollkommenheit zu ſuchen, die Geſetze der geſelligen Pflichten herleiten laſſen. Die Verbindung dieſer Geſetze mit dem erſten Grundgeſetz meines Willens ſchien mir ſo wenig unleugbar und evident, daß ich vielmehr ſehr oft meinen Vortheil mit dem Vortheil anderer Menſchen im Widerſpruch zu finden glaubte. Und wenn mir ehemahls die Verſchiedenheit der Sitten, der moraliſchen Geſetze und Urtheile unter den Menſchen ſo natürlich ſchien, weil ich an keine angebohrne Quelle natürlicher Geſetze glaubte: ſo mußte ſie mir jetzt eben ſo nothwendig ſcheinen, da ich nicht einſehen konnte, wie aus dem erſten angebohrnen Grundgeſetze ſittlicher Handlungen die übrigen könnten hergeleitet werden.

Dieſe

---

*) S. den 18ten Brief.

Dieſe neuen Zweifel erwarteten mich bereits bey meinem Erwachen. Denn ſo wie die Erquickung des Schlafs nicht ſelten der Seele neue Kraft giebt, Zweifel, auf denen ſie entſchlummert iſt, als durch eine Art von Eingebung, zu löſen, eben ſo pflegt ſie oft Ueberzeugungen, mit denen wir die Augen geſchloſſen, bey ihrem Wiederaufthun, zerſtört zu haben.

Sie würden mich vielleicht lange beunruhigt haben, wenn Theophrons Ankunft nicht deſſelbigen Tages, unſern Unterredungen wieder ihre gewöhnliche Wendung gegeben hätte, und zwar nun mit einem gröſſern Intereſſe als bisher. Ueberhaupt beginnt unſere Geſellſchaft ſich nach und nach zu einer kleinen Akademie zu bilden, und Theophrons Beytritt mit ſeinen Kenntniſſen und der Bekanntſchaft mit dem Fortgange der Wiſſenſchaften, die ihm ſeine ununterbrochene Aufmerkſamkeit auf die Schickſale der Litteratur verſchaft, ſchärfte unſeren Eifer durch die Erwartung, daß wir ſeine Einſichten in unſern Unterſuchungen recht nutzen würden.

Ich führte den Theophron durch eine kurze Erzählung unſerer bisherigen Verhandlungen bis an den Punkt, von dem ich mit ihm auszugehen wünſchte, ſobald wir in Auguſtensruh zum Thee kenbeyſammen waren. Sie wiſſen, Philarete! wem dieſer Ort heilig iſt, und warum? — Er iſt nur den Feſten der Freundſchaft geweihet, deren Freuden ſeine feyerliche Seltenheit vermehrt.

Ich geſtehe Ihnen, daß ich mich vorzüglich an den **Theophron** wendete, um meine Zweifel mit deſto mehr Freiheit vortragen zu können. Sie wiſſen, wie ſehr ich unſern **Philokles** ſchätze, aber ſein Alter, etwas Bitteres in ſeiner Laune, ſo wie ein gewiſſer Trübſinn in ſeinem Gemüthe, der einen geheimen Wurm verräth, der an ſeinem Innern naget, ſetzt mich bisweilen in eine ehrwürdige Entfernung von ihm, und legt mir den Zwang auf, ſeine Empfindlichkeit zu ſchonen, um mit meinem Ungeſtüm ſeiner Gefälligkeit nicht läſtig zu werden.

Ich werde unterbrochen. Aber Sie können auf baldigſte Fortſetzung unſerer Unterredung, oder vielmehr ihren Anfang, ſicher rechnen.

23.

Amyntor an Philarete.

Nachdem ein jeder Platz genommen, und Philokles ſeine Pfeiffe angezündet hatte, fieng **Theophron** alſo an:

Sie finden Anſtand, **Amyntor!** von dem höchſten und allgemeinſten ſittlichen Geſetze, welches uns unſere Glückſeligkeit zu befördern gebietet, zu den Geſetzen der Geſelligkeit überzugehen. Dieſe Verlegenheit läßt ſich gar wohl begreifen, ſo lange man mit dem Begriff der menſchlichen Glückſeligkeit in den engen Schranken der ſinnlichen Vergnügen ſtehen bleibt. Was mich nicht beſchädigen oder nicht vergnügen, was meinem Körper keine ſchmerzhafte oder angenehme Empfindung verurſachen, was mein Vermögen nicht vermehren oder vermindern kann, was gehet mich das an? — So glaubt vielleicht der weiſe Epikur eine Zeitlang mit Recht ſagen zu können: Aber nur eine Zeitlang.

Es kann unmöglich lange währen, bis er die Entdeckung macht, daß Er Allein nicht hinreiche ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, zumahl wenn er derſelben viele hat. Er mag aber ſo wenig haben, als er will, ſo müſſen ihm doch Zuſtände der Hülfloſigkeit, im Alter, in der Kindheit, in Krankheit, in die Augen fallen. Wie will er andere geneigt machen, in welchen von dieſen Umſtänden es ſeyn mag, ſich für ihn zu bemühen, wenn er auch nicht bereit iſt, für ſie etwas zu thun? Er wird das mit ſeinem Gelde ausrichten, und das kann in vielen Fällen die Stelle ſeiner Gegendienſte ausfüllen, da es der Erſatz für ſo viele Dinge iſt. Indeß geſteht er doch damit, daß er für das Wohl anderer um ſeiner ſelbſt willen etwas thun müſſe. Dieſe Erleichterung des Tauſches menſchlicher Dienſte vermittelſt des Geldes mag ſeinen Nutzen haben, und der Erfindung des Geldes einen Werth geben; aber wir müſſen doch erkennen, daß durch die Zwiſchenkunft dieſes Mittels die Bande der Geſellſchaft loſer und unmerklicher werden. Wir können nicht mehr die innigen heroiſchen Freundſchaften des Heldenalters und der Ritterzeiten haben, nicht allein weil die Stärke und Feſtigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft die Sicherheit vermehrt, und alſo die perſönliche Hülfe nicht mehr ſo nöthig ſcheint, ſon-

dern

Un l.
München

dern auch, weil man dieſe Hülfe mit Gelde erkaufen zu können glaubt, und alſo Geld für ſo gut als Freunde hält.

Hier iſt alſo Beförderung fremder Glückſeligkeit eine Bedingung unſerer eigenen, und dies iſt ſo allgemein, daß es zwiſchen dem uneingeſchränkteſten Herrn und dem niedrigſten Knechte Statt finden muß. Der Herr muß den Knecht nähren, wenn er ihm dienen ſoll.

Aber noch mehr. Er muß ihn auch geſchickt machen, ihm dienen zu können. Wenn er ſeinen Acker bauen ſoll, ſo muß er ihn die Geſchäfte der Landwirthſchaft lernen laſſen, wenn er ſie verwalten ſoll, ſo muß er ihn im Schreiben, Rechnen und andern dazu nöthigen Kenntniſſen unterrichten laſſen. Er kann alſo für ſeinen eignen Nutzen nicht ſorgen, ohne andern nützlich zu werden.

Das wird wiederum ſchon bey der gröſten urſprünglichen Einfalt des Lebens Statt finden. Laſſen Sie uns aber weiter gehen, und wir werden bemerken, daß je mehr die Menſchen von dieſer Einfalt des Lebens abgehen, deſto mehr bedürfen ſie andre, deſto mehr müſſen ſie die Werkzeuge fremden Wohls werden, wenn ſie ihr eigenes erhalten und vermehren wollen.

Es giebt gewiſſe nützliche Werke und Verrichtungen, die gar nicht von Einem einzigen Menſchen können ausgeführet werden. Wenn ſich aber mehrere dazu vereinigen ſollen, ſo muß ein jeder, für ſeinen Antheil an dem Nutzen, ſeinen Antheil an der Arbeit übernehmen, und alſo für fremden Nutzen arbeiten, wenn ihm fremde Arbeit zu Gute kommen ſoll. Diejenigen, die zuerſt einen etwas beträchtlichen Wall gegen einen austretenden Fluß aufgeworfen haben, befanden ſich in dieſem Falle. Wenn ihnen die Stimme der Natur zurief: mache dich ſelbſt vollkommen, ſo vernahmen ſie auch bald, daß ſie hinzuſetzte, und eben darum werde auch ein Werkzeug fremder Glückſeligkeit. In dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, worin die Werke der Kunſt, und alle Theile der Wiſſenſchaften zu einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit geſtiegen ſind, leuchtet uns die Nothwendigkeit einer geſellſchaftlichen Bearbeitung derſelben ſo häufig in die Augen, daß ſie uns, als eine alltägliche Sache, beynahe nicht mehr genug rührt, um in uns die groſſe Wahrheit von der Verbindung unſeres eigenen mit dem Wohlſeyn anderer Menſchen lebhaft zu erhalten.

Ich will Sie aber nur, um nicht Ihre gefällige Aufmerkſamkeit zu mißbrauchen, auf Einen

Fall aufmerkſam machen. In den Wiſſenſchaften, die auf Erfahrung und Beobachtung beruhen, iſt dieſe Verbindung am ſichtbarſten, darum will ich die Beiſpiele daraus hernehmen, ohne zu behaupten, daß ſie in den blos betrachtenden weniger Statt finde. Wir wiſſen, daß wir unmöglich die Natur über Alles ſelbſt fragen können, wir müſſen uns alſo freuen, daß ſie andere gefragt haben, deren Antworten wir zu nützlichen Grundſätzen in unſern eigenen Unterſuchungen anwenden können. Gewiſſe Beobachtungen können nur an gewiſſen Orten angeſtellt werden, z. B. über die Verminderung der Schwere der Körper unter der Mittellinie; inſonderheit die aſtronomiſchen, z. B. des Durchgangs der Venus durch die Sonne zur Beſtimmung der Sonnenparallaxe unter verſchiedenen Längen und Breiten der Erdkugel. Ja es iſt nützlich, daß die, welche von uns ſelbſt ſind angeſtellt worden, auch von andern angeſtellt werden, um uns zu verſichern, daß wir recht richtig und genau beobachtet haben. Müſſen wir daher nicht wünſchen, wenn wir unſern Verſtand durch die Wiſſenſchaften erhöhen wollen, daß die Verbeſſerung deſſelben auch bey Andern ausgebreitet werde, müſſen wir nicht von unſerm Lichte das fremde Licht vermehren, damit wir wieder von ſeinem Glanze erleuchtet werden, kurz, müſſen wir nicht

Mittel zu fremder Vollkommenheit um unſerer eigenen willen werden?

Hier hielt **Theophron** inne, und erwartete mein Urtheil. Wenn Sie nicht weiter gehen, **Theophron**! fiel ich alſo ein: ſo haben Sie noch wenig erwieſen. Sie haben nur gezeigt, daß es Fälle gebe, wo wir aus Eigennutz gemeinnützig handeln müſſen. So weit wird Ihnen auch ein Verehrer Epikurs folgen können. Aber es giebt Fälle, wo dieſer eigene Vortheil nicht ſo ſichtbar iſt, ja wo es vielmehr die Verleugnung unſers Vortheils und Vergnügens iſt, die Fälle, worin unſere Gemeinnützigkeit gerade **Tugend** wird.

Sie haben Recht, Amyntor! erwiederte er, aber ich werde weiter gehen, wenn Sie mir noch einige Aufmerkſamkeit gönnen wollen. Wir wollen wieder von der Erfahrung anfangen. Unter den Zuſtänden der Hülfloſigkeit hatten wir auch die Kindheit bemerkt. In den übrigen Fällen konnten die mühſamen Dienſte noch durch Gegendienſte, oder ihr Aequivalent erkauft werden, man konnte einen Rückfluß des Nutzens auf uns und auf dasjenige wahrnehmen, was uns intereſſirt. Aber was kann das nackte, hülfloſe Kind geben, verſprechen, hoffen laſſen, womit es unſern Eigennutz gewinnen könnte, ihm alle die sauren, mühsamen, verleugnungsvollen Dienste zu leisten, die seine Schwachheit bedarf? Auch die geringste Vergeltung ist viel zu ungewiß und zu entfernt. —

Der natürliche Trieb der Eltern, Theophron! fiel ich ein. — Gut! fuhr er fort. Die Vorsehung, wenn ich mich dieses Worts vor Ihnen bedienen darf, hat, sagt man, dafür gesorgt, und der Mutter einen unwiderstehlichen Trieb eingepflanzt, der sich auf die Erhaltung des Kindes bezieht. Ist aber dieser Trieb blos körperlich?

Nichts anders, unterbrach ich, wie es mir scheint. Die milde Nahrung, die nach festgesetzten organischen Gesetzen den Busen der Mutter schwellt, ist eine beschwerliche Last, und wie solte sie das Geschöpf nicht gerne erhalten, das sie von dem stechenden Schmerz befreyt, den der Ueberfluß derselben verursachen muß?

Sehen Sie, — fiel Philokles mit einiger Bitterkeit ein, — das haben Sie und ihre Freunde, die sich Philosophen nennen, mit ihrer kalten, körperlichen Philosophie ausgerichtet, daß sie die Natur von dem berauben, was in ihr das rührendste ist. — Ach! Amyntor! fuhr er mit sichtbarer Bewegung fort, ich bin auch Vater geweſen. Und noch traure ich um den Verluſt eines geliebten Kindes. Vielleicht lebt ſie noch, meine einzige Tochter, die ich ſeit dem erſten Jahre nach ihrer Geburt nicht wieder geſehen; und dieſe Ungewißheit, ob ſie noch iſt, ob ich ſie wieder finden werde, — daß ich ſie entbehren muß, das iſt der Wurm, der nun ſo lange an meinem Innern nagt. O! ich wolte gern ſterben, wenn ich ſie noch einmal in dieſe Arme faſſen könnte!

Können Sie, — wandte ſich Theophron an mich, — können Sie dieſe Ausbrüche der väterlichen Zärtlichkeit, Amyntor! auch ſo leicht körperlich erklären, als den Trieb zur Erhaltung des Säuglings? — Doch — fuhr er fort — es muß wohl auch hievon der Grund etwas tiefer, als im Körper, liegen. Sie wiſſen, daß ſich die Weichlichkeit der reichen Mütter von dem beſchwerlichen Geſetz der Natur durch eine künſtliche Erleichterung entbunden hat. Aber die ſinnlichſte Weichlichkeit hat ſich noch nicht von der anderweitigen Verſorgung ihres Säuglings losgeſprochen. Ja die Mutter, die der Stimme der Natur ganz gehorcht, folgt dem Zuge des Vergnügens, das ihr geliebter Säugling empfindet, indem ſie ihm wohl thut.

Daß es ſein Vergnügen ſey, durch deſſen Mitgenuß die ſanfte Wärme der mütterlichen Freude unterhalten wird, läßt ſich ſchon aus der Stärke dieſer Freude urtheilen. Sehen Sie, in welchem ſüſſen Selbſtvergeſſen das liebevolle wonnetrunkne Angeſicht der ſäugenden Mutter über ihrem theuren Säugling hängt, ganz in das Vergnügen des Mitgenuſſes ſeines Wohlſeyns verſenkt, gegen alles, was ſie umgiebt, unempfindlich. Man müßte eine Wirkung ohne Urſach annehmen, wenn dieſe Freude keinen andern, als einen körperlichen Grund, haben ſolte. Sie iſt alſo nicht Eigennutz, ſie iſt Liebe, und mütterliche Liebe, deren Gröſſe ſich aus den unausſprechlichen Mühſeligkeiten, Schmerzen, Verleugnungen der ſanfteſten natürlichſten Vergnügen, des Schlafs, der Ruhe, die gerade in dieſen Umſtänden ſo nothwendig und erquickend ſind, abnehmen läßt. Und dieſe Beſchwerlichkeiten läßt ſich die liebende Mutter ſo gern gefallen, ſie vermindern ſo wenig ihre Liebe, daß ſie vielmehr um deſto ſtärker wird, je mehr ihr der theure Liebling gekoſtet hat.

Und hier, dünkt mich, entdecken wir die wahre Quelle der mütterlichen Liebe. Sie liebt um des Guten willen, das ſie ihrem Kinde bereits erwieſen hat

Hier, Amyntor! wäre alſo ſchon in der menſchlichen Natur ein rührendes Beyſpiel von uneigennützigem Wohlthun, von Beförderung ſeiner eigenen Glückſeligkeit durch Liebe. Dieſes einzige Beyſpiel würde ſchon genug ſeyn, die Möglichkeit reiner geſelliger Vergnügen zu beweiſen, und uns eine allgemeinere Wirklichkeit derſelben ahnden zu laſſen.

Wenn ich ſie für dieſe Wahrheit gewinnen, nicht auch davon überzeugen wolte: ſo würde ich Ihrer gewiß nicht kalten Phantaſie, und Ihrem eben ſo gewiß liebenden Herzen das bezaubernde Bild, dieſer allgemeinen Kette von Liebe vorſtellen, die, wie die Kette der Weſen am Throne des Erſten befeſtigt iſt, — das Bild dieſer heiligen Flammen, die ſich einander mit einem Feuer anzünden, das urſprünglich vom Himmel ſtammt. Sie mögen ſo wenig von Abſichten in der Natur halten, als ſie wollen: ſo muß ſie doch die wohlthätige Oekonomie der Liebe durch ihre bewunderungswürdige Harmonie in ein angenehmes Erſtaunen ſetzen. Die Urheber des künftigen Anbeters der Gottheit glauben blos dem unwiderſtehlichen Zuge ihrer Zärtlichkeit zu folgen, ohne noch die unnennbaren Freuden zu ahnden, deren Funken ſchon in ihrem Buſen ſind. Dieſe Funken müſſen ſelbſt durch die Beſchwerlichkeiten, womit die künftige Mutter ihre geliebte Bürde trägt, und die Beſorgniſſe, womit ſie ihrer Entbindung entgegen ſieht, angefacht werden. Sie liebt nun das Kind ihres Herzens, für das ſie ſo viel gelitten, ſo viel gethan hat, um dieſes Vielen willen, das ſie dafür gethan, dafür gelitten hat: ſie ſorgt, arbeitet für ein Weſen, das ihrer bedurfte, und dem ſie wohlgethan hat, bis es ihrer nicht mehr bedarf, und der nemliche Zug den Geliebten in das nemliche Intereſſe für ein Weſen zieht, das ihm ſein Leben wird zu danken haben.

Haben Sie den Muth, Amyntor! in dem wunderbaren Mechaniſmus dieſer ſanften Leidenſchaft zu dringen: ſo werden ſie noch überzeugender ſehen, wie aus dem Grundtriebe ſeiner Vollkommenheit Liebe werden könne, und nach dieſer Entwickelung werden Sie dann, hoffe ich, an der Allgemeinheit dieſer Verbindung zwiſchen der Beförderung unſerer und fremder Glückſeligkeit nicht mehr zweifeln. — Aber ich warne Sie, ich bin unſchuldig daran, wenn Ihnen eine ſo tiefſinnige Unterſuchung Langeweile machen ſolte. Wir können ſchon hier ſtehen bleiben. —

Ich wolte ihn eben erſuchen, fortzufahren, als uns ein ſtarker Platzregen aus unſerer Laube vertrieb, deſſen Annäherung uns die Aufmerkſamkeit auf unſer Geſpräch nicht hatte bemerken laſſen. Und ich glaube nicht übel dieſen Ruhepunkt auch in meiner Erzählung zu nutzen, um Ihnen Raum zu laſſen, ſich neue Geduld zu ſammlen. —

* * *

24.

Amyntor an Philarete.

Fortſetzung des vorigen.

Der Regen hatte nur ſo lange angehalten, um die Natur zu erfriſchen, und den Abend deſto angenehmer zu machen. Unſer Spaziergang, wozu uns die abgekühlte balſamiſche Luft einlud, führte uns durch die reizende Wildniß von Ulmen, Acacien und Tulpenbäumen zu den gaſtlichen Eichen, wo wir ſonſt meine Euphroſina ſo oft mit ländlichen Feſten überraſcht hatten, und an deren benachbarten Baumſtämmen das Andenken entfernter Freunde, auch Philaretens Andenken gegen:

gegenwärtig bleibt. Wir ſetzten uns auf die trockengebliebenen Raſenbänke, und Theophron nahm von neuem das Wort.

Bisher ſind wir immer der Erfahrung gefolgt. Wir haben geſehen, daß es unter Menſchen nicht ohne Beyſpiel ſey, bis zur Aufopferung zu lieben, daß dieſes ſelbſt der ſüſſeſte Genuß der Liebe ſey, und daß auf dieſem Triebe das Wohlſeyn, die Glückſeligkeit und die Erhaltung der Geſchlechter beruhe. Aber wie wird der Trieb nach eigener Glückſeligkeit und Vollkommenheit zu dieſem geſelligen Triebe. Durch welche wunderbare Wendung entſteht der eine aus dem andern, da ſie einander gerade zu widerſprechen ſcheinen?

Laſſen Sie in der menſchlichen Seele nur zwey Geſetze zu, wovon uns das Selbſtgefühl bis zum Augenſchein überzeugt: ſo wird Ihnen dieſer Uebergang gar nicht zu jähe ſcheinen. Es thut nichts zur Sache, daß ſich das Herz dieſer Zwiſchenurtheile nicht bewußt iſt. Es giebt dergleichen Zwiſchenurtheile mehr, worüber es ganz unvermerkt weggleitet, und die Verknüpfungen der beyden äuſſerſten Enden bringen eben ſo befremdende Erſcheinungen hervor.

Das erſte Geſetz iſt, daß wir unſer Daſeyn nur durch das Gefühl unſerer Thätigkeit inne werden. Gefühl dieſer Thätigkeit muß alſo Glückſeligkeit ſeyn. Und daß wir es dafür halten, läßt ſich in hundert Fällen wahrnehmen. Was iſt anders das freye Hüpfen des Kindes, wobey es ſich ſo glücklich fühlt? Woher entſtehen ſelbſt ſo viele Thorheiten des Jünglings und des Mannes, von denen man gar keinen ſichtbaren Grund angeben kann, wenn ſie nicht aus dem Triebe entſpringen, dem Ueberdruß der Unthätigkeit zu entfliehen? Was kann das Spiel ohne Eigennutz, was kann das Trinkgelag ohne Weinſucht ſonſt für Quellen haben?

Das Vergnügen, das wir durch die Uebung unſerer Thätigkeit an einem Gegenſtande unſerer Liebe genoſſen haben, tragen wir nach einem andern Geſetze auf den Gegenſtand ſelbſt über. In ſeinem Anblicke ergötzt uns die Vollkommenheit wieder, die unſer Werk iſt. Es iſt eine Bemerkung ſcharfſinniger Beobachter, daß der Wohlthäter mehr liebe, als der Wohlempfänger. Das ſcheint unbegreiflich, wenn man das menſchliche Wohl bloß nach ſeinen **ſichtbaren Mitteln**, nicht nach ſeinem **unſichtbaren Urſtoff** ſchätzt; aber hier haben Sie, wie ich glaube, die Auflöſung dieſes Räthſels.

Hier iſt ein Beyſpiel, das Ihnen die Sache anſchaulicher machen kann. Jemand kauft ein Landgut; ſein Zweck iſt fürs erſte nur, mehr Beſitzungen zu haben. In der Folge verbeſſert, verſchönert er es, verwendet Koſten darauf, und nun gefällt es ihm; er zieht es ältern Beſitzungen vor, wählt es endlich zu ſeinem beſtändigen Aufenthalt, kann nirgend anders leben, würde es nicht gegen ein anderes vertauſchen, das eben ſo einträglich, eben ſo ſchön wäre, das er aber nicht ſelbſt verbeſſert und verſchönert hätte. — Was macht es ihm ſo werth? lange nicht ſo ſehr die Verſchönerungen, als die Mühe, die er auf dieſelben verwandte; nicht bloß die Verbeſſerungen ſelbſt, als daß es ſeine Verbeſſerungen ſind. — So iſt uns auch das Lebloſe theurer, das Uns ſelbſt ſeine Vorzüge zu verdanken hat, woran oder womit wir unſere Thätigkeit geübt haben; wie vielmehr empfindende lebendige Weſen, deren Wohl unſer Werk iſt?

Die Anlage der menſchlichen Natur ſcheint mir daher mehr zur Uneigennützigkeit als zum ungeſelligen Eigennutz gemacht zu ſeyn. Denn die Menge der geſelligen Vergnügen iſt unbegränzt, indeß die Anzahl der ungeſelligen ſehr umſchränkt iſt. Ja ſelbſt die körperlichen, die nur bey den Thieren ganz ungeſellig ſind, erhalten bey dem

Menſchen einen Werth und einen Reiz von ihrem Mittheilenden, der gewiß das Sinnliche überwiegt. Oder meynen ſie, Amyntor! als Ihre geliebte Euphroſine ihre unentweihten Reize Ihrer Liebe überließ, als die eheliche Zärtlichkeit dieſer reinen Seele ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit überwinden durfte, meynen Sie, daß nur eigennützige Sinnlichkeit Vergnügen nehmen wolte? O! dürfen Sie die Himmliſche mit dieſen Gedanken entheiligen? — Oder fanden Sie ſelbſt in ihren keuſchen Umarmungen — doch Sie erröthen. Ich liebe dieſen Unwillen.

Laſſen Sie uns alſo zu andern Scenen des häuslichen Lebens übergehen. Was giebt dem Vergnügen an den unſchuldigen, unbefangenen, abſichtsloſen, reinen Freuden der Kinder ſo viel Lebhaftigkeit? Dieſe väterlichen und mütterlichen Vergnügen können in unverdorbenen Herzen ſehr groß ſeyn, und wir finden, daß auch die größten Männer ſich nicht geſchämt haben, darin eine angenehme Erhohlung zu ſuchen. Und warum hätten ſie ſich einer Sache ſchämen ſollen, die der menſchlichen Natur ſo viel Ehre macht? — Dieſes Vergnügen vermehrt zugleich die Neigung wiederum, denen, durch die wir es empfinden, wohl zu thun, und dieſe Wohlthaten machen ſie uns wieder theurer. Eben ſo iſt es mit der ehelichen Liebe, ſie wächſt in jedem beyder Ehegatten durch das Beſtreben den andern zu verbinden, und ſeine Zuneigung zu gewinnen. Indem ſich ein vernünftiger Mann, indem ſich eine vernünftige Frau beſtrebet, ſich auf die Zärtlichkeit der andern Hälfte ein Recht zu erwerben: ſo wird ſie ihnen durch jede Gefälligkeit, durch jede Aufopferung theurer, und ſie nehmen ſelbſt die Gefühle an, die ſie in dem andern erregen wollen. So iſt dann, wenn uns Lieben glücklich macht, nach dem Urtheil einer feinen Kennerin, der Liebende eben ſo glücklich durch die Aufopferungen, die ihm der Geliebte koſtet, als durch die Gefälligkeiten, die er von ihm erhält.

Iſt endlich nicht dieſe Gewohnheit des Wohlthuns überhaupt die Quelle der Liebe in den ältern Verwandten gegen die jüngern, doch am meiſten der Eltern gegen die Kinder?

Einen ganz beſondern Reiz erhält der geliebte Gegenſtand durch die Erinnerung an das, was er uns gekoſtet hat. Das Kind der Schmerzen iſt das geliebteſte, und der Liebling, deſſen Andenken wir ſchon viele Thränen geweint haben, wird uns mit jeder Thränenfluth theurer, obgleich der Schmerz durch die Zeit milder, und das Andenken ſüſſer wird, weil es ſich mehr auf das geliebte Bild, als auf den Gedanken der Trennung heftet.

Kann auch die Erinnerung, wie geſchäftig wir für das Wohl eines geliebten Gegenſtandes geweſen ſind, lebhafter erhalten werden, als wenn ſie ſich durch ein ſchmerzhaftes Gefühl, das die wohlthätige Hand der Zeit mild und angenehm macht, unſerm Innern ſo tief eingedrückt hat? Durch dieſe Miſchung von ſo mannigfacher Art entſteht dann das Rührende des geliebten Gegenſtandes, das ihn für jedermann, aber für ſeinen Wohlthäter am meiſten, anziehend macht.

Darf ich nun, ohne den Vorwurf zu beſorgen, Ihren Beyfall überraſcht zu haben, auf dieſe Erfahrungen das allgemeine Geſetz bauen: daß wir **alles lieben, was uns das Gefühl unſerer Thätigkeit gewährt? Daß wir alſo die Vollkommenheit, das Wohl Anderer befördern, um unſere eigene Vollkommenheit zu vermehren und zu genieſſen?** 14)

Mich dünkt, hob Philokles an, Sie ſind berechtigt, dieſe Wahrheiten, die im Grunde nur Eine Wahrheit ſind, als ein Grundgeſetz der menſchlichen Natur feſtzuſetzen.

Wollen Sie mir aber erlauben, fuhr er fort, daß ich dieſem Grundgeſetze noch eine weitere Aus-

---

14) Vierzehnte Anmerkung.

Ausdehnung gebe, die ſeine Anwendung wohl noch etwas erleichtern kann? — Wofern Sie nicht uns etwa ſelbſt noch Ihre Gedanken darüber zugedacht hatten, — ſetzte er mit einigem Einhalten hinzu, indem er auf Theophrons Antwort wartete.

Ich würde jetzt, antwortete dieſer, zu der andern Frage, von dem allmähligen Entſtehen der Naturgeſetze übergehen, Philokles! Es kann uns alſo nicht anders als angenehm ſeyn, wenn Sie ihre Gedanken über dieſen unterhaltenden Gegenſtand an die Meinigen anknüpfen, und ſie uns ſo mittheilen wollen. Mir wird es inſonderheit eine angenehme Vermehrung meiner Ueberzeugung verſchaffen, meine Gedanken durch Ihren Beyfall beſtärkt zu ſehen."

Doch ich muß unſere Verhandlungen wieder unvollendet abgehen laſſen, wenn Ihnen dieſes Stück aus denſelben nicht zu lang werden ſoll. —

25.

Amyntor an Philarete.

Fortſetzung des vorigen.

Philokles fuhr darauf folgendergeſtalt fort: Theophron hätte uns alſo überzeugt: daß uns die Beförderung des Vergnügens und der Glückſeligkeit anderer empfindlicher Weſen angenehm ſey, indem wir dabey unſere eigene Vollkommenheit empfinden, ja daß wir überhaupt die Gegenſtände lieben, mit denen die Wirkungen unſerer Thätigkeit ſich, ſo zu ſagen, vermiſcht haben.

Dieſen Grundſatz, meine ich nun, könne man bis dahin erhöhen, daß uns alles gefalle, was Vollkommenheit, Leben, ungehinderte Thätigkeit, unaufgehaltene Kraft enthält oder ausdruckt, auch dann, wenn wir ſie ihm nicht gegeben haben; wofern wir nur mit einem beträchtlichen Grade von Lebhaftigkeit davon gerührt werden.

In dieſem Grundſatze glaubte ich dann die allgemeine Quelle unſeres Wohlgefallens an dem Schönen, wie an dem Guten zu finden; daraus würden ſich ſowohl die Geſetze des Geſchmacks als des Gewiſſens, der Kritik wie der Sittenlehre herleiten laſſen. Wir würden dann finden, — was Ihnen noch auffallender ſeyn wird, — daß ſo wenig die Geſetze des Geſchmacks und der Kritik, als der Sittenlehre willkührlich ſind. — Wie wenn ich dieſes Paradox zu behaupten unternähme? Wenn nicht allein die Geſetze der Tugend, wenn auch die Regeln des Geſchmacks nothwendig und unveränderlich wären, wie würden Sie noch Ihrem alten Glauben an eine willkührliche Sittenlehre treu bleiben können, Amyntor! Ich fordere Sie auf, mich ohne Schonung Schritt vor Schritt zu verfolgen, und mir nicht das geringſte, was Ihnen nicht unleugbar ſcheint, durchgehen zu laſſen.

Ich nehme die Ausforderung an, erwiederte ich! Denn hier hab ich die Erfahrung zu ſehr auf meiner Seite. Auch iſt die unvermeidliche Verſchiedenheit und Veränderlichkeit des Geſchmacks eine ſo allgemein erkannte Sache, daß ſie beynahe zum Sprichwort geworden iſt. — Philokles! was unternehmen Sie! Sie wollen den Proteus feſſeln, der in ſeinen tauſendſachen Geſtalten Nichts und Alles iſt, wenn ſie das Geſetzen unterwerfen wollen, was von der Mode abhängt, dieſem unerklärlichen und eigenſinnigen Dinge, das gemeiniglich kein anderes Geſetz erkennt, als den Eigenſinn und die Laune, vielleicht den Morgentraum einer liebeskranken oder verbuhlten oder eiteln Thörin.

Die Urtheile des Geſchmacks, Amyntor! erwiederte **Philokles**, mögen Ihnen noch ſo eigenſinnig und geſetzlos ſcheinen, ſo müſſen ſie doch einem Reize folgen, der zwar oft, doch nicht immer ſchwer zu ergründen, oder gar unergründlich iſt.

Sie haben wohl geſagt, **Philokles**! daß Sie ein Paradox behaupten, fiel ich ein. Denn was kann paradoxer ſeyn, als daß ganz widerſprechende Urtheile einerley Geſetz folgen. Die Urtheile des Geſchmacks widerſprechen ſich **Philokles**! Was heute die Mode als ſchön bewundert, wird ſie vielleicht Morgen als abſcheulich verſchmähen. Das iſt die Geſchichte aller Tage und aller Menſchen. Und ich glaube, ſie hat heute ſo gut Recht als geſtern. Dieſe widerſprechenden Urtheile leiten ſie nun aus Einem Grundgeſetze her, wenn Sie können!

Ich glaube es zu können, antwortete er, wenn Sie mich noch einige Augenblicke anhören wollen.

— Alle Schönheit iſt entweder bloß lebloſe, oder auch belebte und ſittliche Schönheit. Von allen drey Arten liegt augenſcheinlich dargeſtellte und empfundene Vollkommenheit, oder — wenn Sie dieſes Kunſtmäßige Wort erſchreckt, — Leben, Thätigkeit und Kraft zum Grunde.

Es iſt das Gefühl unſeres Lebens, das iſt, unſerer leichten und ungehinderten Wirkſamkeit, das uns den Anblick des Lichts ſo angenehm und der tiefen Finſterniß ſo grauſenvoll macht. Der Menſch hat dieſes Urtheil ſchon in den früheſten Sprachen ausgedruckt, und das Wonnegefühl, das ihm der wohlthätige Anblick des Lichts gewährt, hat die Verwechſelung der Begriffe von **Leben, Licht, Glückſeligkeit**, die ſich am früheſten zuſammen geſellen mußten, ſobald natürlich gemacht. Eben darum mußte **Licht** das erſte erhabene Bild der Gottheit ſeyn. Gott ſelbſt im Genuß der höchſten Glückſeligkeit und der Quell aller geſchaffenen Glückſeligkeit war ſeinem gefühlvollen Verehrer **Licht**, ſeine Wohnung ein unzugängliches Licht, Licht mit dem Ewigen gleich ewig, oder der erſtgebohrne Ausfluß des Ewigen.

Aus eben dem Grunde ſind uns **Schall, Bewegung, milde Wärme** 15) ſchon Urſachen ange-

---

15) Funfzehnte Anmerkung.

angenehmer Empfindungen. In dem gewöhnlichen Zuſtande geben wir zwar auf dieſe Quellen der Behaglichkeit, worinn wir uns befinden, wenn uns bloß wohl iſt, wenig Acht. Es hat daher ein gewiſſer Grad von Beobachtungsgeiſt dazu gehört, ihre vergnügende Kraft wahrzunehmen, und auch dieſes hat nicht anders, als durch die Bemerkung der Unbehaglichkeit, und, wenn ſie zu einem hohen Grade ſteigt, des Schauders und Grauſens wahrgenommen werden können, die die Empfindung ihres Gegentheils zu begleiten pflegen. Oedes allgemeines Schweigen, todte, bewegungsloſe Ruhe, erſtarrende 16) Kälte verurſachen ſchon einzeln und im geringerm Grade Unruhe und Unzufriedenheit, und vereinigt im höchſten Grade quälende Furcht und ſchreckenvolles Grauſen. Hier iſt nicht Gewohnheit, nicht Ideenverbindung. Das neugebohrne Kind folgt ſchon mit ſeinen Augen dem angenehmen Lichte, drückt ſeine Unruhe mit der Naturſprache des Schmerzens aus in der Dunkelheit und Einſamkeit, verlangt mit eben dieſen Ausdrücken das Vergnügen der Bewegung, und wird zufrieden, ſobald man es ihm verſchaft.

Das iſt, ſo wenig wir auch daran denken, der erſte Grundſtoff der Anmuth des Lebens und

der

---

16) Sechzehnte Anmerkung.

der Quellen des Wohlſeyns, das wir in dem unermeßlichen Bezirke der immer ändernden, tönenden, bewegten und lebendigen Natur empfinden. Aus ihren Gränzen in die Gegenden des todten, ewigſchweigenden, dunkeln, unbegränzten Leeren verbannt, mit welcher Sehnſucht würden wir unſern Augapfel ſpannen, um den letzten ſchwachen Schimmer aus den Gefilden des Lichts, unſere Gehörnerven um den letzten leiſen Ton aufzutrinken, mit welcher Sehnſucht unſere Hände nach den Gegenden des Lebens ausſtrecken! Und dieſes Alles um Quellen der Empfindung, um Gegenſtände zu haben, woran wir unſere Thätigkeit und Kraft äuſſern können. —" Philokles hielt inne, um zu ſehen, ob ich etwas einzuwenden hätte.

Ich fand nichts, und indem ich ihn bat fortzufahren, ſetzte ich bloß hinzu: „Ich wüßte nicht, Philokles! was ſich gegen Ihre Gründe ſagen lieſſe. Ja! wenn es zu ihrer Bekräftigung dienen kann, daß ich aus denſelben manches in meiner eigenen Erfahrung beſſer erklären kann! ſo muß ich Ihnen ſelbſt Waffen zu meiner Beſiegung in die Hände geben. In den Streifereyen des Geſpräche, wenn wir in der Abendtheeſtunde um den dunkelgrünen atlaſſenen Sopha herumſaſſen, worauf Aspaſia in ihrem weißen Taffent Deſchabillet ſchmachtend an einer Migraine ausgeſtreckt lag, lief auch einmal die Frage herum, ob man ſich wohl wünſchen könnte, auf der Welt ganz allein zu leben. Es ſchien auf dem erſten Anblick ſehr reizend, allein und ohne Nebenbuhler, in dem Beſitz aller der Herrlichkeiten und Güter zu ſeyn, die man jetzt in anderer Händen ſehen muß. Allein demungeachtet waren alle Stimmen und auch Aspaſiens Entſcheidung gegen dieſen Wunſch. Wir glaubten es alle getroffen zu haben, wenn wir die Staatsurſach dieſer Entſcheidung darin zu finden meinten, daß man alsdann keinen Hof von Verehrern, keine Bewunderer ſeiner Reize haben könne. Getroffen oder nicht, ich ſehe, daß in jedem Falle der wahre Grund tiefer lag, als wir, und ohne Zweifel Aspaſia ſelbſt ſich träumen ließ."

„Wenn wir alſo mit dieſen Beobachtungen den Grund gelegt haben, fuhr nun Philokles fort, ſo können wir bey den übrigen angenehmen Empfindungen deſto kürzer ſeyn. Sie werden alle müſſen aus einerley Hauptquellen flieſſen. Dieſes nemliche leichte Gefühl von unſerer Thätigkeit, das uns mildes Licht, unbetäubenden Schall, angemeſſene Bewegung ſo angenehm macht, wird auch den Farben und den Tönen Schönheit geben. Der höchſte Grad des Lichts, der ſtärkſte Schall, die ſchnellſte Bewegung und von der mannichfaltigſten Richtung würde zwar nach dem angegebenen Grundſatze der angenehmſte ſeyn müſſen, wenn er nicht unſere Kräfte, die eingeſchränkt ſind, durch ſeine Stärke überwältigte. So wenig unſere zarten Sinnglieder können ihn, ohne beſchädigt zu werden, ertragen, noch unſere Seele, ohne zu erliegen, ihn umfaſſen; zu helles Licht blendet, zu heftiger Schall betäubt, und zu ſchnelle kreisförmige Bewegung macht ſchwindlich. 17)

Dieſer Umſtand giebt uns eine neue Quelle unangenehmer Empfindungen, die der vorigen gerade entgegenſteht, und wir haben alſo nun zwey Hauptquellen derſelben: gänzliche **Unthätigkeit** und **Ueberſpannung**. Das Angenehme muß alſo zwiſchen dieſen beyden Aeuſſerſten mitten inne liegen. Die zarte Linie zu beſtimmen, wo es ſeinen höchſten Grad erreicht, iſt unmöglich. Die Verſchiedenheit der Menſchen, in Anſehung der Stärke und Schwäche ihrer Sinnglieder, der Kraft ihrer Seele, und des Grades von Spannung, deß ſie fähig iſt, muß ſie nothwendig zwiſchen den allgemeinen Schranken der ganzen Menſchengattung ſchwankend machen.

---

17) Siebenzehnte Anmerkung.

Hier verräth ſich der erſte Grund der Verſchiedenheit des Geſchmacks, und zwar einer nothwendigen unheilbaren Verſchiedenheit. Schwächt aber dieſer Grund die Allgemeinheit des erſten Geſetzes: daß Unthätigkeit und Ueberſpannung unangenehm, und leichte Thätigkeit angenehm iſt? Oder iſt er nicht vielmehr eine Beſtätigung derſelben. In den widerſprechendſten Erſcheinungen laſſen ſich übereinſtimmende Triebfedern entdecken, wenn man bis auf ihren Grund zu bringen weiß. Die nemliche Mutter ſchlägt ihr Kind, wenn es fällt, und liebkoſet es. Zorn und Zärtlichkeit wie verſchieden! und der Grund von Beyden iſt doch Liebe.

Bemerken wir, daß der Menſch einer verſchiedenen Ausbildung fähig iſt, daß ſeine Kräfte zu verſchiedenen Graden und in verſchiedenen Verhältniſſen können erhöhet und verſtärkt werden: ſo ſtoſſen wir auf eine neue Urſach der Verſchiedenheit des Geſchmacks. Das hängt nun von unſern freywilligen Uebungen, am meiſten aber von den ungewählten Lagen des Lebens ab, worinn die Umſtände verſchiedentlich auf uns wirken, und, auch uns ſelbſt unbemerkt, unſerer Seele die Stimmung geben, wovon ſowohl unſere Empfindungen als Urtheile über die Schönheit und Häßlichkeit der Gegenſtände abhängen.

Ueber dieſe Einſchränkung unſeres Weſens haben wir uns nicht zu beklagen. Was durch ſie dem Vergnügen an Stärke abgeht, das erſetzt ſie durch die Mannigfaltigkeit wieder, die ſie uns ſo angenehm macht. Die Schönheiten der Natur ſind unbegränzt und zahllos, aber ſie verwirren und erdrücken unſer Gefühl, wenn ſie nur einigermaſſen in beträchtlicher Menge und Stärke auf uns eindringen. Dagegen iſt ihre Unerſchöpflichkeit deſto vortheilhafter für die Abwechſelung, wornach wir uns ſehnen, und deren Genuß ſo angenehm iſt. Der Grund dieſes Bedürfniſſes liegt wiederum in nichts anders, als in dem höhern Bedürfniß der Seele, ihre Thätigkeit zu äuſſern, wozu ihr einerley Gegenſtand nur auf eine ſehr kurze Zeit Nahrung geben kann.

Die Empfindungen eines Gegenſtandes werden ſo wie ſie veralten, ſchwächer, ſein Schimmer, der ihm die Neuheit gab, verbleicht, und, da er uns nicht mehr genug beſchäftigt, ſo wird er uns erſt gleichgültig, dann ekelhaft und verhaßt.

Hier haben Sie wieder einen Grund von der Verſchiedenheit der Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit, und ich kann dieſen Grund nicht ohne eine beſondere Rückſicht auf die wandelbaren Urtheile der Mode anführen. Die Mode mag dieſelbige bleiben, aber wir bleiben nicht dieſelbigen. Sie gefiel uns, ſo lange ihr Anblick neu war, ſie mißfällt uns, ſeitdem wir uns daran ſatt geſehen haben.

Dieſe Einrichtung des menſchlichen Geiſtes mag uns vielleicht gleichgültig, wo nicht tadelhaft ſcheinen, wenn bloß von der Veränderung ſo nichtsbedeutender Dinge, als der Kleidermoden die Rede iſt, aber die Vorſicht hat ſie zu gröſſern Zwecken genutzt. Denn auf ihr beruht unſer ſtetes Fortbringen von einer Vollkommenheit zur andern. Jede Vortreflichkeit, wenn ſie erworben iſt, intereſſirt uns nur durch die Beſorgniß ihres Verluſtes, der uns unerträglich ſeyn würde, aber ſie reizt uns, wie es uns vor ihrem Beſitz ſchien, bey weitem nicht mehr ſtark genug, um uns ganz an ſich zu feſſeln; wir müſſen fort, wir jagen ſchon wieder einem fernern Ziele nach. — Wir würden hier zu weit ausſchweifen, unterbrach er ſich, wenn wir die Endurſachen dieſes Triebes erforſchen wolten. Indeß kann es ſich der Weiſe nicht oft genug ſagen, daß die unbedeutendſten Beſchäftigungen ihren Nutzen haben, und von der Vorſehung zu ſehr wohlthätigen Abſichten veranlaßt ſind, wenn er nicht ſtolz und gallſüchtig urtheilen will. Man giebt mir Bitterkeit und finſtern Ernſt ſchuld, fuhr Philokles fort, indem er mich anſah. Aber ich ſuche eine wohlthätige Vorſicht auch im kleinſten, und zwar, je mehr ich lerne, immer deſto mehr zu verehren. Und doch habe ich gelitten, wo es einem empfindlichen Herzen am wehſten thut. Ich kenne die väterliche Abſicht der erziehenden Liebe, aber ihre Streiche ſchmerzen darum nicht weniger — Das ſag ich denen, die im Sonnenſchein des Glückes leben, und doch die Güte der Vorſicht verkennen. —

Ich wußte, wem dieſes galt. Vielleicht habe ich dieſen Vorwurf verdient. **Philokles** fuhr fort.

So glaube ich, könne man den Trieb nach Thätigkeit in den vergänglichſten, ſchnödeſten Dingen entdecken. Wenn ſie dieſen Trieb in denjenigen beſchäftigten, bey denen er anders nicht beſchäftigt werden kann, wenn ſie die Stunden der Muße ausfüllten, auch bey den thätigſten Geiſtern noch einige Augenblicke einnähmen, die anders nicht angenehm ausgefüllt werden können, wenn ſie dem ſchädlichen Ueberdruß zuvorkämen —

Doch laſſen Sie uns nun zurückſehen, wie weit wir gekommen ſind. Unthätigkeit und Ueberſpannung war uns unangenehm, ihr Gegentheil

theil angenehm; das Gefühl von dem Einen verurſachte uns Schmerz, das Gefühl des Andern Vergnügen. Da es hiebey auf die beſondere Natur eines jeden Menſchen ankam, ſo mußte einerley Gegenſtand auf verſchiedene Menſchen verſchiedene Eindrücke machen. Dieſe Verſchiedenheit wurd noch durch die verſchiedene Ausbildung der Kräfte vermehrt, die von Erziehung, Lebensart, Schickſalen u. ſ. w. abhängt. Hier mußte ſich nun noch eine andere Art von Vergnügen hervorthun, das Vergnügen der Abwechſelung.

Sind Sie nun überzeugt, **Amyntor**! daß wir Alle unter der Herrſchaft des Einen groſſen Geſetzes ſtehen, daß uns nichts gefalle, was nicht unſere Kraft in Bewegung ſetzt, — daß dieſes Geſetz ſelbſt den Eigenſinn des willkürlichſten Geſchmacks beherrſche, und ſelbſt bey ſeiner wunderlichſten Unbeſtändigkeit zum Grunde liege?

Ob ich überzeugt bin? **Philokles**! bis dahin, ja! aber es giebt noch ſo viel Widerſprüche in den ſittlichen und Geſchmacksurtheilen, daß ich Ihre Sache noch nicht in allen Punkten als gewonnen anſehen kann. Nur was wird es noch koſten, den ganzen Proceß zu verliehren oder zu gewinnen! Ich bin ein ſo ungeübter Sachwalter, den jede Rechtsſchrift noch ſo viel Mühe koſtet. — Indeß jetzt müſſen wir ſchon ein Urtheil fällen, um unſere Sitzung endigen zu können. Wir ſind nicht ſo auf die Zeit aufmerkſam geweſen, als Popens Richter, wir haben uns ſchon dreymal zum Abendeſſen rufen laſſen, und ſitzen noch hier und richten. — Dort kömmt ſchon wieder ein Bedienter. Theophron, machen ſie den Anfang. —

26.

Amyntor an Philarete.

Beſchluß des vorigen.

Was ich noch einzuwenden habe? Philokles! fieng ich an, als wir uns nach dem Abendeſſen vor dem Gartenhauſe niedergelaſſen hatten, — dieſes!

Es giebt noch Widerſprüche in den ſittlichen Urtheilen, und in den Urtheilen des Geſchmacks, die ſich bey weiten nicht vermittelſt der Geſetze vereinigen laſſen, die ſie uns in der menſchlichen Natur gezeigt haben, und die man freylich muß achten laſſen. Der Diebſtahl war bey den bewunderten Spartanern nicht ſchändlich, ja, wenn er mit Glück und Geſchicklichkeit ausgeführt wurde, ſogar ehrenhaft, bey uns iſt es auch der glücklichſte Streich des geſchickteſten Schülers eines Kartouche nicht, auch wenn er von einem ſpartaniſchen Kartouche noch ſo ſehr wäre bewundert worden. In Sparta fand man es ſchön, wenn auch die Häupter des Staats in einem Schmucke einhergiengen, worinn nur noch die Cyklopen auf unſern Schmelzhütten des Unterharzes vor ihren Feuereſſen erſcheinen. Aber was brauchen wir in das Land der Gelehrten zurückzugehen, wir ſehen dieſe Widerſprüche beſtändig vor uns. Wir nennen einen weiblichen, wir nennen einen männlichen Anzug ſchön, ein Gebäude ſchön, und einen Garten ſchön, und was kann wohl unähnlicher ſeyn, inſonderheit wenn wir die Gärten nehmen, die nach dem neuern Geſchmacke der Natur am ähnlichſten angelegt werden, und die wohl freylich auf dieſen Ruhm den gerechteſten Anſpruch machen. Vergleichen Sie das, wenn Sie können. Sie ſehen, ich bin nicht eigenſinnig. Aber wenn Sie nichts mehr zu ſagen haben, wenn Sie nicht noch neue Gründe im Hinterhalte haben, ſo erlauben Sie mir zu ſagen: Sie haben Ihre Sache nur halb gewonnen.

Wenn Sie nur geſtehen, Amyntor! daß ich Sie halb gewonnen habe, erwiederte Philokles. — Wie können Sie ſich über meine Spartaner wundern. Sie würden ſich wundern müſſen, wenn Sie anders geurtheilet hätten. Wir waren ja darüber eins, daß es bey dem Geſchmacke nicht bloß auf den Gegenſtand ankomme, daß ein jeder nach ſeinem verſchiedenen Genie und Charakter auch einen andern Geſchmack haben müſſe.

Der Punkt von ihrem Diebſtahl gehört in ein ganz anderes Kapitel. Laſſen Sie uns alſo nur jetzt bey dem Andern von ihrer Kleiderpracht ſtehen bleiben. Es ſcheint ſonderbar, daß einige Empfindungen allgemein angenehm ſind, daß alle Stimmen aller Menſchen darin überein kommen müſſen, — daß angemeſſenes Licht, Schall, Wärme, Abwechſelung, Vergnügen verurſachen, und daß ſobald wir von dieſen Gegenſtänden weiter gehen, die Urtheile getheilt werden. Man könnte ſagen, da die Urſachen dieſes Vergnügens in der Bewegung des Körpers liegen, daß ihre Herrſchaft ſich alſo über alles erſtrecken müſſe, was einen Körper hat. Und ſo iſt es, denn ſie erſtreckt ſich über die ganze thieriſche Schöpfung, auch über die vernunftloſe.

Allein es hat auch mit der Allgemeinheit der Herrſchaft dieſer Urſachen nicht ſo ſeine ganz unbedingte Richtigkeit. Sondern nach der verſchiedenen Leibesbeſchaffenheit des empfindlichen Weſens iſt ihm ein Schall, ein Glanz, ein Grad der Wärme angenehm oder unangenehm, je nachdem er entweder zu ſchwach, oder zu ſtark, oder ſeinen Kräften angemeſſen iſt. Hier, wo die Quelle des Vergnügens bloß im Körper iſt, trägt alſo die Verſchiedenheit ſeiner Beſchaffenheit zur Verſchiedenheit der Urtheile über die Urſachen der Empfindungen ſo vieles bey, warum ſoll nicht auch die verſchiedene Ausbildung der Seele zu dieſer Verſchiedenheit etwas beytragen? Eben ſo gut, als dem einen Auge etwas zu helle ſcheint, was dem andern gerade recht iſt, eben ſo gut wird dem einen Geſchmack etwas ſchön ſeyn, was dem andern gleichgültig iſt, wenn die Seele des einen eine andere Ausbildung erhalten hat, als die Seele des Andern.

Das ſind alles allgemeine Sachen, Philokles! fiel ich ein, die ich zugebe, ja von denen ich bekenne, daß ſie mir ſchon manches in den Verſchiedenheiten des Geſchmackes erklären, die ich ſonſt nicht mit dem allgemeinſten höchſten Geſetze deſſelben reimen konnte. Laſſen Sie es ſeyn, die

Spartaner hielten ihre Kleider für ſchön, weil ſie keine beſſern kannten. Aber das werden ſie doch nicht zur Urſach angeben, wenn ich frage, warum ſteht das Einem Geſchlecht ſchön, was uns an dem Andern beleidigen würde? Bis dahin reicht ihr allgemeiner Grund lange nicht.

So werde ich wohl noch auf einen beſondern ſinnen müſſen, — erwiederte er, — und hier iſt ein ſolcher, von dem ich hoffe, daß ich ihn auf den allgemeinen werde zurückführen können.

Wir können die Schönheit der Linien und Flächen, die den Körper umgränzen, ſo wie der Farben, die ihn ſichtbar machen, nach dem Geſetz beſtimmen, über das wir ſchon eins geworden ſind. Allein hier betrachten wir ihn als eine todte Maſſe, nicht als ein **Werk**, das zu einem gewiſſen Zweck zuſammengeſetzt iſt, oder als einen **Theil** eines andern ſolchen Werkes. Die **Vollkommenheit** dieſes Werkes wird nach ſeinem Zweck beurtheilt werden müſſen. Werden Sie nicht diejenige Form eines Schiffes die beſte nennen, die dem Zwecke des Schiffes, daß es leicht und ſchnell die Fluthen durchſchneide, am angemeſſenſten iſt?

Hier werden nun ſchon die Regeln der Vollkommenheit und der Schönheit einander ziemlich ins Gedränge bringen; ja es werden ſich Fälle finden, wo ſie alle ſchöne Linien und Farben werden aufgeben müſſen, wenn ſie dem Werke ſeine Vollkommenheit geben wollen. Wenn die Feſtigkeit ein Hauptzweck eines Gebäudes iſt: ſo werden ihnen die Geſetze der Mechanik verbieten, die Mauren und Wände in den ſchönſten Wellenlinien und anders als Lothrecht aufzurichten. Die oberſten Theile würden die unterſten erdrücken, wenn ihnen dieſe nicht Lothrecht entgegen wirkten, und wenn der Schwerpunkt auſſer der Grundfläche fiele, würde es leicht nach der Seite hinſtürzen, wo er hinfällt.

Den Körper des Schiffs hingegen dürfen Sie nicht aus geraden Linien zuſammenſetzen, wenn die widerſtehenden Gewäſſer ſanft an demſelben hingleiten ſollen, ſo wie ſie ihm auch keine runde Form geben dürfen, wenn es die Fluthen leicht durchſchneiden ſoll.

Hier, dünkt mich, entdecken wir alſo einen neuen Grund der Widerſprüche in den Urtheilen über die Schönheit. Mich dünkt ferner, daß wir es nun genau angeben können, was man damit ſagen wolle: es giebt eine allgemeine Schönheit, und es giebt für beſondere Arten von Körpern beſondere Arten von Schönheit. Die Schönheit eines Hauſes iſt nicht die Schönheit eines Schiffes, die Schönheit eines Vogels iſt nicht die Schönheit eines Pferdes u. ſ. w. Geſetzt, unter allen Linien wäre eine ſchlechterdings die ſchönſte: ſo würde demungeachtet, da ſich nicht die ſchönſte zu dem Zwecke jedes Körpers ſchickt, dieſer Körper wegen der Art und des Grades von Schönheit, der mit ſeinem Zwecke beſtehen kann, ſchön genannt zu werden verdienen. 18)

Und was ſoll das zu unſerer Frage? fiel ich ein.

Dieſes! antwortete er. Ein jedes Werk hat ſeine eigene Schönheit; denn von der äuſſern Schönheit paßt nur eine Art, vielleicht eine geringere zu ſeiner innern Vollkommenheit. Dieſe Art wird zugleich ein Zeichen der innern Vollkommenheit, ſo daß man gewiſſermaſſen ſagen kann, die äuſſere Schönheit gewinnt das durch die innere Vollkommenheit dadurch wieder, daß es ihr Zeichen wird, was ſie dadurch zu verliehren ſchien, daß ſie ihr etwas aufopfern mußte. Das will man, dünkt mich, ſagen, wenn man von der ſpecifiken Schönheit der Werke der Kunſt und der Natur redet.

---

18) Achtzehnte Anmerkung.

Nun werden Sie doch geſtehn, daß die Vollkommenheit des Mannes eine andere ſey, als die Vollkommenheit des Weibes; daß Stärke, Entſchloſſenheit, Kraftgefühl, Wahrhaftigkeit, Standhaftigkeit, feſter weiſer Sinn, Unerſchrockenheit, Seine Tugenden, — Liebreiz, Gefälligkeit, Nachgeben, ſchamhafte Beſcheidenheit, zärtliche Beſorgniß, Beſtreben zu gefallen und geliebt zu werden, Ihre Tugenden ſind. Wenn dieſe ſollen dem Leibesauge ſichtbar werden, müſſen ſie es nicht durch Wuchs, Bildung, Stellung, Gang, Mienen, Kleidung, u. ſ. w. werden, und erhalten dieſe alſo nicht, da ſie äuſſere Zeichen des Innern ſind, die Benennung ſchön oder häßlich, je nachdem ſie die Eigenſchaften ausdrücken, die die eigenthümlichen Geſchlechtstugenden desjenigen ſind oder nicht ſind, an dem man ſie wahrnimmt?"

Philokles würde vielleicht noch fortgeredet haben; aber ein Kopfweh, das er bisher unterdrückt hatte, war ſo ſtark geworden, daß er aufhören mußte. Er fuhr nach Hauſe, und die übrige Geſellſchaft gieng aus einander, ein jeder in ſein Zimmer.

27.

Amyntor an Hedion.

Zürnen Sie nicht, Hedion! wenn ich Ihre roſenfarbige Laune etwas unterbreche. Denn was ich Ihnen auch werde Angenehmes ſchreiben können, ſo wird der Ausdruck meiner Freude gegen den Ihrigen doch nur immer wie das unſichtbare Feuer der Lebenswärme gegen eine Feuersbrunſt ſeyn, deren Flammen den Himmel röthen. Sie wiſſen, ich habe nie über ſeine Art glücklich zu ſeyn, mit jemand geſtritten. Die Erfahrung iſt da immer der beſte Lehrmeiſter, und ohne ſie iſt alles andere Lehrmeiſtern vergebens. Und dieſem Lehrmeiſter überlaſſe ich auch Sie. Wer weiß, wie früh oder wie ſpät Sie, nachdem Sie alles erſchöpft haben, aus Verzweiflung, von ſelbſt auch von den Vergnügen der Tugend in dem Schooſſe der Natur werden koſten wollen. — Alſo — ich unterbreche Sie, ob angenehm, das ſteht dahin. Denn was ich Ihnen zu ſagen habe, wird einförmig, wo nicht langweilig, oder gar weinerlich ſeyn. Doch Sie wollen das Gemählde meines jetzigen Lebens. Hier iſt es, vielleicht daß es durch die weite Reiſe bis zu Ihnen noch einigen Reiz erhält.

Meine Geſellſchaft iſt jezt recht zahlreich. Finden Sie das Wort nicht übertrieben, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie nur mit meiner Mutter, Theophron und Philareten iſt vermehrt worden. Nach unſerer alten Rechnung würde das Einſamkeit heiſſen, und würde es auch ſeyn, wenn nicht die Innigkeit des Genuſſes der wenigen wahren Freunde die Menge der vermeynten erſezte, ſo wie ſich Ihre groſſe Welt bequemen muß, durch die Menge, den Mangel dieſer Innigkeit zu erſetzen; wobey freylich derjenige, der in der Geſellſchaft Bedürfniſſe des Herzens befriedigen will, unter dem Schwalle, als unter den Bäumen des Waldes, mit einigen ausgeſuchten Freunden umherwandelt, die er unter ihnen nebenher mitfindet.

Dieſe Innigkeit iſt allgemein, und ſcheint durch die Theilnehmung zu wachſen. Inſonderheit bin ich derjenige, der am meiſten dabey gewinnt. Meine Agathe, deren Bildung und Vergnügen durch meiner Mutter und Philaretens ſorgfältige Liebe ſo ſichtbar iſt, bindet mich noch immer mehr mit den Banden der Dankbarkeit und der zärtlichſten Verehrung an Ihre beyden Pflegerinnen. Alles huldigt **Philareten**, **Hedion**! ſelbſt **Philokles** ſucht ſie auf, nähert ſich Ihr unvermerkt mit einer Gefliſſenheit, die uns an ihm befremdet. Sein Auge wird milder, ſein Blick theilnehmender, wenn er auf dem Ihrigen verweilt.

Wollen Sie wiſſen, was ich dabey empfinde? Freude, — Freude meine Huldigung durch ſeinen Beyfall gerechtfertigt zu ſehen. Wie unwiderſtehlich muß der Reiz der Schönheit ſeyn, wenn ihr auch der ſtrenge Selbſtpeiniger nicht widerſtehen kann!

Unſere Tagesordnung iſt übrigens zu einförmig, als daß ihre Abſchilderung meinen **Hedion** unterhalten ſolte. Was wir unſere Luſtparthien nennen hat ſo wenig das Anſehen von dem, was man ſo zu nennen pflegt, daß ich mich kaum getraue, ſie bey Ihnen dafür auszugeben. Sie erhalten für uns ihr Anziehendes größtentheils von der vergnügten Stimmung, womit wir ſie genieſſen, und die aus dem Wiederſchein der gegenſeitigen Zufriedenheit entſpringt. Das bringt Wechſel in den einförmigſten Tag, und giebt dem gemeinſten Dinge den Werth der Neuheit. Da ich Ihnen aber von dieſem Unnennbaren doch keinen Begriff machen kann: ſo ſoll auch keine Erzählung unſers Zeitvertreibes meine liebe Geſellſchaft Ihrem ſtolzen Achſelzucken bloß ſtellen.

Solten Sie ſich einmal, wie Sie fürchten, in Lady L. Spatziergänge verirren: ſo erzählen Sie ihr etwas von mir. Ich erlaube Ihnen, mich mit Ihrem ganzen leichtfertigen Spotte bey Ihr wieder einzuführen, wenn Sie ihr Blick voll ſanfter Würde nicht entwaſnet.

28.

Hedion an Amyntor.

Sie thun mir Unrecht, Amyntor! wenn Sie mich gegen irgend etwas gleichgültig halten, was Sie angeht. Ich hätte alſo gar kein Herz zur Freundſchaft gemacht. Sehen Sie, wie Sie immer für das Aeuſſerſte ſind? Weil ich Ihren Entſchluß mißbillige, ſich auf dem Lande zu begraben, bin ich ein Feind des Landlebens; weil ich die Beluſtigungen der Welt mitnehme, bin ich für die häuslichen Freuden, ja! für die Freundſchaft unempfindlich. Alles oder gar Nichts! So ausſchlieſſend iſt mein Geſchmack nicht. Ich laſſe den Strom meines Lebens nicht in dem geraden Bette eines Kanals zwiſchen einerley Ufern vorbeyſchleichen. Wenn er eine Zeitlang unter den Palläſten gefloſſen hat, laß ich mir es gern gefallen, daß er durch eine ungefähre Windung Ihre angenehmen Thäler, Wieſen und Hayne aufſucht, an den Schäferhütten vorbeygleitet, und mit Vergnügen an ihren unſchuldigen und wonniglichen Ufern verweilt weilſt. Halten Sie mich nun werth, Ihre häusliche Tagesgeſchichte zu hören? —

Doch, Amyntor! ich argwöhne eine andere Urſach Ihrer Zurückhaltung. Warum ſind Sie aber gegen einen Freund ſo geheimnißvoll? Wenn iſt es mir eingefallen, den Geſchmack zu tadeln, den ein Mann von Ihren Jahren an einer artigen Frau findet, wenn er mit ihr ſeine Umſtände verbeſſert, und nicht für die Geſellſchaft verlohren geht? Habe ich Sie errathen, mein Freund! Fürchten Sie nichts, ich denke zu gründlich, ſo wenig Sie es mir jetzt zutrauen, als daß ich durch ſeichten Spott Ihr Vertrauen verſcherzen ſollte. Denn ich hoffe, Sie werden aus der roſenrothen, nicht aus der feuerfarbigen Flaſche der Liebe trinken. Ein Mann, wie Amyntor, wird nicht den ländlichen Seladon ſpielen, und entfernt von den Vergnügen der Welt, mit einer Turteltaube in dem einſamen Ulmenhayne ſeines Landguts girren. Sie ſind ſich der Geſellſchaft ſchuldig, und Sie werden noch ein Verdienſt mehr um ſie haben, wenn Sie einer jungen Wittwe von Philaretens Liebenswürdigkeit ihre heiligen Vorurtheile nehmen und ſie zum Umgange für uns Andere bilden. Dann müſſen Sie aber nicht verliebt ſeyn, guter Freund! — Sehen Sie wohl, daß Sie meines guten Raths bedürfen? Ich denke doch, daß er nicht zu ſpät kommen ſoll, und daß Sie nicht bereits unheilbar ſind. Ich brenne recht, das von Ihnen ſelbſt zu erfahren, und mit dieſen freundſchaftlichen Geſinnungen beſchwöre ich Sie, alle Zurückhaltung fahren zu laſſen, und mich ganz zu Ihrem Vertrauten zu machen.

29.

Amyntor an Hedion.

Ihr Argwohn, Hedion! beſchleunigt meine Antwort. Wir müſſen uns alſo verſtändigen. Womit habe ich Ihnen zu Ihrer Vermuthung Anlaß gegeben? Ich habe mich wohl gehütet, Ihnen etwas von Liebe gegen Philareten merken zu laſſen; denn ich würde ſie mir ſelbſt verhelen, ſo wenig bin ich gewiß, ob ſie meine Huldigung annehmen wird.

Da Sie aber einmal glauben, mich errathen zu haben: ſo ſollen Sie, um mich richtig zu beurtheilen, alles erfahren.

Sie wiſſen, wie meine Mutter mit Philareten Bekanntſchaft gemacht hat. Sie ſahen ſich oft, ſeitdem ſie, während der kurzen Landbeſuche meiner Mutter, aus Nachbarn waren Freunde geworden. Ihre Freundſchaft war bald ſo innig und vertraut geworden, als ſich bey gleich ſtarker Empfindlichkeit des Herzens und ſo groſſer Aehnlichkeit der Geſinnungen erwarten ließ. Ich ſahe Philareten bisweilen bey meiner Mutter; aber mit der Nachläßigkeit, womit man in der Welt unter den Zerſtreuungen alles ſieht, mit der Nachläßigkeit, die keinen merklichen Eindruck zuläßt.

Nach dem Tode meiner theuren Euphroſine ſchien meine Mutter etwas mehr zu wünſchen; ſie ſchien unſern Umgang gefliſſentlich zu befördern, und ich glaubte zu bemerken, daß eine ſtärkere Zuneigung zu Ihrer Freundin von meiner Seite ſie glücklich machen würde. Ich hing dem Gedanken einer Verbindung mit Philareten anfangs bloß aus Ergebenheit gegen eine geliebte Mutter nach; doch ſchienen ihn alle Ueberlegungen, die ich anſtellen konnte, zu rechtfertigen. Philarete in der Blüthe der Jugend und der Schönheit, noch nicht über vier und zwanzig Jahr, mit Glücksgütern, die ſie, auch ohne jene Vorzüge, würden zu einer treflichen Parthie gemacht haben, ich ſelbſt in meinen beſten

Jahren, mit einer geliebten Tochter, der ich eine Erziehung ſchuldig war, die ihr nur eine verſtändige und tugendhafte Mutter geben konnte — wie viel Gründe an eine Verbindung zu denken, wodurch ich dem Wünſchen meiner Mutter zuvorkommen würde!

Indem ich darüber mit mir zu Rathe gieng, erfolgte in meinen Umſtänden die Veränderung, die Sie wiſſen. Und nun begann meine Mutter an ihrem Entwurfe ernſtlicher zu arbeiten. Sie legte einen Briefwechſel zwiſchen uns an, vermehrte die Gelegenheiten uns zu ſehen, und lud ihre Freundin endlich zu ſich auf mein Landgut.

Je mehr ich Gelegenheit hatte mich ihr zu nähern, und ſie zu unterhalten, deſto mehr entdeckte ich an ihr den richtigſten Verſtand, die angenehmſten Talente, die liebenswürdigſten Tugenden, die edelſten Geſinnungen des Herzens, und die ſanfteſten Annehmlichkeiten des Umganges. Aber ich entdeckte auch, wie hoch ihre Begriffe von den Vorzügen eines Gatten waren, den ſie ihrer Hand würdig hielte.

Bis dahin hatte ich ſie in dem groſſen Haufen ihres Geſchlechts mit den übrigen vermengt. Wie ſehr aber ſchien ſie mir bey einer nähern Bekanntſchaft vor Ihres gleichen herv[illegible]zuſtechen! Alle dieſe Vortreflichkeiten, deren ich täglich mehr zu bemerken Gelegenheit habe, begannen bald mich an ſie zu feſſeln; aber mehr als alles das eine gewiſſe Wärme der Empfindungen, nebſt einer Wahrheit ihres Ausdrucks, und einer Einfalt und Unſchuld des Herzens, die ich noch nie ſo wahrgenommen, wenigſtens nie ſo empfunden hatte. Ich entdeckte nun in meinem Innerſten, daß mir ihr Beſitz, ſtatt alles in der Welt, zu meinem Glück ewig genug ſeyn würde.

Wenn das die Liebe iſt, worüber Sie und Ihre Freunde in der Welt, und leider! auch ich ehemals immer ſo ſehr gelacht haben, ſo ſchonen Sie meiner, Hedion! Denn ich fürchte, ich liebe mehr als ich mir zugetraut habe.

Aber ach! wie weit bin ich entfernt nur den beſcheidenſten meiner Wünſche erfüllt zu ſehen. Mit eben der Wärme und Wahrheit der Empfindung, womit Philarete einen ſo tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht hat, macht ſie Anſpruch auf eine Innigkeit des Gefühls, die ſie mir nicht zutrauet. Sie kann an keine Verbindung mit irgend einem Sterblichen denken, deſſen Herz ſie nicht ganz zu erfüllen glaubt, dem ſie allein nicht

Alles iſt, der nicht bloß für ſie lebt, und ſehen Sie, Hedion! das traut ſie uns und unſeres gleichen nicht zu.

Nun wiſſen Sie, wie weit ich gekommen bin, und werden mich nicht verdammen, wenn ich das Geheimniß meiner Leidenſchaft nur vor mir ſelbſt verbergen möchte. —

* * *

30.

Hedion an Amyntor.

Ungeachtet mir die Geſchäfte und Zerſtreuungen des Bades kaum einen Augenblick Zeit laſſen, und das geringſte Denken beym Gebrauch des Waſſers Gift iſt: ſo eil ich doch zur Feder. Es giebt Zeiten, wo die Freundſchaft Aufopferungen fordert, und die meinige kann ſie nicht einen Augenblick ohne guten Rath laſſen.

Sie laufen die größte Gefahr, Amyntor! auf immer für die Welt verlohren zu gehen. Ihre Philarete wird Sie mit ihrer Schwärmerey anſtecken und Sie werden mit ihr als ein Paſtor fido ihre ſchönſten Tage auf dem Lande in widerlichen Süßigkeiten verſchmachten. Ich will, um mich nicht Ihrem verliebten Zorne auszuſetzen, nicht behaupten, daß die überfeinen Empfindungen Ihrer ſchönen Zauberin die Fallſtricke einer künſtlichen und gefährlichen Koketerie ſind, ob ich gleich glaube, daß die natürliche unſchuldige Einfalt, die hohen Geſinnungen einer überirrdiſchen Tugend mit aller ihrer ſchwärmeriſchen Schäferſprache für ein Herz von einer gewiſſen Stimmung anſteckender und gefährlicher iſt, als alle Künſte der gewöhnlichen Koketerie. Allein die Anmerkung kann Ihnen meine Freundſchaft nicht ſchenken, ſollte ſie auch wirklich Ihren Unwillen erregen, Ihre ſchöne Grauſame wird mit Ihren verſchrobenen Ideen von groſſen Leidenſchaften, ehe Sie ſich es verſehen, Ihren Kopf völlig verſtimmt haben. Die Delikateſſe, wozu ſie Ihre ſchöne Leidenſchaft werden zergliedert, verfeinert und erhöhet haben, wird Ihre Phantaſie mit einer Menge romanhafter Geſinnungen und phantaſtiſcher Ideen anfüllen, Sie werden Ihre Zeit mit metaphyſiſchen Liebeszänkereyen, ſüßen Ausſöhnungen, erhabnen Aufopferungen, ſtolzer Bewunderung Ihrer ſelbſt, und tiefer Verachtung von uns Andern gröbern Weſen hinbringen, — kurz Sie werden aus einem Zeitvertreibe ein Geſchäfte machen, und Ihr Hedion wird über Ihre Verblendung ſeufzen.

Ohne dieſe Warnung konnte Sie meine beſorgte Freundſchaft nicht laſſen. Leben Sie wohl! mehr erlaubt mir die Eil nicht hinzuzuſetzen: Man ruft mich zum Picknick in der Allee. —

31.

Amyntor an Hedion.

Wie wenig kennen Sie meine Philarete, wenn Sie auch nur den entfernteſten Gedanken hegen, als ſey das Kunſt oder Ziererey der Koketerie oder unnatürliche Uebertreibung romanhafter Phantaſie und ſtolzer Sprödigkeit, was der natürlichſte Ausdruck der wahrſten Empfindung iſt? So werden Sie ſelbſt ſagen, wenn ich Ihnen ihre jugendliche Geſchichte erzähle. Ihre Geſinnungen mögen ſtreng, fromm, und wenn ſie wollen, eingeſchränkt ſeyn, aber ſie ſind warm, aufrichtig und ungekünſtelt. Das ſind Sie gewiß. Der Auftritt, den ich Ihnen erzählen werde, hat mich von neuem davon überzeugt. Ich bin noch ganz erſchüttert von der Rührung, die mir der Ausdruck Ihrer kindlichen Liebe verurſacht hat, von dem ich eben Zeuge geweſen bin. Eine Begebenheit hat ſich zugetragen, von der noch mein ganzes Haus in freudiger Bewegung iſt. Sie iſt eine ſo gute Tochter, gewiß Sie wird auch eine gute Gattin ſeyn.

Wir haben eine Entdeckung gemacht, die zwey der würdigſten und mir theurſten Menſchen unendlich glücklich macht. Philokles hat die Tochter wieder gefunden, deren Verluſt ihm das Leben unerträglich machte. Und welche Tochter! — Doch ich will Ihre Neubegierde nicht länger aufhalten.

Da wir die Einſamkeit oder die Geſellſchaft ſuchen, wie es uns unſer Herz ſagt; nach Gefallen mit Leſen oder Unterredung, in unſerm Zimmer oder im Garten unſerm Vergnügen nachgehen: ſo hatte ſich, wie gewöhnlich, geſtern unſere Geſellſchaft nach dem Mittagseſſen in kleine Grupen zu Spatziergängen vertheilt, indeß ich in der Laube der Ahornbaumallee Platz genommen und in dem engliſchen Zuſchauer las. Ich ſteckte mein Buch in die Taſche, als ich Philokles und Philareten die Allee herauskommen ſah, um mich zu ihnen zu geſellen. Philarete hatte Ihre liebenswürdige Amalia an Ihrer Hand und war mit Philokles in einem unterhaltenden Geſpräch begriffen. Sie ſuchte zuweilen ſeine Blicke, indem ſie mit Ihren blauen ſchmachtenden Augen zu ihm hinauf ſah. Sie müſſen bemerkt haben, wenn Sie ſie auch noch ſo obenhin geſehen, daß der Ernſt, den die beyden leichten Falten zwiſchen Ihren ſchönen Augen ausdrucken, durch das ſanfte Lächeln Ihres holden Mundes auf das angenehmſte gemildert wird. — Wir gingen durch die Urnenlaube von Acacien und über die Brücke dem Hauſe zu, wo wir meine Mutter und Theophron in dem Geſellſchaftsſaale fanden. Ich will Ihnen unſere Unterredung ſelbſt hieher ſetzen; ſie iſt mir zu merkwürdig, als daß ich von der Hauptſache das Geringſte vergeſſen könnte. So rief Sie mir entgegen, als ſie mich wahrnahm:

Sie. Sie werden ein Einſiedler, Amyntor! —

Ich. Zu gewiſſen Zeiten, Philarete! iſt uns die Einſamkeit ſelbſt kaum einſam genug; wir möchten auch unſrer eignen Geſellſchaft entgehen. Ich ſchwärmte daher in einem Buche herum, das recht dazu gemacht iſt, uns aus uns ſelbſt zu ziehen. Sie wiſſen vielleicht nicht, — und Sie werden es auch ſchwerlich erfahren — daß der Hofnungsloſe nur ein ſchlechter Geſellſchafter iſt.

Sie. Ich ſolte Sie billig nicht verſtehn, Amyntor! — Allein dergleichen Künſte müſſen unter uns nicht Statt finden (ſetzte ſie mit ernſter Würde hinzu) — Sie wiſſen, warum ich mir keine andere Geſinnungen, als die Geſinnungen der aufrichtigſten Freundſchaft gegen Sie erlauben darf. Sie denken zu gut, als daß Sie auch nur die geringſte Aufopferung von dem, was Sie meine Vorurtheile nennen, fordern ſollten, ſobald ich Sie verſichere, daß meine Ruhe dabey würde in Gefahr kommen.

Ich. Sie laſſen mir Gerechtigkeit wiederfahren, theureſte Philarete! wenn Sie glauben, daß mir Ihre Ruhe das heiligſte in der Welt iſt. Aber Sie werden nichts davon verliehren, das bin ich überzeugt. Die Zeit wird alles gleich und eben machen, wenn wir in Dingen, die Ihnen jetzt wichtig ſcheinen, auch noch ſo ſehr verſchieden denken ſollten. Die Wirkung hat ein jeder freundſchaftlicher Umgang, wenn er einige Zeit gedauert hat, und ſollte es nicht auch die innige Vertraulichkeit der Verbindung haben, der ich von Ihnen gewürdiget zu werden wünſche. Nein! Philarete! Sie werden mein Beſtreben Ihnen zu gefallen täglich ſehen, — und wodurch kann ich Ihnen zu gefallen hoffen, als durch die Nachahmung Ihrer himmliſchen Tugend? — Sie werden mir meine Grundſätze verzeihen, Sie werden ſie nicht mehr ſo gefährlich finden, Sie werden ſie endlich —

Sie. Das iſt eben die Gefahr, der ich mich auszuſetzen fürchte. — Amyntor! von meinen Grundſätzen und Empfindungen, die Sie Schwärmerey nennen, hängt das Glück und die Ruhe meines Lebens ab. Ich kann nicht daran denken, Sie je zu verlieren. Auch werde ich Sie nie verlieren; ſie ſind ſo innig mit meinem ganzen Weſen verwebt, daß ich mir den bitterſten Kampf zubereiten würde, wenn ich mein Herz in die Gefahr ſetzte, ſie unterdrücken zu müſſen, um den mit meinem ganzen Gefühl lieben zu können, und mit völliger Ueberzeugung glücklich zu wiſſen, den ich nach meinen Empfindungen nur bedauren könnte. Sie würden ſelbſt ſo denken, wenn Sie meine ganze Geſchichte wüßten.

Ich ergriff Ihre Hand, und ich glaube, daß ich ſie mit einer Thräne benetzte, indem ich ſie küßte. Aber ich konnte dieſem Ausbruche meiner Empfindung nicht widerſtehen. Himmliſche Seele! wie viel mußte Ihr dieſer Kampf Ihrer Herzensgüte mit Vorurtheilen koſten, die ich ſelbſt verehren muß.

Nach einigem Stillſchweigen, worüber wir in dem Saale angelangt waren, fuhr ſie fort:

Sie. Ich will Ihnen nichts verhelen. Sie verdienen es, daß ich meine Geſinnungen vor Ihnen rechtfertige, und es iſt mir daran gelegen, (ſetzte ſie freundlich hinzu) daß ich Ihnen nicht lächerlicher ſcheine, als ich bin.

Abends um 10 Uhr.

Ich nehme die Feder wieder, um ſie nicht eher niederzulegen, als bis ich Ihnen Philaretens Geſchichte bis auf die rührende Scene, womit ſie endigte, werde erzählt haben. Nichts ſtört jetzt meine Einbildungskraft, ſie noch einmahl durchzuempfinden. Die Einſamkeit und Stille um mich her, ſo wie mein eigener leiſerer Pulsſchlag ſoll mir dieſen Nachgenuß ſüßer machen.

Wir ſetzten uns gegen Abend um den Theetiſch herum, Philokles, Theophron, Hermeas; Metra und Philarete mit ihren Stickrahmen, Agathe und Amalia mit Stricken beſchäftigt neben ihnen. Philarete fing alſo an:

„Ehe ich durch unſere geliebteſte Metra aus „meiner Einſamkeit gezogen wurde, hatte ich gar „nicht die geringſte Idee von den Geſinnungen und

„Grund:

„Grundſätzen, die ich in der Welt antreffe. Ich
„glaube ungeſtört, man könne ſich des natürlichen
„Gefühls, Gott zu verehren und die Menſchen zu
„lieben, nicht erwehren, das könne kein Menſch,
„wenn er der immer gleichen Ruhe genieſſen will,
„worin mir die ſchönen Jahre meiner Kindheit und
„meiner erſten Jugend verfloſſen ſind. Wie angenehm
„iſt mir noch die Erinnerung an dieſe Zeit,
„da ich in der Geſellſchaft einer Freundin in
„meinem Kloſter und dann in dem Umgange mit
„meinem Ariſton glücklich war! Sie hat ſo kurz
„gedauert und iſt ſo ſchnell verfloſſen!

„Ich habe nicht das Glück gehabt, diejenigen,
„denen ich das Leben zu danken habe, zu kennen.
„Meine Mutter ſtarb wenige Tage nach meiner
„Geburt, und mein Vater, der als Major bey
„dem **ſchen Regimente ſtand, war im Felde;
„denn ich bin im zweyten Jahre des letztern ſiebenjährigen
„Krieges gebohren. Seitdem ich mich erinnern
„kann, befand ich mich in dem Urſulinerinnenkloſter
„zu ** in Mähren, wo eine Verwandte
„meiner Mutter, die an einen öſterreichiſchen General
„verheyrathet war, mich erziehen ließ, indem
„ſie, wie ich hernach erfuhr, meinen Aufenthalt
„ſorgfältig verhelte.

„In dieſer Einſamkeit wurde ich in den weiblichen Arbeiten unterrichtet, und den Geſchmack an dieſen Arbeiten verdanke den freundſchaftlichen Lehrerinnen meiner Kindheit noch. Da ich keine anderen Vergnügen kannte, als die ich in ihrer Geſellſchaft genoß: ſo war ich glücklich, wenn ich mit meiner Arbeit neben ihnen ſitzen, oder, ſo oft ich allein war, mich mit Muſik und Zeichnen unterhalten konnte.

„Dieſe angenehmen Zeitvertreibe wechſelten nur mit dem Zeitvertreibe der Andachtsübungen ab, welche in den Klöſtern auf mannichfaltige und, ich darf ſagen, auch auf angenehme Art beſchäftigen. Ein jedes Geſchlecht, fuhr ſie fort, indem ſie von ihrer Arbeit etwas lächelnd aufſahe, „hat ſeine eigene Art, die Verehrung auszudrucken, womit es dem Gegenſtande ſeiner Andacht huldigt. Die unſrige beſtand in der Verſchönerung unſers Chors, der Auszierung unſerer Altäre und Cellen, wozu eine jede nach der Art ihres Talents und ihrer Geſchicklichkeit das ihrige beytrug.

„Dieſer Umſtand machte mir den Gottesdienſt ſelbſt zu einer anziehenderen Unterhaltung, und ich bemerkte, daß es bey den Nonnen der nehmliche Fall war. Allein außerdem waren die Em-

„pfindungen, welche unſre Andachtsübungen begleiteten, an ſich ſelbſt eine angenehme Unterhaltung. „Es ſind die nehmlichen, die uns an jeden intereſſanten Gegenſtand binden, den man uns in der „Erzählung oder in der Vorſtellung darſtellt, die „nehmlichen, womit wir unſer Herz beſchäftigen, wenn „wir uns in der Einſamkeit an dem Grandiſon und „der Klariſſa vergnügen; Liebe, Hochachtung, Verehrung, Demuth, Selbſtzufriedenheit, die aus dem „Bewußtſeyn unſchuldiger Vergnügen, und Selbſtachtung, die aus dem Bewußtſeyn würdiger Gefühle und der Nachahmung verehrter Charakter „entſteht.

„So verfloſſen meine Kinderjahre, ohne daß „ich denken konnte, daß meinem Glücke etwas abginge, da ich nichts anders kannte, und da ich „meine Lehrerinnen ſich oft von den Gefahren und „Fallſtricken der Welt ernſthaft unterreden hörte. „Ungefähr in meinem vierzehnten Jahre kam eine „Koſtgängerinn in unſer Kloſter, die mich ſchien, „von dem erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft „an, lieb gewonnen zu haben. Da ihr Umgang, „deß ich mich noch immer mit zärtlicher Rührung „erinnere, auf mein Herz viele ſtarke Eindrücke „zurückgelaſſen hat: ſo muß ich ſie mit dieſer liebenswürdigen Perſon etwas genauer bekannt „machen.

„Sie war aus einer anſehnlichen Familie in „dem Bisthum H. und von proteſtantiſchen Aeltern „geboren. In ihrem ſechzehnten Jahre hatte ſie „ein italieniſcher Graf A. *, der bey einem Oeſterreichiſchen Regimente in Italien geſtanden, und „bey der Armee des Marquis de Botta in der „Lombardey gedient hatte, auf ſeinen Reiſen durch „Deutſchland kennen gelernt. Er ſahe ſie in dem „Hauſe ihres Vaters, an welchen der Graf von „Wien aus durch eine Verwandte war empfohlen „worden. Ihre Jugend und Schönheit hatte ihn „plötzlich entbrannt, und ihr Vermögen das Verlangen nach ihrem Beſitze nur noch vermehrt. „Eine Hauptſchwierigkeit, die ihm im Wege ſtand, „war die Verſchiedenheit der Religion. Er hatte „bald wahrgenommen, daß dieſe Schwierigkeit mit „dem guten Willen ihrer Aeltern nie werde gehoben „werden, und glaubte ſie alſo durch einen Plan „heben zu müſſen, nach welchem er die Einwilligung der Aeltern zu erzwingen hoffte; kurz, er beſchloß ſie zu entführen.

„Wie er durch die Künſte der italieniſchen Liebenswürdigkeit, — der wärmſten Empfindſamkeit „mit der feinſten Schmeicheley — ihre Zuneigung gewonnen, und ihre unerfahrne Unſchuld betrogen, „das muß ich, um ihre Gefälligkeit zu ſchonen, übergehen.

„gehen. — Der Ausgang der Sache war der „traurigſte. Der Graf war außer Dienſten, hatte „ſich im Spiel zu Grunde gerichtet, und die Aeltern „blieben unerbittlich. Er würde indeß noch immer „haben glücklich ſeyn können, wenn er nicht ein „verworfner Böſewicht geweſen wäre, der ſich nur ſo „lange unter der Larve der Heucheley verborgen hatte, „als er es für nöthig hielt, um das liebenswür„digſte und unſchuldigſte Geſchöpf zu Grunde zu „richten. Celeſte, der über ihr Vergehen die Au„gen aufgegangen waren, erduldete den harten „aber gerechten Unwillen ihres Vaters mit frommer „Ergebung, und ſuchte ſich ihren kümmerlichen Un„terhalt durch ihre Geſchicklichkeit im Mahlen und „Putzmachen für Putzhändler zu erwerben. Al„lein ihr Elend ſtieg auf ſeinen höchſten Gipfel durch „die Mißhandlungen und [illegible] Aus„ſchweifungen eines Menſchen, dem ſie alles auf„geopfert hatte. Dieſem Elende würde ſie gewiß „endlich unterlegen haben, wenn ſich nicht eben „die Verwandte in Wien, die von ihrer unglücklichen „Bekanntſchaft mit dem Unwürdigen die unſchul„dige Urſach geweſen war, ihrer angenommen, und „ſie heimlich in dieſes entfernte Kloſter in die Koſt „gebracht hätte.

„Hier alſo lernten wir uns kennen. Ein gegenſeitiger Geſchmack an des Andern Geſellſchaft machte uns bald einander nothwendig, und auch die Stunden außer dem Sprachzimmer konnten wir bald nicht mehr ohne einander zubringen. Vieles machte mir die unglückliche Celeſte anziehend. Zuerſt das Unglück der frommen Büßfertigen ſelbſt, das die Anmuth ihrer Geſichtsbildung durch den Ausdruck des Leidens erhöhete, und, um die Ungerechtigkeit der Böſen durch die Zuneigung der Uebrigen einigermaßen wieder gut zu machen, ihr ein deſto gewiſſeres Recht auf den Troſt der Freundſchaft gab. Denn das ſchüchterne Zuvorkommen, womit der Unglückliche zu intereſſiren wünſcht, und der Ausdruck der Innigkeit, womit er jedes kleine Freundſchaftszeichen erwiedert, iſt unwiderſtehlich. Selbſt ihre Tugend und Frömmigkeit hatte etwas rührendes. Die Tugend ſelbſt wird dem Gefallenen theurer, durch das, was ein kurzes Vergeſſen ihrer ſtrengſten Geſetze ihm gekoſtet hat; ſeine fromme Sehnſucht nach Gott wird wärmer, denn ſie iſt die Sehnſucht nach dem einzigen Freunde, der ihm übrig bleibt, dem Einzigen, der ihm ſchon verziehen hat, wenn ſchwache Menſchen ihn noch verurtheilen.

„Sie werden den gewöhnlichſten Inhalt unſerer Unterredungen leicht errathen. Die Eindrücke, die davon bey mir zurück blieben, machten mir meine eingezogne Lebensart, meine ſtillen, und gleichförmigen aber unſchuldigen und gefahrloſen Vergnügen immer theurer. Meine Andacht durch **Celeſtens** Beyſpiel und lehrreiche Erfahrungen befeuret, gewann täglich an demüthiger Inbrunſt.

„So vergingen zwey Jahre unvermerkt ohne Sehnſucht und Ueberdruß, als **Ariſton**, den die Vorſehung mir zum Freunde meiner Jugend beſtimmt zu haben ſchien, und der von ſeinem Regimente zur Herſtellung ſeiner Geſundheit Urlaub erhalten hatte, ſich bey einem ſeiner Verwandten auf dem Lande in der Nachbarſchaft unſers Kloſters aufhielt. Er war ein Liebhaber und Kenner der Muſik, und ſpielte die Flöte fertig und mit Anmuth. Sein Geſchmack an der Muſik hatte ihm die Bekanntſchaft der Schweſter **Cäcilia** verſchafft, die er oft auf der Orgel zu beſuchen pflegte, worauf ſie mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit ſpielte. Eine ſo beſtändige Aufwartung gewann die geſchickte Organiſtin dergeſtalt für ihn, daß ſie, ungeachtet er ein Proteſtant war, ihm die Erlaubniß verſchaffte, in unſern Uebungsconcerten

„im Sprachzimmer mitzuſpielen; welche ſie um deſto leichter erhielt, da die Beſcheidenheit und Klugheit ſeines Betragens nicht allein alle Nonnen für ihn einnahm, ſondern auch jede Beſorgniß in Anſehung ſeiner unnöthig zu machen ſchien. Man hielt ihn würdig, von den ſtrengſten Geſetzen der Klauſur zu ſeinem Vortheil eine Ausnahme zu machen.

„Es währte lange ehe ich bemerken konnte, daß er mich von den Andern unterſchied; und ſelbſt als ich es anfing zu bemerken, ſo war es nur an Kleinigkeiten, die einem jeden andern entgehen mußten, der ihn nicht mit einem geheimen Wunſche für ſich ſchärfer als der Gleichgültige beobachtete. Er wählte am liebſten Stücke, wo er meine Stimme mit der Flöte begleiten konnte, um Gelegenheit zu haben, mir näher zu ſtehen, mit mir vorher darüber ſprechen und mir, wenn wir geendigt hatten, etwas verbindliches ſagen zu können. Ich glaubte zu bemerken, daß er ſich Mühe gab, durch ſeine Begleitung meinen Vortrag zu heben, daß ihn der Beyfall, zu dem er mir mitgeholfen, mehr ſchmeichelte, als den er ſelbſt erhielt, und ich geſtehe, daß ich mich mehr angriff, wenn ich in ſeiner Begleitung ſang, und daß es mir nicht zuwider war, wenn ich ihm näher ſtehen konnte.

„So ſcharfſichtig man unſer Geſchlecht in der „Errathung der Geheimniſſe des Herzens macht, „ſo war es doch nur Celeſte, die uns errieth. Der „Funken war noch zu klein, um von andern Augen „entdeckt zu werden, als von ſolchen, die die Er„fahrung und die äußerſte Delikateſſe der Empfin„dung ſchärfte.

„Die erſte Gewißheit von ſeinen Geſinnungen „gegen mich erhielt ich durch ein Papier, das ich „unter einigen Engliſchen Muſikalien fand, die er „mir in unſerm Concert überreichte.

„Ich hätte dieſes Papier nicht leſen, ich hätte „es ungeleſen zurückgeben, ich hätte über ſeine Frey„heit unwillig ſeyn ſollen. — Ich geſtehe, daß „mir das nicht einfiel. Es anzunehmen, ſchien „mir ſo unbedeutend zu ſeyn, und es zurück zu ge„ben ſo grauſam! Indeß hängt von dieſen Kleinig„keiten das Schickſal unſeres Lebens ab. Daß es „bey mir zum Glück ausſchlug, habe ich, wie ich „jetzt wohl ſehe, mehr der Vorſehung als meiner „Klugheit zu danken. Zudem war mein Herz mit „ihm ſchon im Einverſtändniß, denn ich vertraute „mich nicht einmahl meiner Celeſte.

„Ehe ich Sie mit dem Inhalt des Papiers „bekannt mache, — unterbrach ſich hier Philarete — „muß ich noch eines Umſtandes von meinem Leben erwähnen, den ich hier erſt ſelbſt erfuhr. „Ariſton hatte meiner Herkunft und meiner Familie ſo weit nachgeſpürt, daß er endlich in Erfahrung gebracht, meine Tante habe mich aus einem übelverſtandenen Eifer für ihre Religion, ohne „Wiſſen meiner übrigen Verwandten, zu ſich genommen, um mich in meinem Kloſter in ihren „Grundſätzen erziehen zu laſſen. Dieſe Nachricht „erregte ganz neue Gedanken in meinem Innern. „Das geduldigſte Herz empört ſich, wenn es jemand mit Betrug oder Gewalt zu ſeinen Abſichten ziehen will, und wir können uns eines geheimen Widerwillens auch gegen das Beſte nicht erwehren, ſobald man es uns aufdringen will. Zu „dieſen Gedanken geſellte ſich die Sehnſucht nach „Perſonen, die meiner ewigverehrten Mutter ſo „nahe angingen, und die ich nie ſehen ſollte; und „endlich ein geheimer Zug, ganz das zu ſeyn, was „meine verewigte Mutter, eine Mutter, der ich „das Leben gekoſtet, mich wünſchen würde — „Kurz, ich fing an meinen gegenwärtigen Aufenthalt mit andern Augen anzuſehen.

„Doch ich will Ihnen, — fuhr ſie fort — den Inhalt von Ariſtons Briefe nicht länger vorenthalten. Da dieſer Brief das erſte Stück aus dem Archiv unſerer Liebe iſt: ſo habe ich ihn immer bereit. Hier iſt er:

Ariſton an Philarete.

„Wenn Sie, theureſte Philarete! mich noch nicht verſtanden haben: ſo darf ich kaum hoffen, daß Sie meine Freyheit gütig aufnehmen werden. Doch muß ich es wagen, Ihnen zu mißfallen. Ich würde es mir nie verzeihen, daß ein junges Frauenzimmer von ſo vortrefflichen Eigenſchaften des Verſtandes und des Herzens, durch meine Schuld, nicht wiſſe, daß ihre Geburt ſie berechtige dieſe Eigenſchaften außer der Einſamkeit eines Kloſters auszubilden, und durch ihre Liebenswürdigkeit diejenigen glücklich zu machen, die Sie Ihres Umgangs würdigt. Sie ſind nicht in der Religion geboren, worin Ihre Tante Sie bisher hat erziehen laſſen; das iſt Alles was ich Ihnen jetzt ſagen kann. Ich muß es Ihrem Herzen überlaſſen, was es von dieſer Nachricht für Gebrauch machen will. Ich werde mich glücklich genug

„ſchätzen, wenn Sie mich Ihrer Befehle und „Ihres Vertrauens zu Ausführung Ihrer Entwürfe würdigen wollen. —"

„Die Unruhe, worin mich dieſer Brief Anfangs ſetzte, verlor ſich nach und nach durch das „Zutrauen, das ich in Ariſtons Geſinnungen und „Charakter faſſen konnte, beynahe gänzlich. In „unſerm Umgange, der immer vertraulicher wurde, „ſo ſehr wir ihn auch vor jedermann, außer vor „meiner Celeſte, verbargen, verrieth ſich nicht die „geringſte Spur, daß Ariſton eine andere Abſicht „habe, als mich beſſer in den Stand zu ſetzen, „mein künftiges Schickſal zu entſcheiden. O wie „viel habe ich der Liebe, der Klugheit, der Delikateſſe dieſes ewigunvergeßlichen Gatten zu „danken!

„Ich kann Ihnen jetzt den großmüthigen und „weiſen Plan ſeines Werks vollſtändig mittheilen, „ſo wie er ihn mir in der Folge, nachdem uns die angenehmſten Bande unzertrennlich vereinigt hatten, „ſelbſt geſtanden hat. Wenn dieſer Plan ſo edelmüthig, fromm und menſchlich war, ſo macht er „gewiß ſeinem Verſtande und ſeiner Klugheit nicht „weniger Ehre. Die Vorurtheile für meine bisherige Lebensart, die durch Celeſtens Umgang noch

„waren vermehret worden, würden mich gewiß ge-
„gen alle Vorſchläge eingenommen haben, denen
„ich ſelbſt entgegen ging, nachdem er meinen Ver-
„ſtand aufgeklärt und mein Herz gewonnen hatte.

„Er wollte ſich eine Gattin bilden, die ſo viel
„als möglich, dem Bilde nahe kommen ſollte, das
„er ſich in ſeinem Herzen von einer vertrauteſten
„Freundin gemacht hatte, mit der er ſein ganzes
„Leben hindurch glücklich ſeyn könnte. Er glaubte
„dieſe Hofnung in mir erfüllen zu können. Er
„ſah es nicht ungern, daß ich bisher in der größten
„Entfernung von der Welt war erzogen worden;
„weil er frühzeitige Zerſtreuungen und Bekannt-
„ſchaft mit den Künſten, Vergnügen, Geheimniſ-
„ſen, und Leidenſchaften der Welt dem weiblichen
„Charakter für ſchädlich hielt. Denn er glaubte,
„daß die Erhaltung der Einfalt und Unſchuld der
„Sitten, vermittelſt einer glücklichen Unwiſſenheit in
„den Ausſchweifungen der modiſchen Lebensart, wenn
„ſie in den Jahren der Ueberlegung durch reife Ein-
„ſichten und richtige Grundſätze zu Weisheit und
„Klugheit gedeihet, die beſte Zubereitung ſey, wenn
„man ſein Herz auf immer vor den Verderbniſſen der
„Welt bewahren, und, ohne Scheinheiligkeit und
„Mückenſeigerey, die Würde eines tugendhaften
„Charakters behaupten will.

„Er dachte alſo, es ſey jetzt der glücklichſte „Zeitpunkt mit der Bildung meines Verſtandes und „der Entwickelung der Tugenden, deren Keime „ſeine Partheylichkeit in mir wahrzunehmen glaubte, „den Anfang zu machen. Wem ſollte er aber die„ſes Geſchäft anvertrauen? — Er übernahm es „ſelbſt. Er übernahm die wichtigſten und ſchwer„ſten Pflichten des Vaters, die Pflichten, deren „ſorgfältige Erfüllung ihm an unſere Liebe und Dank„barkeit unter allen den gerechteſten Anſpruch geben.

„Bisher war wenig für dieſen Theil meiner „Erziehung geſorgt worden. Aller Unterricht hatte „mir nur angenehme Talente gegeben, und was „man Unterweiſung in der Religion nannte, war „Uebung in ſolchen Gebräuchen, womit nur die „ſinnliche Andacht des kindiſchen Alters kann unter„halten werden. Ariſton machte mich nach und „nach mit den beſten Schriften der Deutſchen, „Franzoſen und Engländer bekannt, und zwar mit „ſolcher Wahl und in ſo guter Ordnung, daß das „folgende immer ſchon durch das vorhergehende zu„bereitet war, und eine Wißbegierde befriedigte, „die das andere erregt hatte. So führte er mich „von den faßlichen Unterrichte eines Fenelons, „Addiſons, Tillotſons, Robertſons, Vernets, „Spaldings, Jeruſalems, zu den erhabnern

„und ſchwerern eines Mendelſohns, Engels, „Klopſtocks, Sulzers. Seine Sorgfalt, mir „keine nützliche oder angenehme Unterhaltung fehlen zu laſſen, ohne meine Grundſätze und Empfindungen in Gefahr zu ſetzen, übernahm die Mühe, mir aus den Schriften weitläuftige Auszüge „zu machen, die er, mir ganz in die Hände zu geben, Bedenken trug.

„Dieſe einſame Unterhaltung wurde mir noch „nützlicher durch die mündlichen Erläuterungen, die „er uns in ſeinen ſo angenehmen, aber leider! ſehr „ſparſamen Beſuchen mittheilte. Daß nach und „nach ſein theures Bild immer mehr meine Seele „einnahm, daß es endlich immer und allein bey „meinen einſamen Geſchäften, daß es in meiner „inbrünſtigſten Andacht vor mir ſtand, daß ich mich „ſtundenlang mit ihm unterredete, das würde ich „ihnen vergebens verhehlen. Wie hätte ein ſo „neues Herz, als das Meinige, einen ſo liebenswürdigen Mann ſo oft ſehen können, ohne etwas für „ihn zu empfinden, und was hätte in einem ſo „ſtillen und einſamen Leben mich hindern ſollen, „dieſer Empfindung ganz nachzuhängen, da jeder „Gedanke ſie zu billigen, und ihr Urſprung ſie gewiſſermaaſſen zu heiligen ſchien? Alles führte „mich auf ihn zurück, der Umgang mit ihm war

der

„der einzige, den mein Geſchmack und mein Herz
„billigte, aus dem ich Dankbarkeit und Hochachtung
„mit in meine Einſamkeit nahm, und die
„Vergnügen meiner einſamen Stunden, die ich alle
„ihm zu verdanken hatte, drückten dieſe Empfindungen
„nur tiefer in mein Herz, und brachten
„hiemit wieder ſein Bild in meine Seele zurück.

„In dieſer neuen Entwickelung meiner Seele,
„der ich mit ſo vielem Intereſſe gefolgt war, hatte
„ich nicht bemerkt, wie geſchwind die Zeit verfloſſen
„war, die Ariſton zu ſeinem Aufenthalte auf dem
„Lande hatte beſtimmen können. Aber ſie war
„verfloſſen. Eine Miene der Rührung, die man
„ſich umſonſt zu unterdrücken beſtrebt, mit der er
„eines Morgens in mein Zimmer trat, kündigte es
„mir an, daß dieſer Beſuch vielleicht ſein letzter
„ſey; und er war es. Er wollte ſich nicht ſetzen,
„um nicht länger zu bleiben, als er ſich vorgenommen
„hatte; denn er ſchien ſeinen Beſuch, ſo viel
„als möglich, abkürzen zu wollen.

„Er unterbrach daher meine unruhige Erwartung
„mit ſeinem Abſchiede ſelbſt, indem er mich
„mit unterdrückter Stimme alſo anredete: „Ich
„„ſehe Sie jetzt vielleicht zum letzten Male, theureſte
„„Philarete! und ich nehme Empfindungen
„„von hinnen, die ich nicht hatte, als ich hieher

„kam. Ich dachte nur eine angenehme Pflicht
„zu erfüllen, und mir die unterhaltendſte Beſchäftigung
„zu verſchaffen, indem ich in ihrem Umgange
„das Vergnügen genoß, von der Entwickelung
„der ſchätzbarſten Talente und Tugenden der
„Jugend, und auch wohl, — welches mir noch
„reizender war, — bisweilen die Gelegenheit
„zu ſeyn. Aber ich habe dies Vergnügen nicht
„ſo lange genieſſen können, ohne zu ſpüren, daß
„nach und nach in mir der Wunſch entſtand, es
„immer zu genieſſen. Ich verlaſſe Sie jetzt, — und
„hiebey ergriff er meine Hand mit mehrerer Innigkeit
„— ohne zu wiſſen, ob ich dies je werde
„hoffen können. Es ſey fern, daß ich Ihrem
„empfindlichen Herzen durch Bitten, oder auch
„nur durch den Ausdruck alles deß, was ich fühle,
„ſollte Gewalt anthun wollen. Ich kann Sie aber
„nicht verlaſſen, ohne Ihnen zu ſagen, daß das
„Bild Ihrer Tugenden und Vollkommenheiten,
„das dem Bilde von der ewigen Freundin meines
„Herzens ganz entſpricht, mir immer werde gegenwärtig
„ſeyn, und daß ich den geheimen
„Wunſch mit mir hinweg trage. Ihr Herz möchte
„über Ihr eignes Schickſal einen Ausſpruch
„thun, der Ihren aufgeklärtern Einſichten gemäß
„wäre, und eine Wahl treffen, die mich zu dem
„glücklichſten ihrer Verehrer machen würde.“

N 2

„Dieſen Ausſpruch hatte mein Herz längſt gethan, „und welche Wahl es getroſſen, darüber öffnete mir Ariſtons Abſchied ſelbſt die Augen. So „wie meine Einſichten zugenommen hatten, glaubte „ich immer mehr überzeugt zu werden, wie wenig „die Lebensart eines Kloſters die Beſtimmung eines vernünftigen und geſelligen Weſens ſeyn könne, „und wie wenig die Uebungen, die in meinem kindiſchen Alter die Gewohnheit der Andacht entzündet und unterhalten hatten, meine ausgebreitetern „Einſichten und Empfindungen der Religion ausdrucken und unterhalten konnten. Die Langeweile, welche die guten Nonnen plagte, und der „ſie nur bisweilen durch kindiſche Beſchäftigungen, „durch unedle Beluſtigung an den platten Poſſenreiſſereyen einiger luſtigen Schweſtern oder durch „widerliche Zänkereyen entgingen, oder die ſie aus „Armuth des Geiſtes nicht fühlten, — dieſes alles „begann ein reiferer Geſchmack, den ich meinem „Ariſton zu danken hatte, mir Ihre Geſellſchaft „eckelhaft und unerträglich zu machen.

„Ariſton war indeſſen der Einzige, von dem „ich Schutz erwarten konnte, der Einzige, dem ich „meine Beſchützung zu verdanken wünſchte. In „jene Einſamkeit verbannt, von allen Menſchen „abgeſchnitten, war ich in der weiten Welt, „ſo zu ſagen, allein. Wo ich hinſah, fand ich nie:

„mond, der mir mit offnen Armen entgegen
„gekommen, und eine ſichere Freyſtatt angeboten
„hätte, ſobald ich einen Aufenthalt verließ, in dem
„ich nicht mehr glücklich ſeyn konnte. In dieſem
„Augenblicke fühlte ich erſt das troſtloſe und
„verzweiflungsvolle meiner Lage, ohne den Rath eines
„Vaters, ohne die Zärtlichkeit einer Mutter, ohne
„die Zuflucht eines väterlichen Hauſes.

„Dieſe Gedanken, die in dieſem Augenblicke
„alle auf mich eindrangen, bemächtigten ſich ganz
„meiner Sinne, und gaben mir eine
„Entſchloſſenheit, die ich mir nie zugetraut, und an die ich
„noch nicht ohne Verwunderung denken kann. Ich
„vergaß alle Gefahren, denen ich mich ausſetzte,
„ſelbſt die Bedenklichkeiten meines Geſchlechts, mich
„einem Manne anzuvertrauen, für deſſen zartes
„und edles Betragen nichts als die Erfahrung von
„der Rechtſchaffenheit und Großmuth ſeines
„Charakters mir die Gewähr leiſten konnte.

„So müſſen ſie ſich meinen Zuſtand denken,
„wenn ſie es nicht übereilt nennen wollen, daß ich
„Ariſtons Abſchied alſo beantwortete: „Meinen
„Ausſpruch, Ariſton! werden Sie leicht erwarten,
„wenn Sie Ihre Aufmerkſamkeit auf meine
„gegenwärtige Denkungsart herabgelaſſen haben. Ich
„war glücklich in meiner Unwiſſenheit bis auf den
„Augenblick, da mich Ihr Umgang mit einer beſ-

„ſern Art von Glückſeligkeit bekannt machte. Und „wie könnte ich Ihnen die Empfindungen der Dankbarkeit, des Vertrauens und der Hochachtung verhehlen, die der Gedanke, was Sie für mich gethan, und die Bekanntſchaft mit Ihren Tugenden, „von dem Augenblick an in meinem Herzen erregten, da Sie mich Ihrer Aufmerkſamkeit und „Freundſchaft würdigten, da ſie mir alles das waren, was mir der ſorgfältigſte und weiſeſte Vater „hätte ſeyn können. — Aber, Ariſton! ich ſoll „Sie nicht wieder ſehen, und Sie laſſen mich unglücklicher zurück, als Sie mich gefunden haben. — Ich fühlte, daß meine Wangen glühten, ich mußte mich niederſetzen. Ich wußte „nicht, wie ich weiter reden ſollte, ohne ihm das „zu ſagen, was nur ſein Herz errathen ſollte.

„Seine edle Delikateſſe ſparte mir dieſe Verlegenheit, indem er mir mit einem heißen Kuſſe, „den er auf meine Hand drückte, verſtändlich genug ſagte, daß er mich verſtanden habe. „Ich „eile, — ſetzte er hinzu, — indem er uns verließ, — „um die Befehle auszurichten, die ihre zärtliche „Denkungsart mir zu geben Bedenken trägt, die „aber ihr edles Herz nicht mißbilligen wird, wenn „ich glücklich genug geweſen bin, ſie zu Ihrer Zufriedenheit auszurichten.

„Er erwartete meine Antwort nicht, und als „ich mich von meiner Verwirrung wiederholt hatte, „fand ich mich mit Celeſten allein.

„Es währte einige Zeit, ehe ich von Ariſton „Nachricht erhielt. Er hatte unterdeß meine mütterliche Verwandten in Schleſien beſucht, die er „bereits von meinem Aufenthalte benachrichtigt „hatte. Da er ihnen ſowohl die Abſicht meiner „Tante als auch meine gegenwärtigen Geſinnungen bekannt gemacht hatte: ſo hatten ſie alle erſinnliche Mühe angewandt, mich aus ihren Händen zu ziehen, und wieder in dem Schooße ihrer „Familie zu ſehen. Allein dieſes war nicht ſo „leicht, als ſie es gewünſcht hätten. Der unverſtändige Religionseifer iſt ungerecht und deſpotiſch. „Meine Tante, die das Verdienſt haben wollte, „durch mich, auch wider meinem Willen, die Anzahl ihrer Gläubigen zu vermehren, achtete weder „meine eigene Rechte auf meine Ueberzeugung, noch „die Rechte meiner übrigen Verwandten.

„Ich will Ihre Geduld nicht mit der weitläufigen Erzählung aller Schwierigkeiten ermüden, die ſie gegen meine Befreyung erregte. Es „war ihr leicht geweſen, das ganze Kloſter mit in „ihr Intereſſe zu ziehen, und aus der ganzen Sa-

„che eine Angelegenheit der Religion zu machen, da ihre Abſicht war, daß ich in dem Kloſter den Schleyer nehmen ſollte. Dieſe Hoffnung hatte den ganzen Eifer der Nonnen erregt, die alle die großen und geheiligten Worte, von Verlaſſung der Welt, Braut Chriſti und Aufopferung ſuchten geltend zu machen. Ich weiß nicht, was die Sache, ohne die Weisheit des würdigen Biſchofs, zu deſſen Kirchſprengel das Kloſter gehörte, für einen Ausgang würde gewonnen haben. Allein dieſer vortrefliche Mann, zu deſſen Entſcheidung ſie endlich gelangt war, verordnete meine Befreyung.

„Ich habe bey dieſer Gelegenheit die Bemerkung machen können, die ich hernach immer durch die Erfahrung beſtätigt gefunden habe, und die mir auch ganz natürlich vorkömmt: daß der Aberglaube der unwiſſenden Menge ihren einſichtsvollern und weiſern Lehrern in der Ausführung manches Entwurfes, der für die Religion wohlthätig ſeyn würde, nicht ſelten Hinderniſſe in den Weg lege, die ſie nicht ohne Gefahr überſteigen können. Indeß laſſen ſich dieſe Schwierigkeiten in einem Lande leichter überwinden, wo das Anſehen eines vernünftigen Geiſtlichen der Sache geſchwinder ein Ende machen kann.

„Das Kloſter und meine Tante mußten ſich
„beruhigen, ſobald ſie aus dem Munde eines Bi-
„ſchoffes ſelbſt hörten: daß ein gottesfürchtiger
„Menſch in der menſchlichen Geſellſchaft die Pflich-
„ten der Frömmigkeit eben ſo gut, und die Pflich-
„ten der Geſelligkeit, alſo ſeine ganze Beſtimmung,
„beſſer erfüllen könne, als in der Einſamkeit, daß
„alle Aufopferung, wenn ſie in den Augen Gottes
„einen Werth haben ſolle, freywillig ſeyn müſſe,
„und daß unſere Ueberzeugung nicht von unſerm
„Willen abhange und ſich alſo nicht befehlen laſſe.

„Daß Ariſton bald nachher, da ich bey meinen
„Verwandten angekommen war, ſeinen Abſchied
„nahm, daß er einige Zeit nachher mit ihrer Ein-
„willigung meine Hand erhielt, daß wir vier glück-
„liche Jahre auf ſeinem Gute gelebt haben, daß
„dieſes Glück aber mit dem frühen Tode meines
„unvergeßlichen Ariſtons zu bald endigte, —“
doch mehr erlaubte ihr der Schmerz, den ſie umſonſt zu verbergen ſuchte, nicht zu ſagen.

Nachdem die feyerliche Stille der Aufmerkſamkeit, die durch die Theilnehmung noch geſtiegen war, Philaretens Schmerze Zeit gegeben, wieder Worte zu finden, fuhr ſie fort:

„Dieſe kurze Geſchichte meines Lebens, Amyntor! wird Sie hoffentlich in den Stand ſetzen, mich „gerechter zu beurtheilen. Was Sie auch von mir „denken werden, ſo werden Sie mich doch keines „Eigenſinns beſchuldigen können, der ſich weigert, „ihrem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, für den ich ſo viel Achtung habe, daß ich es „für ein Glück ſchätze, wenn Sie mir erlauben wollen, daß wir unſere Freundſchaft auf den Fuß fortſetzen, auf welchem ſie mir, ohne meinen Geſinnungen Gewalt anzuthun, allezeit ein angenehmes Geſchenk ſeyn wird.“

Wir hatten alle, ſo lange Philarete ſprach, die Gemüthsbewegungen nicht bemerkt, die auf Philokles Geſichte immer merklicher wurden. Ein zerſtreutes Staunen, worinn er verloren war, ſchien ihn ganz verſteinert zu haben, indeß in ſeinen Augen einige Thränen funkelten. Welche ſüße Ahndung! — brach er endlich aus, — ſoll ich in Philareten, zu der mich ſchon ein geheimer Zug mächtiger hingezogen, als die bloße Verehrung Ihrer Tugenden, ſoll ich in Ihr die Tochter wieder finden, deren Verluſt ich von ihrer Geburt an beweinet habe? Alle Umſtände ihrer Erzählung ſagen mir, daß ich der glückliche Vater bin, der ſein geliebtes Kind, das man ihm von dem erſten

Augenblicke ſeines Lebens an entriſſen hatte, wieder findet. Philarete hatte ſich während dieſer Ergieſſung des Entzückens zu ſeinen Füſſen geworfen, und er ſie an ſeine Bruſt gedrückt.

Ich würde vergebens verſuchen, den Taumel der Freude zu ſchildern, der die ganze Geſellſchaft beherrſchte, wie einer in des andern Armen flog, wie jeder die Glücklichen, wie ſich alle einander umarmten, als ob jeder ſelbſt der Glückliche geweſen wäre. Nie, nie Helion! vergeſſe ich dieſen Auftritt; wie Philokles ſo ganz in ſein Glück verloren war, zwey ſo theure Geſchöpfe, eine Tochter und ihre Tochter, auf einmahl gefunden zu haben, und endlich, nachdem die Freude ſein Herz erſchöpft zu haben ſchien, der edle Greis mit geſenktem Haupte und gerührter Miene ausbrach: Ich Philaretens Vater! ach! ich habe nichts für ſie gethan, womit ich die Empfindungen einer Tochter verdient hätte, und ich erhalte eine Tochter, da ich ein alter Mann bin, da ich nichts mehr für ſie thun kann, und da ſie meiner nicht mehr bedarf. Doch dieſe Wolken, die noch immer auch mitten in dem Sonnenſcheine der ſeligſten Freude über die Seele hinwegziehen, wenn man des Glückes lange entwöhnt iſt, wurden von Philaretens warmen Ausdrücken ihrer kindlichen Liebe, von [illegible]

lens

liens ſüßen Liebkoſungen, und unſer aller freudigem Getümmel bald zerſtreut.

Sie werden wiſſen wollen, wie Philokles ſo lange ſeine Tochter habe für todt halten können. — Er war, wie Sie aus ihrer Erzählung geſehen haben, im Felde, als ſie zur Welt kam. Der Dienſt hatte ihm kaum eine kurze Reiſe erlaubt, um ihre Mutter zum letzten Mahle zu umarmen. Die junge Philarete ſollte bey einer Schweſter ihrer Mutter erzogen werden; deren plötzlicher Tod aber hatte der übriggebliebenen Schweſter, die an einen öſterreichiſchen General verheyrathet war, und die die Religion ihres Gemahls angenommen hatte, Gelegenheit gegeben, das Kind heimlich zu ſich zu nehmen, um es mit allem Eifer einer Neubekehrten nach den Grundſätzen ihrer neuen Religion erziehen zu laſſen. Sie hatte alles ſo gut angelegt, daß ſie jede Spur ihrer Entwendung ausgelöſcht, und alle Nachforſchungen des Vaters vergeblich waren. Nachdem Philokles endlich ſeinen zweyten Sohn in dem nehmlichen Kriege verlohren, hatte er nach dem Frieden auch ſogleich ſeinen Abſchied genommen.

Sein anhaltender Kummer, den die Geſchäfte des Dienſtes und der Zwang ſeiner Pflicht bisher unterdrückt, hatte ihn nun mit verdoppelter Gewalt angegriffen, da er die Hoffnung aufgeben mußte, in den Armen der geliebten Seinigen die Mühſeligkeiten des Krieges zu vergeſſen, womit er ſich ſo oft zum Ausdauren in denſelben aufgerichtet, kurz, da er ſich in der weiten Welt gänzlich allein ſah. Er hatte alles verſucht, um ſeinen Zuſtand erträglich zu machen. Nachdem er allen Hausrath, der ihn an ſo geliebte Perſonen und an die häusliche Glückſeligkeit, die er in ihrer Geſellſchaft genoſſen, erinnern konnte, theils verkauft, theils verſchenkt hatte, war er nach K. gezogen, um in der Hauptſtadt mit der Freyheit eines einzelnen Mannes alle die Vergnügen und Zerſtreuungen des Hofes und der Stadt zu genießen, zu denen ihm ſeine Geburt und ſein Stand den Zugang verſchaffte. Allein wie fand er alles verändert! Ein langwieriger Krieg hatte jedermann der Vergnügen entwöhnt, die Geſellſchaften, worin er alte Freunde wieder zu finden hoffte, hatten ihren Ton geändert, und boten ihm lauter neue Geſichter dar, die unter ſich vertrauliche Zirkel machten, worinn er nicht mehr paßte; ſein eigenes Herz war auch der Freuden nicht mehr ſo empfänglich, als in den Jahren, da er in den niedrigern Stufen des Dienſtes daran Theil genommen hatte. Er machte alſo ſeinen Kreis von Freunden immer enger, um in der Vertraulichkeit weniger Freunde das wieder zu finden, was er in den groſſen Geſellſchaften vergebens ſuchte.

Allein er hatte das Glück gehabt, in ſeiner Jugend den Umgang mit einer zu ausgeſuchten Geſellſchaft von geiſtreichen Perſonen zu genießen, als daß nicht ein jeder Umgang gegen denſelben hätte verlieren ſollen, und ſein Geiſt war der Thätigkeit zu gewohnt, als daß er eine ganz unthätige Ruhe lange hätte ſollen ertragen können. Je mehr er alſo ſeinen Kreis verengte, deſto mehr fand er ſeinen innern Kummer wieder. Dieſer gewaltſame Zuſtand konnte nicht lange dauren, ohne ſein Gemüth mit einem Trübſinn anzugreifen, der ihm das Leben verhaßt machte. Ich übergehe dieſe traurige Periode ſeines Lebens, deren Geſchichte ich aus dem Munde einiger ſeiner Freunde, denen er ſeitdem noch theurer geworden iſt, nicht ohne Thränen gehört habe, und an die ich nie ohne Wehmuth denken kann.

Man dachte alſo ernſtlich auf ſolche Mittel der Geneſung, die einem ſo wohlwollenden, thätigen und aufgeklärten Geiſte angemeſſen waren; und man erhielt von ihm, daß er einen jungen deutſchen Fürſten einige Jahre auf ſeinen Reiſen begleitete. Mit dieſem hoffnungsvollen Prinzen, der noch mit

Erkenntlichkeit an das, was er ſeinem Philokles zu verdanken hat, gedenkt, lebte er ein Jahr in Genf, wo er nicht allein dem Unterrichte, den der Prinz in allen Arten der Wiſſenſchaften erhielt, mit dem Eifer der Jugend beywohnte, und ihn mit dem reifen Verſtand des Alters nutzte, ſondern auch an den ſo lehrreichen gelehrten und politiſchen Klubbs dieſer aufgeklärten Stadt Theil nahm. Von da ſetzte er ſeine Reiſe nach Italien, Frankreich, England und Holland fort, auf der er ſich allein in Paris und London beynahe ein Jahr aufhielt.

Dieſe Reiſe hatte die herrlichſte Wirkung gehabt. Sie hatte ſeinen Kummer bis auf einen anziehenden Ernſt herabgeſtimmt, durch die Gelegenheit nützlich zu ſeyn, ihn mit ſich ſelbſt und der Welt wieder ausgeſöhnt, und ſeine alten Kenntniſſe nicht allein aufgefriſcht, ſondern auch mit ſo viel neuen Schätzen vermehrt, daß er glauben konnte, neben den Beſchäftigungen einer mäßigen Landwirthſchaft, durch die Wiſſenſchaften und den Umgang mit wenigen gleichgeſinnten Freunden auf dem Lande die letzten Stunden ſeines Lebens angenehm auszufüllen. Er zog alſo ſein Vermögen zuſammen, und erkaufte das Landgut in meiner Nachbarſchaft, wo ich ſo glücklich geweſen bin, dieſes koſtbare Kleinod zu finden.

Der Strom der Freude trat den ganzen Abend über aus ſeinen Ufern und überſtrömte alle Herzen. O! Hedion! hätten Sie mit an unſerm fröhlichen Abendtiſche geſeſſen, Sie hätten doch unſer freundſchaftliches Mahl wenigſtens ſo lecker gefunden als das herrlichſte Souper, worin die Gelehrſamkeit des Kochs und der erfinderiſche Geſchmack des Conſituriers für das Vergnügen aller Sinne, nur nicht für die Freude des Herzens geſorgt haben. Welche Erinnerung des Vergangnen! Welche Entwürfe für das Künftige liefen nicht den Tiſch herum! Unter dieſen war dann inſonderheit der, daß Philarete Ihrem Vater verſprechen mußte, ſogleich mit Ihrer Tochter zu ihm zu ziehen, und das iſt bereits geſchehen. Und ſo wären dann zwey ſo geliebte Perſonen uns nun gleich nahe.

So habe ich Sie dann, Hedion! mit dem Engel bekannt gemacht, den Sie nach Ihrer Kenntniß von dem andern Geſchlecht beurtheilen. Werden Sie nun bald glauben, daß mein Kleinmuth gegründeter iſt, als wenn ich bloß, um glücklich zu werden, ein wenig Geduld haben müßte, bis der Roſenkranz der Wohlſtandsziererey abgebetet iſt?

32.

Metra an Philokles!

Jetzt erſt getraue ich mir, Philokles! Ihnen von meines Amyntors Befinden Nachricht zu geben, da ich es mit einiger Hoffnung thun kann, daß die Vorſicht ihn uns wieder ſchenken werde. Wo hätte meine gedrückte Seele die Kräfte hernehmen ſollen, das zu ſchreiben, wovon der Gedanke mir Thränen auspreßt? Eine glückliche Kriſis hat dem ſchweren Gallenfieber eine Wendung gegeben, wovon ſich der Arzt alles verſpricht.

Ich kann die Vermuthung nicht los werden, daß ſeine Krankheit ihren Urſprung mehr in einer geheimen Unruhe des Gemüths, als in einer Unordnung des Körpers habe. Ihr Nahme, Philaretens Nahme, den er in dem Irrereden der Fieberhitze ſo oft und mit ſo vieler Gemüthsbewegung ausſprach, eine Art von Schwermuth, die ihn ſeit Ihrem glücklichen Abend nicht verlaſſen hat, alles das — Ach! ich meynte es gut, da ich glaubte, es würde ſein Glück ſeyn, Ihrer vortrefflichen

Tochter ſein Herz zu ſchenken. Sie beſitzt es ganz, aber — iſt es ſein Glück?

Ich weiß nicht, was ſeiner gebrochnen Natur wieder aufgeholfen hat. Sollte es ein Strahl von Hofnung ſeyn? — Wo es das wäre, o Philokles! dann helfen Sie das Werk vollenden. Sie iſt nun Ihre Philarete! Das Vertrauen in die Liebe eines Vaters wird Ihrem Rath und Urtheil jetzt noch ein Gewicht mehr geben. Darf ich unſern geliebten Kranken mit dieſer troſtvollen Hofnung aufrichten? —

33.

Philokles an Metra!

Ich werde das Glück, eine Tochter wieder gefunden zu haben, verehrungswürdigſte Metra! nur halb genieſſen, ſo lange Sie und unſer Amyntor leiden. Die Vorſicht ſey geprieſen, die ihm wieder ſo weit geholfen hat. Ich empfinde alles Ihr Leid und Ihren Troſt jetzt deſto ſtärker mit, je mehr mich meine wiedergefundenen Kinder von

neuem

nenem außer mich gezogen, und meinem Herzen ſeine Federkraft wieder gegeben haben.

Das wird das Erſte ſeyn, was ich als Vater für das Glück meiner Philarete thun werde. Sie kann, ohne einem würdigen Manne ihre Hand zu geben, nicht mehr glücklich ſeyn, und dieſer würdige Mann iſt Amyntor. Der Wirrwar ihrer Rechtsſachen und ökonomiſchen Angelegenheiten, das Vermögen ihrer Tochter zu verfechten, das alles erfordert den Beyſtand eines Mannes, und wie lange werde ich dieſer Mann noch ſeyn können? — Außerdem meine Gedanken über den unverheyratheten Stand, insonderheit ihres Geſchlechts — Doch die wiſſen Sie. Kurz Amyntor muß meiner Philarete Hand beſitzen, wenn ich ruhig ſeyn ſoll; Sie, würdigſte Frau! können es nicht mehr wünſchen, als ich es ſelbſt wünſche. Nur können wir die Sache nicht übereilen. Es kömmt nicht darauf an, was Sie und ich von Amyntors Herzen denken. Ich wenigſtens weiß, daß es für die ernſten und großen Empfindungen der Religion ſchon gewonnen iſt. Aber davon die furchtſame, beſorgte Seele meiner Philarete zu überzeugen, das iſt die Schwierigkeit! Doch ich habe bereits alles dazu angelegt, ſie zu heben. Amyntors Herz iſt aufrichtig und der Wahrheit offen. Ich will, was ich bereits angefangen, weiter fortſetzen, und ſo wie ich ihn einen Punkt den Geſinnungen ſeiner Freundin näher bringe, ſoll ſie es in ſeinen eignen Briefen leſen, und überzeugt werden. Iſt das die troſtvolle Hoffnung, die Sie meynen: ſo können Sie ſie unſerm theuren Kranken ohne Bedenken bringen; die Vorſehung gebe ihr Heilkraft.

34.

Amyntor an Philokles.

Es fängt an beſſer zu gehen. Ich verſuche, ob ich die Feder ſchon wieder etwas gebrauchen kann. Die Langeweile der Geſchäftloſigkeit, und die Gedankengeſpräche in der Einſamkeit des Wiedergeneſens ſind vielleicht ſchlimmer, als eine angenehme und leichte Beſchäftigung, die ich unterbrechen werde, ſobald ſie mich ermüdet. Auch wird mir eine ſchriftliche Unterhaltung mit Ihnen wohlthun, da ich mir das Vergnügen Sie zu ſehen, nicht ohne Mühe, aber, ſo lange ich noch ſtarke Gemüthsbewegungen vermeiden muß, mit Fleiß verſage.

Wovon ſoll ich Ihnen aber ſchreiben? — Wovon? als von dem, was mich ohne Unterlaß beſchäftigt, woran ich immer denke, wovon ich mich ſtets mit mir ſelbſt unterrede, von dem einzigen Gegenſtande, woher ich alle meine Freude, allen meinen Schmerz, meine Krankheit und meine Geneſung nehme.

Nun Philokles! iſt das Glück meines Lebens in Ihren Händen. Ich weiß, daß ich geliebt werde. O! in einem ſo edlen Herzen mußte Mitleid und, — wo mich nicht die angenehmſte Hoffnung täuſcht — unter dieſer Geſtalt die aufrichtigſte Liebe früh oder ſpät Eingang finden. Aber Philaretens Liebe wird Ihren hohen Geſinnungen weichen, die Aufopferung dieſer Liebe wird Ihre Geſinnungen noch verſtärken, wenn Sie mir nicht alle Ihre Bedenklichkeiten beſiegen helfen.

Wie glücklich würde mich dieſer Sieg machen! Ach! ſchon ein Blick in Ihr Herz hat mir das Leben wieder gegeben.

Man hat es Ihrer Freundſchaft ohne Zweifel verhehlt, wie nahe ich dem Augenblicke geweſen bin, da ich meine Augen — vielleicht! — nicht auf immer ſchließen, vielleicht! — indem ich ſie dem ſterblichen Lichte der Erdenſonne ſchloß, in den Geſilden des unſterblichen Lichtes ewig aufthun ſollte. Wie viel habe ich in dieſem hülfloſen Zuſtande meiner verehrungswürdigen Metra, wie viel Ihrer edlen Freundin zu verdanken gehabt, ohne deren Beyſtand meine Mutter gewiß den Beſchwerlichkeiten und Bekümmerniſſen des Krankenwartens unterlegen hätte.

Die Empfindlichkeit, welche die Heftigkeit des Fiebers meinen Nerven gegeben hatte, machte mir den leiſeſten Fußtritt, den ſanfteſten Ton zu erſchütternd, und die bedächtlichſte Bewegung zu gähe. Ich konnte nur den luſtigen Ton, den elaſtiſchen Fußtritt des ſanften Geſchlechts ertragen, deſſen ätheriſche Organiſation und Empfindlichkeit mit meiner Empfindlichkeit im Einklang waren. O! wie habe ich da die Würde und Wohlthätigkeit der weiblichen Freundſchaft gefühlt, wie die Harmonie bewundert, die ſelbſt in den ſanfteſten Abſtufungen und Zuſammenfügungen der vernünftigen Weſen ſo ſichtbar iſt, und das Bedürfniß und Glück der Geſelligkeit ſo laut verkündigt.

Doch meine noch kranke Empfindlichkeit, die immer in Betrachtungen ausweicht, führt mich von meiner Erzählung ab. Ich wollte Ihnen ſagen, was mir die Hofnung gegeben habe, daß Philaretens Herz gegen meine treue Zärtlichkeit nicht unempfindlich bleiben werde. Dieſe Hofnung lebt ſeit den drey Tagen in meinem Herzen, ſeitdem ich ihren Einfluß auf meine Geſundheit ſo merklich verſpürt habe. Sie ſaß während eines Fieberanfalls mit meiner Mutter neben meinem Bette gegen mir über, und nähte an dem Taffent eines Sonnenſchirmes. Die Hitze hatte meine Nerven ſo empfindlich gemacht, daß mir beynahe das Rauſchen der Seide ſchmerzhaft war. Wir ſchwiegen und meine Blicke waren auf Philareten geheftet. Sie kämpfte mit ihrem Mitleid, das glaubte ich deutlich zu bemerken. Endlich ſah ich ihre Augen von Thränen glänzen, die ſie mit ihrer Hand verbergen wollte, die aber von ihren groſſen Augenwimmern durch ihre Finger auf die Arbeit herabrollten.

Die Freude muß eine kräftige Arzeney ſeyn, da ſie die Kräfte der Natur wieder belebt, die unter dem Drucke der Niedergeſchlagenheit erſtorben liegen. Ich fühlte bald, daß die Erquickung, die dieſer Anblick meinen Lebensgeiſtern verſchafft hatte, die Unordnung meiner Natur zu heben begann, und ſie zu der glücklichen Kriſe ſtärkte, ſeit der ich mich beſſer befinde. Ich breche dieſe Erzählung plötzlich ab; denn ich fühle, daß es mich zu ſehr erſchüttern würde, wenn ich mich der Empfindung, die ſie erregt, ganz überlaſſen wollte.

Ich werde während meiner Geneſung Muße haben, den Unterſuchungen weiter nachzuhängen, womit uns dieſen Sommer bisher die Zeit ſo angenehm verſtrichen iſt, und die mir für mein Herz ſo nützlich geweſen ſind. Laſſen Sie uns wenigſtens, bis ich wieder mehr Geſellſchaft ſehen kann, ſchriftlich darin fortfahren. Sie ſind meiner gegenwärtigen Lage ſo ſehr angemeſſen, und ich werde ſie, wenn ich allein bin, mit Bequemlichkeit fortſetzen können, indem ich beym Schreiben der Gegenwart des Geiſtes nicht bedarf, die in einer mündlichen Unterredung eine gröſſere Anſtrengung nöthig macht. —

35.

Philokles an Amyntor.

Wohl uns, daß es beſſer mit Ihnen geht! Wir ſehen wenigſtens in eine heiterere Zukunft, und die werden Sie beſchleunigen, wenn Sie jetzt bloß an Ihre völlige Wiederherſtellung denken. Dazu gehört Gemüthsruhe, die Sie mir noch nicht ganz zu haben ſcheinen. Selbſt Ihr Brief redet noch die Sprache einer zu aufgeſpannten Empfindlichkeit, gegen die ich Ihnen etwas rauhe Stärke wünſchen möchte. Sie mögen Sie nun vor der Hand hernehmen, woher Sie wollen. Sie ſind des Leidens noch ungewohnt, junger Mann! Die Widerwärtigkeiten haben noch ſelten Ihren Himmel umwölkt, oder in Ihren Zerſtreuungen haben Sie die Wolken nicht wahrgenommen. Wenn Sie aber mit den Abwechſelungen des Glücks bekannter werden ſollten: ſo werden Sie ſich durch Grundſätze oder Gewohnheit Muth verſchaffen und eine kränkelnde Empfindlichkeit ablegen müſſen, die, wie der entblößte Nerve, ſelbſt von dem gelinden Hauche des Weſtwindes ſchmerzhaft erſchüttert wird.

Helfen Sie ſich nur fernerhin ſelbſt Ihre Ausſicht erheitern; alles fordert Sie dazu auf, Amyntor! Philarete liebt Sie, die Schwierigkeit, die Sie am meiſten beunruhigen konnte, iſt alſo gehoben. Sehen Sie! dieſe Ihnen theure Entdeckung haben Sie Ihrer Krankheit zu danken. Werden Sie ſich nun beklagen, da ſie ein Liebhaber ſind, und nun bald hoffen können, ein glücklicher zu werden. Das haben Sie der gütigen Hand zu danken, die Vergnügen und Schmerz ſo feſt zuſammengekettet hat. Wegen der übrigen Schwierigkeiten verlaſſen Sie ſich auf mich, mein Freund! Es iſt jetzt meine Sache, ſie zu heben, und, ich denke, keiner als ein ſo eifriger gemeinſchaftlicher Freund, wie ich, wird ſie heben können.

Ich ſehe dem Augenblicke, da es Ihre Kräfte zulaſſen werden, den Faden unſerer Unterſuchungen wieder anzuknüpfen, mit Vergnügen entgegen, und ich wünſche nichts mehr, als daß Sie mir bald mögen dazu Gelegenheit geben. Am beſten würden Sie ohne Zweifel dieſe Gelegenheit finden, wenn Sie einen Theil Ihrer gegenwärtigen Muße dazu anwenden wollten, einige Bücher des Neuen Teſtamentes, inſonderheit die Lebensgeſchichte Jeſu mit aufmerkſamerem und unbefangenerem Geiſte wieder durchzuleſen, als Sie vielleicht bisher haben thun können. Wir müſſen uns erſt einen Schatz von Erfahrungen und Grundſätzen geſammlet haben, ehe wir über den Werth eines menſchlichen Charakters gründlich urtheilen können. Sie werden vielleicht in dieſen Schriften Züge bemerken, die man in der Unwiſſenheit des kindiſchen Alters, oder in der Zerſtreuung eines Lebens, das dem Vergnügen gewidmet iſt, entweder ganz zu überſehen pflegt, oder doch nicht vollkommen zu ſchätzen im Stande iſt. — Ich hoffe übrigens, daß Sie mir immer beſſere Nachrichten von Ihrem Befinden werden geben können.

36.

Amyntor an Philokles.

Dienſtags um 9 Uhr Vormittags.

Wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig, Philokles! daß Sie mir ein ſo unerwartetes Vergnügen verſchafft haben. Sie haben wohl Recht, daß eine reifere Urtheilskraft dazu gehört, den Werth menſchlicher Charactere zu wägen. Nie, nie habe ich die hohe Vortreflichkeit in dem Charakter Jeſu gefunden, nie vermuthet, die mir jetzt daraus in die Augen geleuchtet hat. Aber wie habe ich auch geleſen! Wie habe ich leſen können!

Wie ſtieg meine Bewunderung, meine Verehrung bey jedem Zuge, den die erhabne Einfalt der Erzählung hinzufügte. Ich mußte das Buch bey Seite legen, und mich dem ſüßeſten Staunen an dem Bilde der höchſten moraliſchen Größe überlaſſen. Iſt dieſes Andacht, Philokles! ſo habe ich ſie zum erſten Mahle genoſſen — und wie ſüß iſt dieſer Genuß dann! Erlauben Sie, daß ich aus der Höhe dieſer Empfindung wieder zu den Gedanken zurückſteige, auf deren Flügeln ich mich bis dahin erhoben habe, daß ich die Züge einzeln betrachte, woraus das Bild zuſammengeſetzt iſt, deſſen Schönheit jedes Herz entzücken muß, das ſie empfinden kann.

Meine Schwachheit wird mir nicht verſtatten, ohne Unterbrechung fortzuſchreiben. Erlauben Sie mir alſo, daß ich das in mehrere Briefe vertheile, was ich ſchwerlich in Einen werde faſſen können.

Die Vortreflichkeit dieſes Charakters haben ſelbſt die Feinde der Religion Jeſu erkannt; aber ich beſorge, daß ſelbſt ihre Freunde nur ſelten ſeinen ganzen Werth gefühlt haben. Alle Züge, woraus die erhabenſte Philoſophie ſich das Bild ihres vollkommenſten Weiſen zuſammengeſetzt, haben ſelbſt ſeine Feinde in dem Charakter Jeſu wieder finden müſſen, ſo wenig ihre Vorurtheile ſie geneigt machten, ſeinen Tugenden zu huldigen. Wie hätten ſie auch die Sanftmuth und die Reinigkeit ſeiner Sitten, die rührende Anmuth ſeiner Unterredungen, die Erhabenheit ſeiner Maximen, die edle Weisheit ſeiner Lehren, die Gegenwart des Geiſtes, die Feinheit und Richtigkeit ſeiner Antworten, die Beherrſchung ſeiner Leidenſchaften — wie hätten ſie das

Alles verkennen dürfen? Wie hätten ſie die Hoheit ſeiner Geſinnungen, wie die Großmuth ſeiner Aufopferung für das Wohl der Menſchheit verläugnen können? Ich wundere mich nicht, daß in der Bewunderung dieſer Tugenden Feind und Freund übereinſtimmen.

Dieſe allgemeinen Außenlinien erſchöpfen indeß die ganze Schönheit der Geſtalt bey weitem noch nicht. Wie ſehr erhöhet nicht noch die Harmonie aller Eigenſchaften des Verſtandes und des Herzens bis in ihren kleinſten Theilen und Graden, die Umſtände und Schwierigkeiten, durch die ſie hervorgedrungen ſind, die Vortreflichkeit des Ganzen.

Das ganze Leben Jeſu iſt augenſcheinlich die Ausführung eines einzigen großen Plans. Und dieſer Plan iſt keiner von den gewöhnlichen Entwürfen menſchlicher Klugheit, nicht der niedrigen Ehrſucht, nicht des noch niedrigern Geldgeizes. Einen ſolchen Plan zu faſſen, und in welchem Alter ſeines Lebens! Was hoffen wir nicht ſchon von dem Jünglinge, der in den Jahren des Vergnügens ſich Plane der Ehrſucht zu machen weiß, ſeinem Ziele unverdroſſen zujagt, und dieſen Ausſichten einen Theil der gewöhnlichen Annehmlichkeiten in dem Lenze ſeines Lebens aufopfert!

Allein hier iſt ein Plan, der die gewöhnlichen ſo ſehr übertrifft, daß er ſchlechterdings von keiner gemeinen Seele kann angenommen, noch weniger erzeugt werden, ein Plan, deſſen nur der größte, reinſte Verſtand, das edelſte, großmüthigſte Herz fähig iſt, der Plan, der Sittenverbeſſerer des verderbteſten Zeitalters zu werden, und die Glückſeligkeit ſeines Vaterlandes und des menſchlichen Geſchlechts, ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt auf ihre wahren und alleinfeſten Gründe zu bauen. Wie wenig Stoff konnte Jeſus in den Grundſätzen und Geſinnungen ſeiner Zeitgenoſſen zu ſo hohen Gedanken von der politiſchen und moraliſchen Glückſeligkeit der Menſchen finden! Unter den Großen und Gelehrten ſeiner Zeit waren die Vorurtheile des ungereimteſten Nationalſtolzes, des verachtungsvollſten Haſſes aller Fremden, und der Verehrung eines politiſchen Gottesdienſtes, der alle Kraft, ſo wie allen politiſchen und moraliſchen Nutzen verlohren hatte, allgemein; einen jeden band ſein perſönliches Intereſſe des Ehrgeitzes und der Macht an die Erhaltung der gegenwärtigen verfallnen politiſchen und gottesdienſtlichen Verfaſſung, die er entweder mit dem Eifer des abergläubiſchen Schwärmers oder mit epikuriſcher Gleichgültigkeit gegen alle Veränderung zu verfechten ſuchte. Keinem ahndete, daß ein ſo verderbtes Gebäude weder erhalten werden könne, noch der Erhaltung werth ſey, daß man alſo ſelbſt ſeine Verderbniß als eine Andeutung der Vorſehung anſehen müſſe, daß es bald einem weitumfaſſendern Plane Platz machen ſolle, daß endlich eine jetzt übelverſtandene Vaterlandsliebe in die allgemeine Menſchenliebe müſſe verſchlungen werden.

Das ahndete keinem ſeiner Zeitgenoſſen, aber Jeſus ſahe es mit dem zuverläſſigen Blicke des wahren Menſchenkenners, vor dem alle Phantomen ſchmeichelhafter Vermuthungen politiſcher Propheten zu verſchwinden pflegen. Anſtatt das betrogene Volk mit den angenehmen Neuigkeiten zu unterhalten, die ihre Hofnung und Zuneigung noch immer an eine unheilbare Verfaſſung feſſelten, und ſie zu Unternehmungen und Empörungen dreiſt machten, die nicht anders als mit ihrem Untergange endigen konnten, — anſtatt dieſe unglücklichen Mittel der Volksgunſt zu gebrauchen, glaubte er, aus Mitleiden ſelbſt, nicht zuverſichtlich genug von der Unheilbarkeit und Hofnungsloſigkeit des politiſchen Körpers ſeines Vaterlandes reden zu können.

Ich glaube, dieß war gewiß nicht der Plan einer gemeinen Seele, die von den Umſtänden geleitet

leitet werden muß, ihre Grundſätze aus den Grundſätzen ihrer Zeitgenoſſen ſchöpft, kurz, deren Einſichten nicht über die Einſichten ihres Zeitalters hinausreichen.

Aber gewiß es war auch nicht der Plan des Ehrgeitzes. Ich geſtehe, es kann oft der Fall ſeyn, daß ein Mann, der Naturgaben und Ehrgeitz in ſeinem Innern fühlt, ein Mann, den man zu gewinnen der Mühe werth hält, — daß der ſich den Großen muß furchtbar machen, um von ihnen durch einen Antheil an ihrer Macht beſtochen zu werden. Aber wenn er damit anfängt, ihr Feind zu ſeyn: ſo muß er auch damit aufhören, daß er ſich gewinnen läßt. — Hier hingegen finde ich einen Weiſen, der in allem Ernſt der Schrecken der Gewaltigen iſt, und der es bleiben will, weil er in ihnen die Urheber und Erhalter des öffentlichen Elends und der allgemeinen Sittenverderbniß, die Feinde aller gründlichen Beſſerung und Wiederherſtellung der öffentlichen Glückſeligkeit findet.

37.

Amyntor an Philokles.

Dienſtags um 4 Uhr.

Fortſetzung.

Indem ich meinen vorigen Brief wieder überleſe, ſo werde ich gewahr, daß ich darin mit einer Wärme rede, als wenn ich Sie zu überzeugen hätte. Allein ich fühle, daß mir von meiner Krankheit noch eine Nervenſchwäche zurückbleibt, die meine Empfindlichkeit vermehrt, und auf die Rechnung dieſer kränklichen Empfindlichkeit muß ich wohl einen guten Theil meiner Begeiſterung ſchreiben. Ich werde mich indeß davor künftig in Acht zu nehmen ſuchen; ob es mir aber gelingen wird, das ſteht dahin.

Ich wiederhole es, dieſer Plan ſcheint mir noch dadurch bewundernswürdiger, daß ihn ein Mann in demjenigen Lebensalter unternahm, worin ſelbſt Ihr vortreflicher Rouſſeau ſeinen Nahmen der Welt noch nicht bekannt gemacht hatte.

Aber meine Bewunderung ſteigt, wenn ich über ſeine Ausführung nachdenke, ich mag dabey die Weisheit und Größe des Geiſtes, oder die Stärke der Seele in Betrachtung ziehen, womit er iſt ausgeführt worden. Unmöglich konnten Jeſu die Schwierigkeiten unbekannt ſeyn, die die Grundſätze und Geſinnungen der Großen und ihr gefährlicher Einfluß auf ein ſchwaches, blödſinniges und unbändiges Volk ihm würden entgegenſetzen; es konnte ihm nicht unbekannt ſeyn, was er von ihnen zu erwarten hätte, wie weit ſie die Grauſamkeit in der Behauptung ihrer Macht treiben, und was ihm alſo ein ſtandhaftes Beharren in ſeinem Unternehmen koſten würde. Es war ihm auch wirklich ſo wenig unbekannt, daß er das ſchaudervolle Ende deſſelben nicht allein genau vorherſah und ihm unerſchrocken entgegen ging, ſondern auch gerade den glorreichſten Theil ſeiner edelmüthigen Bemühungen von ſeinem eigenen Untergange, von der Aufopferung ſeines Lebens, erwartete.

Ich weiß wohl, daß man nach der Weisheit der Welt dieſen Edelmuth in die Klaſſe der erhabenen Thorheiten der armen Schwärmer ſetzen muß, die das Opfer ihrer warmen Phantaſie ſind. Ich habe es Ihren Belehrungen zu verdanken, Philokles! daß ich eine Größe des Menſchen kenne, die von ſeinen Verdienſten um das gemeine Wohl abhängt, eine Größe, die deſto mehr Verehrung verdient, je gröſſer ihre Aufopferungen ſind — aber eine Größe, die alles aufopfert! ich geſtehe, daß ich die kaum mit meinen Gedanken erreichen kann, und doch kann ich mich nicht entbrechen, ſie zu bewundern. Ich ſehe auch wohl, daß dieſe übermenſchliche Höhe der Tugend eine Kraft der Seele erfordere, die ſich ohne das Glühen des Tugendeifers, ohne einen hohen Grad von Innbrunſt der Menſchenliebe nicht denken läßt. Will man dieſes Entbrennen der Seele bey dem Anblick der höchſten Würde der vernünftigen Natur — will man das Schwärmerey nennen; welcher Kenner des Werths vernünftiger Weſen wird alsdann nicht über die kleine Weisheit die Achſeln zucken müſſen, die dieſe edle und zu dem ſchwerſten Theile der Tugend nothwendige Schwärmerey, Thorheit nennt?

Ich glaube, man dürfe zu der Betrachtung des Lebens und des Todes Jeſu nur die Empfindung der billigen Achtung für die Heldentugend eines Sokrates und Phocions mitbringen, um ſein Betragen von dem Betragen des ungeſtümen, blinden Schwärmers zu unterſcheiden, und darin nichts als die Energie der Seele zu bewundern, die den reinſten und erleuchteſten Tugendeifer zum Ausdauren in ſeinem Unternehmen befeuert.

Man wird ſchwerlich einen Schwärmer aufſtellen können, in deſſen Leben man nicht, ſelbſt aus der Erzählung ſeiner partheyiſchen Verehrer, ſollte Spuren nachweiſen könne, die merkliche Flecken in ſeinem Charakter verrathen. Wo iſt der, ich will nicht ſagen, blinde, blödſinnige unter den Schwärmern, den nur der einfältigſte Pöbel verehrt, — wo iſt der feinſte unter ihnen, den man nie eines Mangels an Verſtande, an Beurtheilungskraft, an Klugheit, den man keiner Liſt, keiner Abweichung von den ſtrengen Regeln des Rechts, keines Vorurtheils, keiner Leidenſchaft, keiner Partheylichkeit, keines Stolzes, keiner Uebereilung zeihen könnte, bey deſſen öffentlichem und beſonderm Betragen beſtändig und ohne Ausnahme der helleſte und richtigſte Verſtand mit der thätigſten Wärme des Herzens ſo vereinigt geweſen wäre, daß er alle Kräfte ſeiner ganzen Seele ſtets in dem genaueſten Gleichgewicht gehalten hätte. Das glaube ich hingegen in dem Betragen Jeſu ſein ganzes Leben hindurch, ſelbſt in den ſchaudervollſten Augenblicken, bemerkt zu haben. In allen, auch den dornigſten Lagen, worin die Verſchlagenheit der weltklügſten, ſchlaueſten Feinde den geraden ehrlichen Mann verwickeln kann, finde ich ihn immer von gleicher Gegenwart des Geiſtes, gleicher Heiterkeit des Gemüths, ohne Entrüſtung, ohne Zorn, ſo wie ohne

Schwachheit und Verlegenheit. So erhaben, ſo voll Salbung die überirrdiſchen Lehren ſeiner Bergpredigt ſind, ſo herablaſſend, ſo menſchlich ſind ſeine Maximen in Anſehung der Annehmlichkeiten des freundſchaftlichen Umgangs. Seine Lehren ſind nur ſo weit ſtreng und paradox, als alle hohen Geſinnungen und genauen Geſetze der Tugend der allgemeinen Weichlichkeit beſchwerlich, und den bequemen Grundſätzen eines üppigen Zeitalters entgegen ſeyn müſſen. Gleich entfernt von der unſittlichen Gleichgültigkeit und Allgefälligkeit des geſchmeidigen Weltlings, und der beleidigenden Paradoxie des ſtolzen Stoikers, finde ich ihn immer unveränderlich in der Behauptung der Rechte der Wahrheit und Tugend; aber immer bereit ſeine Empfehlungen derſelben dem Bedürfniß, der Faſſungskraft, ja ſelbſt den Vorurtheilen der Schwächern von allen Arten anzupaſſen.

Mit aller dieſer Gefälligkeit konnte er ſich indeß für die Strenge ſeiner Sittenlehre bey den Groſſen keine Verzeihung verſchaffen. Seine Lehren, ſo wie ſein Leben, waren die thätigſte Beſtrafung der Heucheley, des Betruges und des Aberglaubens derer, die, als Nachfolger Moſes und Bewahrer der Geſetze, dem Volke mit ihrem Leben vorleuchten ſollten. Dergleichen Beſchämungen erträgt man nicht, zumahl von einem Menſchen, welcher in den Augen des eiteln Stolzes, der keine Würde, als die Würde des Reichthums, der Geburt und des Ranges kennt, das unverzeihliche Verbrechen begeht, ſeine Obern an Verdienſt zu übertreffen, und durch ſeine hartnäckige Tugend ihnen gar keine Hoffnung läßt, ihn dereinſt auf ihre Seite ziehen und zum Werkzeuge ihrer Abſichten machen zu können.

Bey dieſen Umſtänden darf man ſich nicht wundern, wenn die Handhaber der Macht, und ihre feilen Werkzeuge, die Gelehrten in den Geſetzen, die Verachtung zu rächen ſuchten, womit Jeſus, bey aller ſeiner Duldung und Sanftmuth, gegen die Schwachheiten, Verirrungen, ja gegen die Leidenſchaften der Verführten, ihnen, den Verführern begegnete. Sie fingen mit den gewöhnlichen leichtern Waffen des beleidigten Stolzes, mit einem angenommenen nachläſſigen Herabſehen auf die Unbeträchtlichkeit ihres Gegners an. „Was „kann aus Nazareth Gutes kommen? Iſt dieſer „nicht des Zimmermanns Sohn?“ Ein Menſch von ſolchem Herkommen, aus einer kleinen Provinzialſtadt will die Häupter der Hauptſtadt des Reiches belehren! — Von dieſen gingen ſie zu den unſichtbaren Wegen der Ränke über. Aber auch da ſchlugen ihnen ihre Anſchläge fehl. Und dennoch wie künſtlich waren dieſe Ränke, und wie oft wurden ſie verſucht! Wer hätte nicht beſorgen ſollen, daß die ungeübte, verdachtloſe Unſchuld wenigſtens Ein Mahl ihnen unterliegen werde; da ſelbſt die Erfahrenſten und in den Künſten der Weltklugheit geübteſten nicht allen Fallſtricken entgehen. Und das iſt auch nicht zu verwundern. Es müſſen ſich viel ſeltene Eigenſchaften zuſammenfinden, wenn der Gerechte aus dieſem ungleichen Kampfe glorreich herausgehen ſoll. Jede derſelben iſt ſelten, und ihre Vereinigung beynahe einzig, und gleichwohl wenn Eine fehlt: ſo ſind die übrigen unnütz. Das Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit gibt dem Gerechten nicht allemahl die Furchtloſigkeit und Unerſchrockenheit, ohne die er von den glänzendſten Verſtandesgaben keinen Gebrauch machen kann, der gröſste Scharfſinn und die gründlichſte Urtheilskraft hat nicht allezeit die Unbefangenheit und Schnelligkeit, ohne die ſie erſt dann ſich beſinnt, wenn der glückliche Augenblick vorüber iſt, und das gerechteſte Vertrauen auf ſeine Kräfte verleitet oft zu einer Sicherheit, die, indem ſie die kleinen Gefahren verachtet, in einen Hinterhalt fällt, gegen den ſie nicht auf ſeiner Hut iſt. In welchem hohen Grade muſste Jeſus alle dieſe ſo ſelten vereinigten Gemüthsgaben beſitzen, da ſeine

Unerſchrockenheit und Gegenwart des Geiſtes ihn nie verließ, da ſein Scharfſinn ihm ſo oft die unſichtbarſten Fallſtricke entdecken und vermeiden half, da ſein Selbſtvertrauen nie ſeine Vorſicht einſchläferte. Dieſe Siege waren ſo häufig und gewöhnlich, daß ſie unmöglich das Werk eines glücklichen Ungefährs ſeyn konnten, oder eines Einfalls, womit das Glück auch bisweilen dem Manne von geringern Gaben dient.

Da alſo dieſe Verſuche, ihn durch heimliche Fallſtricke ſeinen Untergang zu bereiten, alle fruchtlos abliefen: ſo ſahen die Feinde Jeſu ſich endlich genöthigt mit offner Gewalt gegen ihn zu verfahren. Dieſe Veränderung des Angriffs ſcheint auf den erſten Anblick dem Verfolgten vortheilhaft. Man hält mit Recht eine jede Art von heimlicher Bosheit für gefährlicher. Es iſt eine alte aber gegründete Bemerkung, daß ein Mann, der öffentlich an ſeiner Ehre und ſeinem Leben angegriffen wird, um deswillen beſſer daran iſt, weil er die Mittel ſeiner Vertheidigung in den Händen hat, oder ſich auf den rechtlichen Beyſtand der Geſetze verlaſſen kann, indeß die unſichtbaren Pfeile ihn deſto ſicherer treffen, je mehr Scharfſichtigkeit dazu gehört, ſie zu entdecken, und Geſchicklichkeit, um ihnen auszuweichen. Allein in dieſen unglücklichen

Zeiten des zerrütteten Staats der Juden war die Geſetzloſigkeit ſo groß, die Verachtung des Rechts und der Mißbrauch der Gewalt ſo allgemein, das bethörte Volk ſo leicht zu erregen, daß ihn nichts gegen den entſchloſſenen Frevel ſeiner mächtigen Feinde retten konnte.

38.

Amyntor an Philokles.

Mittwochs um 10 Uhr Vormittags.

Fortſetzung.

Hier eröfnet ſich alſo ein Feld, wo man nicht weiß, was man am meiſten bewundern ſoll. Man ſollte glauben, daß dieſer Theil der Geſchichte Jeſu, da er ſo oft der Gegenſtand der frommen Betrachtung der Chriſten geweſen iſt, keinen neuen Stoff, es ſey der Bewunderung oder der Rührung, mehr darbieten könne. Der Unſchuldige, wenn er leidet, iſt natürlicher Weiſe dem allgemeinen menſchlichen Gefühle ein ſo rührender Gegenſtand, die

Geduld, womit er alle unverdiente Schmach erträgt, erhöhet das Mitleid in jedem Herzen ſo ſehr, daß die gerührte Aufmerkſamkeit jedes Leſers von jedem Alter, des Kindes wie des Erwachſenen, des Erfahrnen wie des Unerfahrnen leicht auf dieſe Seite des Gegenſtandes gezogen wird. Mich hat von meiner Kindheit an, am meiſten dieſe Geduld Jeſu in ſeinen Verfolgungen gerührt, und der ſtärkſte Zug, womit die beredteſte Schilderung eines Weltweiſen den Charakter des Leidenden verherrlicht hat, iſt ein Zug in der Beſchreibung ſeiner Leiden und in dem Gemählde ſeiner Geduld. „Sokrates Tod, ſagt Rouſſeau, der mit ſeinen Freunden philoſophiert, iſt der ſanfteſte, den man verlangen kann; der Tod Jeſu, der unter Martern ſtirbt, von einem ganzen Volke beſchimpft, verſpottet, verflucht, der ſchrecklichſte, den man fürchten kann. Sokrates nimmt den Giftbecher und ſegnet den, der ihm mit Thränen ihn darreicht; Jeſus mitten unter der ſchmählichſten Todesart bittet für ſeine wütenden Henker."

Allein wenn wir in die ſchaudervolle Geſchichte ſeiner Verurtheilung und ſeines Todes tiefer eindringen, und bey den kleinern Umſtänden derſelben verweilen, bey den Umſtänden, deren Betrachtung ſo leicht in das große Gefühl des Mitleids verſchlungen wird, und die man erſt dann wahrnimmt, wenn die Seele durch öfteres Leſen von der Rührung des Ganzen geſättigt iſt, und mit ihrer Andacht bey den kleinern Theilen kann ſtehen bleiben: wie viel entwickeln ſich da noch der Züge von Größe des Geiſtes, von Stärke der Seele, von Selbſtbeherrſchung, Beſonnenheit, Menſchenliebe und Frömmigkeit!

So wenig jemand auch für den heiligen Dulder partheyiſch iſt: ſo muß ihn doch die Bemerkung in Erſtaunen ſetzen, daß ihm während des ganzen ungerechten Verfahrens ſeiner Verurtheilung kein einziger Fehltritt entfahren iſt, der nur einigermaaßen den geringſten Theil von der Härte und Wuth hätte rechtfertigen können, womit man ihn behandelte; keine Erwiederung des Unrechts, das er erlitt, keine ungelinde Verantwortung, kein Zeichen des Zorns, der Erbitterung, ſelbſt nicht des gerechteſten Unwillens. Jede Rechtfertigung, ſo hochſinnig, ſtark und unbeantwortlich ſie iſt, trägt die Spuren der Sanftmuth, der Gelaſſenheit und der Weisheit.

Dieſes Betragen übertrifft ſo ſehr alles, was man von Menſchen erwarten kann, daß ſie ſelbſt die unverſchonendſte Gerechtigkeit von ihnen nicht fordert. Es iſt ein allgemeines Geſetz aller nicht unmenſchlicher Richterſtühle, daß der Schmerz ſelbſt des Schuldigen, wenn er leidet, einige Nachſicht verdiene; weil man mit Recht glaubt, daß es die Kräfte der Natur überſteige, in den Augenblicken des Schmerzens und der Todesangſt, die Gegenwart des Geiſtes und die Freyheit des Gemüths zu beſitzen, womit ſie jedes Wort, jede Handlung auf der Wage der Klugheit und der Pflicht abwägen könne. In allen Staaten, die auf den Ruhm der Menſchlichkeit einigen Anſpruch machen, hat man es daher für eine gerechte Anordnung gehalten, jedem Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit einen geſchickten und rechtsverſtändigen Mann zu vergönnen, der ſeine Vertheidigung führe. So ſehr iſt der Menſch geneigt, auf den verlaßnen ſchreckenvollen Zuſtand eines Unglücklichen Rückſicht zu nehmen, deſſen Seelenkräfte von Schmerz und Todesfurcht gebunden ſind *).

Der ſtärkſte Ausdruck des Schmerzes, womit Jeſus ſeine barbariſchen Richter beſchämte, waren —— nicht Vorwürfe, nicht Beſchuldigungen, — war

---

*) Horaz Walpole erzählt in ſeinem Catalogue of Royal Authors: als im engliſchen Unterhauſe über den Vorſchlag [illegible] gerathſchlagt werden, den auf den Tod Angeklagten einen Vertheidiger zur Seite zu geben: ſo ſey der berühmte Graf Shafteſbury in der Rede, die er

war das erhabene Stillſchweigen, das jedem, der es verſteht, die Seele durchdringen muß. Alle erhabenen Stellen, worin die Dichtkunſt durch Schweigen die größte Wirkung hervorzubringen ſich beſtrebt hat, vermögen nicht die Vergleichung mit dieſem Stillſchweigen zu beſtehen; nicht das Schweigen des wilden Zorns des Ajax, nicht das Schweigen des beleidigten Stolzes, womit Dido beym Anblick des Aeneas in die Schatten der elyſiſchen Wälder zurückflieht, ſelbſt nicht das rührende Schweigen der Ohnmacht und des gebrochnen Herzens der gebeugten Klariſſa. Bewußtſeyn der Unſchuld, Gefühl ſeiner Seelengröße, Gewißheit von der Vergeblichkeit aller Verſuche der verblendeten, blödſinnigen Wuth die Augen zu öfnen, Ueberzeugung des Gerechten, daß dieſe ohnmächtige Wuth ihn zwar tödten, aber ihm nicht ſchaden könne, Ergebung in dem Willen einer höhern Regierung, Mäſſigung, Weisheit — von allem dieſen, verbunden mit der Kraftloſigkeit des Schmerzes und der Erniedrigung, iſt dieſes erhabene Schweigen der ſichtbare Ausdruck.

39.

er dafür gehalten, ſtecken geblieben. Dieſen Zufall, ſezt Walpole hinzu, nuzte der Graf ſo gut, daß er die vortreflichſte Wirkung that. Nachdem er ſich einigermaaßen wieder erholt hatte, fuhr er fort: Sie ſehen, Mylords! wie leicht es ſeyn müſſe, daß ein Menſch, der

39.

Amyntor an Philokles.

Donnerſtags um 10 Uhr Vormittags

Beſchluß.

Die Tapferkeit, womit Jeſus bey dieſen ſo vielfachen Leiden aufrecht blieb, mag eine Kraft geweſen ſeyn, welche man will, ſo bleibt ſie uns immer bewundernswürdig. Aber ſie wird es weit mehr, wenn man augenſcheinlich ſieht, daß ſie eine ungewöhnliche Quelle hatte. Aus ſeinem ganzen Charakter leuchtet es hervor, daß es nicht die ſtarre Gefühlloſigkeit des wilden ungebildeten Menſchen, nicht die ſtoiſche Apathie des Temperaments war. Sein aufgeklärter, gebildeter Geiſt gab ſeiner Seele alle die tiefe, ausgebreitete und zarte Empfindlichkeit, die ſo oft das Unglück der beſten Menſchen macht, und deren Beherrſchung ihnen ſo viel koſtet.

Der

---

nie öffentlich geredet hat, und nun zum erſten Mahle vor ſeinen Richtern für ſein Leben reden ſoll, die Gedanken verliehre, da mir, ohne daß ich mich in dieſer ſchrecklichen Lage befände, der Anblick ihrer erlauchten Verſammlung die Zunge feſſelt.

Der ſchwere Kampf, wodurch er ſich zu der großen und langen Scene ſeines letzten Leidens zubereitete, zeigt, daß er das ganze Gewicht ſeiner Leiden ahndete. Bey dieſer Zubereitung auf ſchwere Prüfungen iſt die Erwägung ſeiner Kräfte und die Furcht vor ſeiner eigenen Schwachheit nicht der kleinſte Theil des Kampfs der Tugend, eine Beſorgniß, die des Gerechten Bruſt ſo heftig quälte, daß ſie nur der höhern himmliſchen Stärkung wich.

Es iſt natürlich, daß daſſelbe zarte Gefühl für andere uns auch gegen unſere eigenen Uebel empfindlicher macht; ſo wie der feine und lebhafte moraliſche Sinn die Empfindung und Beſorgniſſe des Gewiſſens von jedem kleinſten Fehltritte ſchärft, und die körperlichen Schmerzen, die die Unterdrücker dem Gerechten zufügen, noch mit den nagendern Schmerzen des gefühlten Unrechts, der verkannten erſt ſpät zu verherrlichenden Unſchuld und des Sieges des hochdaherfahrenden Frevels vermehrt. Wenn dieſe unſichtbaren Leiden die größten Leiden der Tugend ſind, wenn ſie von der rührenden, empfindlichen Tugend am meiſten gefühlt werden, wie überſchwenglich groß mußten die Leiden Jeſu ſeyn! In den Jahren des Lebens, worin die Empfindlichkeit am lebhafteſten zu ſeyn pflegt, mit einem Herzen, das den Eindrücken des Schmerzes und der Freude ſo offen war, wie tief mußten ihn die Scenen des Jammers rühren. Wir ſehen ihn in dem Laufe ſeines Lebens an den Freuden eines hochzeitlichen Mahles mit Heiterkeit Theil nehmen, wir ſehen ihn bey dem Anblick einer dem Untergang geweyheten Stadt, bey dem Grabe eines verſtorbenen Freundes und dem Trauren ſeiner hinterbliebenen Verwandten, Thränen der Wehmuth vergießen, wir ſehen ihn noch in den ſchrecklichen Augenblicken, wo es ſo verzeihlich iſt, wenn das gefolterte Herz ſich auf ſich ſelbſt zurückzieht, und aller fremden Noth vergißt, noch für die Schwachheit und das Schickſal ſeiner Freunde bekümmert, für ſeine Verwandten beſorgt, ſelbſt noch gegen die Schwachheit der Bethörten unter ſeinen Verfolgern mitleidig, für die Verfolgungen und Schmach, worunter er leidet, ihnen Vergebung erflehend. Wenn, zur Ehre der menſchlichen Natur, das Herz geneigt iſt, die Fehltritte der gekränkten Empfindlichkeit mit Nachſicht zu beurtheilen, wie überirrdiſch groß muß uns die Seele Jeſu erſcheinen, der nichts von dieſer Nachſicht bedarf, deſſen Tugend alles übertrifft, was der ſtrengſte Richter ſich von der größten moraliſchen Vollkommenheit zu erwarten, oder auch nur zu erſinnen getraut.

Meine Gedanken können hier dem hohen Bilde von Vortreflichkeit nicht weiter nachſpühren, ſie verliehren ſich in das Gefühl der tiefſten Verehrung. Wenn mich je für die Lehren dieſes Weiſeſten und Gerechteſten etwas einnehmen kann: ſo iſt es ein ſolches Leben. Für die Wahrheit der Erzählung dieſer Thaten bürgt mir mein innigſtes Gefühl. So viel ich auch von der Ausſchmückung der Geſchichte der Liebe und Bewunderung, die ſie aufgezeichnet hat, vergönnen will: ſo kann ich doch keinen einzigen Zug in ſeinem moraliſchen Charakter aufgeben. Ich ſehe deutlich, daß ihr Gemählde keine Geburt ihrer Einbildungskraft, daß es die genaue Abzeichnung eines Urbildes iſt, deſſen ganze Größe und Hoheit ſie ſelbſt nicht zu ahnden ſcheinen. Alle Züge des ganzen Bildes ſind ſo zuſammenpaſſend, und jeder, auch der größte, ſo ſorglos, ohne Vorbereitung und Anmaaſſung hingeſtellt, ohne Ausruf der Bewunderung, ohne Aufforderung der Aufmerkſamkeit, mit ſo viel hoher Einfalt des Herzens, als habe der Schriftſteller nichts außerordentliches ſagen wollen, als habe er ſelbſt nicht das außerordentliche gefühlt, was bey jedem Zuge aus ſeiner Feder fließt. Aus der ganzen Erzählung ſcheinet hervor, daß der Geſchichtſchreiber ſein hohes Ideal von Tugend erſt in dem Leben ſeines Helden gefunden habe, es alſo als ſeine Erdichtung anſehen, hieße das größte aller Wunder annehmen. „Nie, muß ich mit einem weiſen Bewunderer dieſer Geſchichte ſagen, nie hätten jüdiſche Schriftſteller aus dieſen Zeiten weder dieſen Ton noch dieſe Sittenlehre finden können, und das Evangelium hat ſo große, ſo auffallende, ſo vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß ſein Erfinder viel größer ſeyn würde, als ſein Held.“

Das ſind die Empfindungen, die ich in Ihrem Schooße niederlege, und ich danke Ihnen nochmahls, daß Sie ſie in meinem Herzen geweckt haben. Belehren Sie mich ferner durch Ihren Briefwechſel; oder, noch beſſer, kommen Sie ſelbſt, ich glaube mich ſtark genug zu fühlen, den Beſuch eines ſo innigen Freundes auszuhalten.

40.

Metra an Philarete.

Ich kann es nicht abwarten, bis Sie ſelber kommen, theureſte Philarete! um Ihnen Philokles und Amyntors Unterredung mitzutheilen. Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie ſelbſt hier geweſen wären! — Doch ich will Ihre Entſchuldigung gelten laſſen. Ich hoffe, daß Ihre kleine Unpäßlichkeit uns nicht lange Ihres Beſuches werde entbehren laſſen. Sollte ich etwas in dem Inhalte der Unterredung nicht recht gefaßt, oder etwas Weſentliches übergangen haben: ſo wird es Philokles berichtigen und ergänzen. Um ſo wenig als möglich zu fehlen, habe ich jeden Augenblick genutzt, alles, ſo friſch es mir im Gedächtniß war, niederzuſchreiben. Die Freude und Hoffnung, glaube ich, hat meine Kräfte geſtärkt. Ich denke, Amyntor wird nun bald ſo ſeyn, wie Sie ihn wünſchen.

Ich hatte bemerkt, daß Amyntor, ſeitdem ſeine Kräfte zunahmen, ſich mit einer Aemſigkeit mit Schreiben und Leſen beſchäftigte, die mich beſorgt machte. Doch hielt ich nicht für rathſam, ihn mit Fragen zu unterbrechen. Philokles Ankunft löſte das Räthſel. Nachdem die Freundſchaft von beyden Seiten ihre Freude, ihren Dank und ihre Glückwünſche, die Sie ſich denken können, erſchöpft hatte, fing Amyntor mit Lebhaftigkeit an:

Wohl mir, Philokles! daß ich Sie nun wieder ſehe. Die Sehnſucht nach dem Antlitz des Freundes iſt es, was dem armen Kranken in den Zwiſchenſtunden, worin ihm der Schmerz etwas zu wünſchen erlaubt, ſein Lager ſo peinlich macht. Jetzt hab ich Sie wieder, Philokles! und nun iſt es mein Gelübde, die Erlaubniß, Ihrer Geſellſchaft zu genieſſen, noch beſſer zu nutzen.

Auch ich habe mich nach Ihnen geſehnt, Amyntor! erwiederte Philokles, und auf Ihr erſtes Wort eile ich in Ihre Arme. Ja, was noch mehr iſt, ſo lange Sie noch im Geneſen ſind, werden Sie mich öfter um ſich ſehen. Denn nun, da, wie ich ſehe, ihr bisheriger Arzt ſein Werk, Gott Lob! ſo glücklich vollendet hat, muß ich an ſeine Stelle treten. Sie ſcheinen mir nicht genug gegen das Uebermaaß der Empfindlichkeit auf ihrer Hut, welches in dem Zuſtande der Kraftloſigkeit, nach einer groſſen Krankheit zurückbleibt, und welches, wenn ſie ihm nachhängen, Ihre völlige Wiederherſtellung verzögern könnte. Ich habe das in allen Ihren letztern Briefen zu bemerken geglaubt, und ich freue mich, Ihnen die Antwort ſelbſt bringen zu können. In unſerm Geſpräche werden Sie nicht ſo, als an Ihrem einſamen Schreibtiſche von einerley Schwunge fortgeriſſen werden, oder, ſollten Sie ſich zu weit verſteigen, ſo bin ich da, um Sie zu warnen. Ihre drey letzten Briefe, die mir zwar nicht zu lang ſind, haben gewiß Ihre gänzliche Erhohlung um einige Tage zurückgeſetzt, ſo ſehr ſchienen ſie mir voll Wärme zu ſeyn.

Wie ſo? war Amynters Antwort, verdiente der Gegenſtand dieſe Wärme nicht?

Allerdings! erwiederte Philokles, aber ſie hätten nicht ſollen die Briefe eines Geneſenden ſeyn; und, da jeder Gegenſtand uns Stoff zum Empfinden und Betrachten geben kann, ſo wünſchte ich, Ihr Verſtand hätte dießmahl allein geredet. —

O! finden Sie dann, daß mein Verſtand ganz geſchwiegen habe? unterbrach ihn Amynter. Es iſt wahr, ich habe zum Beyſpiel die Betrachtung unterdrückt, die mir ſo oft in die Feder wollte, — daß man ſich nicht wundern dürfe, wenn nur dem Verehrer eines höchſten Weſens, die hohe Tugend, die ſich ganz aufopfert, nicht unbegreiflich ſcheint. Und Sie ſind zu gut mit der Welt bekannt, als daß Sie nicht wiſſen ſollten, wie ſelten dieſer Glaube unter denen iſt, die zu denken ſcheinen wollen, und um es zu ſcheinen, ihr Glaubensbekenntniß von dem Glaubensbekenntniſſe derer zu unterſcheiden ſuchen, mit denen ſie gern nichts gemein hätten, vielleicht auch nicht einmal die Regeln der Redekunſt, wenn Sie es ändern könnten.

Ganz Recht, fiel ihm Philokles ein, — doch was geht das uns an. Sollten Sie zu dieſem Unglücklichen gehört haben, ſo, hoffe ich, gehören Sie nicht mehr dazu.

Hier nahm Amynter eine feyerliche Stellung, die etwas ankündigte, von welchem er ſehr bekümmert ſchien. — Philokles! fing er an, ich will Ihnen nichts verhehlen, ehe Sie mich aber richten, hören Sie mich ganz. —

Ich habe die ſorgfältigſte Erziehung erhalten, die die zärtlichſte Liebe in den Umſtänden meiner Eltern nur gewähren konnte, und da Sie meine beſte Mutter kennen: ſo werden Sie leicht glauben, daß dabey der Unterricht in der Religion nicht iſt verſäumt worden. Wenn dieſer Unterricht auch wirklich ſo lauter und gründlich geweſen wäre, als er hätte ſeyn ſollen: ſo konnte mich doch kein Lehrer ſchon zum voraus gegen die ſpitzfindigen Einwürfe verwahren, die bey meinem Eintritte in die große Welt meiner erwarteten; ich würde weder die Einwürfe noch ihre Beantwortung gefaßt haben. Der Unterricht alſo, der für den demüthigen Bauerknaben, bey dem in der Einfalt des Lebens, in den Arbeiten ſeines Standes und in ſeiner häuslichen Geſellſchaft dieſe Lehren ungeſtört zu Empfindungen reifen können, vollkommen hinreichend iſt, dieſer Unterricht hätte bey einem Menſchen von meiner Beſtimmung noch immer ſollen fortgeſetzt, wenigſtens an meine wachſenden Kenntniſſe angeknüpft werden. Nun wiſſen Sie, ob das geſchieht. Der Fürſt von * wollte mich frühzeitig um ſeiner Perſon haben, — es ſey, daß er wegen meiner Figur an mir Geſchmack fand, oder weil er glaubte, meiner Mutter ein Kompliment ſchuldig zu ſeyn — Kurz, er fing an mein Glück an ſeinem Hofe zu machen, und mich in die große Welt zu ziehen, ehe meine Grundſätze und Charakter feſt waren.

Von nun an galt es weiter nichts, als, was man nennt, liebenswürdig, das iſt, ſo werden, wie andere waren, die die meiſte Aufmerkſamkeit und Vorzüge genoſſen. Hier kam es alſo darauf an, den rechten Ton zu faſſen, und die Sitten anzunehzunehmen, die den allgemeinſten Beyfall fanden. Um meine Bildung, wie man ſagte, zu vollenden, trat ich die große Reiſe an, und nachdem ich die deutſchen Höfe geſehen hatte, traf ich endlich in Paris ein. Ich ſehe jetzt wohl ein, daß, wenn man bloß an den Höfen reiſen will, man ſehr viel Mühe ſparen könne. Denn man kann alsdann Europa von Petersburg bis nach Madrid durchſtreichen, ohne mehr als eine Nation, mehr als einerley Sitten geſehen zu haben.

Ich kam alſo in Paris an, und glauben Sie nicht, daß ich bloß die Modehändler und Galanteriekrämer ſehen wollte; ich hatte mir auch vorgenommen, die erlauchten Gelehrten kennen zu lernen, die ich ſchon in der Ferne bewundert hatte. Ich war ſo glücklich, ſie alle bey Madame Geoffrin kennen zu lernen, die, wie man es nannte, ein bureau d'esprit hielt, ſelbſt mit gekrönten Häuptern in Briefwechſel ſtand, von den gelehrten Gliedern ihrer Geſellſchaft vergöttert, und von denen, die davon ausgeſchloſſen waren, verlacht wurde. Dieſe Kotterie beſtand aus den Mathematikern Antenor und Laches, dem Schauſpieldichter Dikanor, dem Sophiſten Hippias, dem Dichter Medon, und dem Stoiker Tryphon, der zugleich Augur war.

So wenig auch meine Religion von ihrer jugendlichen Wärme übrig behalten hatte: ſo beſinne ich mich doch, daß ich Anfangs ziemlich betroffen muß ausgeſehen haben, als ich die Entdeckung machte, daß es in dieſer gelehrten Geſellſchaft entſchieden ſey, kein Mann von großem Verſtande könne einen Gott glauben. Die ungewöhnliche Unerſchrockenheit, womit dieſe Lehre als ausgemacht angenommen, und die Hitze, womit ſie von einigen unter ihnen gepredigt wurde, verurſachte mir Anfangs eine Beſtürzung, mit der ich ihnen ſehr einfältig muß vorgekommen ſeyn. Bis dahin war ich gewohnt geweſen, von der Religion weiter gar nicht, wenigſtens nicht ernſthaft reden zu hören. Hier hörte ich zum erſten Mahle von dem Atheismus, als von einer bey allen Leuten von Stande ausgemachten Sache reden. Der einzige Tryphon wagte es von Zeit zu Zeit, mit einiger Furchtſamkeit, einen entfernten Wink von einem höchſten Weſen hinzuwerfen; allein da er der einzige von ſeiner Meynung war, und es alle übrigen nicht der Mühe werth hielten, eine längſt abgeurtheilte Sache von neuem vorzunehmen: ſo pflegte er ſich bald mit Beſchämung zurückzuziehen, und durch einen demüthigen Blick für ſeine Schwachheit Verzeihung zu erflehen.

Wird es Sie befremden, Philokles! wenn ich Ihnen ſage, daß in dieſer Geſellſchaft mein wankender Glaube den letzten Streich bekam? Ich erhielt nun ein Syſtem des Unglaubens, und lernte zu deſſen Vertheidigung Waffen handhaben, die mir unwiderſtehlich ſchienen. Allein am meiſten überwältigte mich das Anſehen der Mathematiker, und ich geſtehe Ihnen, Philokles! daß ich noch unter der Gewalt dieſes Anſehens ſtehe. Denken Sie ſelber, was man von der Unfehlbarkeit der mathematiſchen Wahrheiten, was man von dem ſichern Denken ſagt, wenn die Uebung in dieſer Wiſſenſchaft den Geiſt gewöhnt! Ja bedenken Sie, daß die Ausmeſſung der Theile der Welt, die Berechnung ihrer Geſetze, und die Wahrnehmung ihrer Ordnung das Geſchäft der mathematiſchen Wiſſenſchaften iſt! Wenn ſo der Mathematiker mit dem Werke am beſten bekannt iſt: ſoll er nicht auch am beſten über ſeinen Urheber urtheilen können? Wenn er nun ſagt, daß es keinen bedarf: verdient er nicht Glauben?

Sie hatten das bey mir nicht nöthig, Anmutor! erwiederte hierauf Philokles, ſich gleichſam durch eine Vertheidigungsrede zu verwahren, ich kenne den Gang der Bildung des Verſtandes in Ihrem Stande nur zu gut, und habe ihn zum Theil an mir ſelbſt beobachten können. — Allein es gewinnt das Anſehen, als wenn wir uns an der Schwelle einer etwas langen Unterſuchung befinden, und ich weiß nicht, ob Sie dazu werden aufgelegt ſeyn, oder Kräfte genug haben. Ich bin gern bereit, ſo weit mit Ihnen zu gehen, als Sie es verlangen werden.

Wenn Sie nichts dawider haben, **Philokles**! antwortete **Amyntor**: ſo ſeyn Sie meinetwegen unbeſorgt. Die Ruhe, die mein Gemüth dadurch gewinnen wird, daß ich meine Zweifel auf die eine oder die andere Art los werde, wird mir nützlicher ſeyn, als mir die Anſtrengung ſchaden kann. Allenfalls können wir abbrechen, wo es nöthig iſt.

Nun gut! — ſagte **Philokles** — So laſſen Sie uns gleich mit dem anfangen, was, wie es ſcheint, ihren Verſtand in der unrühmlichen Gefangenſchaft hält, welche Sie an einer männlichen Anſtrengung ſeiner Kräfte hindert, mit dem Anſehen **Ihrer Mathematiker**. Ich freue mich, — fuhr er lächelnd fort — daß ich endlich einmahl einen Mann finde, der das offenherzig bekennt, was bey ſo manchem der Fall ſeyn mag, ohne daß er es ſich zu geſtehen getraut, — daß er nähmlich von dem Vorurtheil des Anſehens unterjocht iſt. Da auch ich mich von der Gewalt dieſes Vorurtheils habe losarbeiten müſſen, unter der ich lange genug geſtanden habe: ſo will ich Ihnen darüber nur das ſagen, was ich mir ſelbſt geſagt habe.

Was man überall, wo man Meynungen ungeprüft und auf Glauben annimmt, wahrzunehmen pflegt, das wird man auch gar bald bey dieſem Falle bemerken. Es giebt ſchwerlich eine Wahrheit, für und wider die ſich nicht ungefähr gleich viel Stimmen anführen ließen. Ich könnte Ihnen alſo nur ſagen, wenn Sie doch auf Glauben berühmter Männer Parthey nehmen wollen: warum ſchlagen Sie ſich nicht auf die Seite eines **Kepler**, **Leibnitz**, **Newton**, und — wenn Sie noch nicht vergeſſen haben, daß es auch noch in Deutſchland große Mathematiker giebt, — eines **Käſtner**, **Karſten** u. ſ. w. denn er nannte ihm mehr dergleichen gelehrte Nahmen, die ich aber vergeſſen habe.

Sie haben Recht, **Philokles**! antwortete **Amyntor**, daran hätte ich denken ſollen, und dann würde ich nicht ſo übereilt entſchieden haben. Denn da ſich nun, weil ſich keine genaue Zählung anſtellen läßt, die Stimmen auf beyden Seiten unge-

ungefähr gleich annehmen laſſen: ſo hätte ich zweifelhaft bleiben —

Oder ſagen Sie lieber, fiel ihm Philokles ins Wort, ſie hätten dieſe ganze Beweisart verwerfen und ſich nach andern Entſcheidungsgründen umſehen ſollen. Aber, fuhr er fort, geſetzt, daß Sie ſich berechtigt hielten, zu der Meynung überzutreten, wo Sie die größten und meiſten berühmten Namen fänden: ſo würden Sie doch wenigſtens, wie man in Berathſchlagungen thut, die Stimmen nicht bloß haben zählen, Sie würden ſie auch haben wägen müſſen. Denn Eine Stimme des Kunſtverſtändigen verdient in Sachen ſeiner Kunſt mehr Achtung, als hundert Stimmen der Unwiſſenden.

Was das anlangt, Philokles! unterbrach Amyntor mit einiger Hitze: ſo hoff ich doch, daß Sie die Nahmen eines Antenors und Laches werden vollwichtig finden.

Vielleicht nicht; erwiederte Philokles! — es verſteht ſich in Sachen, die außer dem Bezirke ihrer Kunſt liegen. Werden Sie dem großen Rechner Hipparch die göttlichen Werke deß Phidias zutrauen, oder werden Sie nur ſeinen Geſchmack über das Praxiteles Aphrodite zu Rathe ziehen?

Wer

Mir ſcheint aber, verehrte Amyntor, daß die Kunſt der Mathematiker diejenige Kunſt iſt, die alle andere Künſte unter ſich begreift. Eben das, daß — wie ich bereits erwähnt habe, und was Sie nicht in Abrede ſeyn werden. — daß ſie dem Verſtande Gelegenheit giebt, ſich die richtigſten Regeln des Denkens, während ſeiner Verrichtungen, abzumerken, muß von der Richtigkeit des Urtheils eines Mathematikers ein ſehr günſtiges Vorurtheil geben. Denn dieſe Regeln des Denkens ſind allgemein und müſſen ſich auf alle Gegenſtände anwenden laſſen. Ihr Gebrauch muß alſo den Mathematiker in allen andern Künſten gerade eben ſo untrüglich machen, als er es in der Seinigen iſt.

Ich weiß nicht, ob ich das Kompliment im Nahmen der Meßkunſt annehmen darf, erwiederte Philokles. Denn ſo ſehr dieſe Königin der Wiſſenſchaften mit der Unleugbarkeit ihrer meiſten Wahrheiten prangt, ſo ſagen doch die wärmſten ihrer Verehrer, daß dieſe Unleugbarkeit ſich nur auf die meiſten ihrer Wahrheiten nicht auf alle erſtrecke; und daß man ſchon bey der Anwendung der allgemeinen Wahrheiten auf die wirkliche Materie und die wirkliche Bewegung vieles von ihrer Unleugbarkeit abrechnen müſſe. — Kurz, ich weiß nicht, ob ſie das Kompliment annehmen kann; das aber weiß ich, Amyntor! daß Sie zwey Dinge vorausſetzen, die ſich ſo ſchlechthin nicht vorausſetzen laſſen, wenn Sie annehmen, daß die Meßkunſt ihren Verehrer in andern Wiſſenſchaften eben ſo untrüglich mache, als er es in ihrem eigenthümlichen Bezirke iſt.

Erſtlich ſetzen Sie voraus, daß eine jede Wiſſenſchaft, die die beſte Methode zuläßt, auch nach dieſer beſten Methode erlernt werde. Zweytens, daß es bey der Richtigkeit im Denken nur auf die Form einer Schlußfolge, und nicht auch auf die Materie, oder die Richtigkeit und Reinigkeit der Begriffe ankomme. Ueberlegen Sie, wie man das ſo geradezu annehmen könne; die Erfahrung ſcheint mir dagegen. Da Sie mit franzöſiſchen Philoſophen umgegangen ſind, und den größten Theil Ihrer Philoſophie aus dem Munde oder aus den Schriften dieſer Philoſophen geſchöpft haben: ſo werden Sie auch bey ihnen den Namen ihres Descartes haben nennen hören, Sie werden aber auch erfahren haben, daß ſeine Philoſophie jetzt eben ſo ſehr in Verachtung ſey, als ſeine Geometrie noch immer in Ehren iſt. Warum iſt dieſer untrügliche Mathematiker nicht auch in ſeiner Philoſophie ſo untrüglich? Er muß wohl in ſeiner Geometrie nach den Regeln einer ſichern Methode, ohne es ſelbſt zu wiſſen, zu Werke gegangen ſeyn; — und dieſer Fall wäre ſo gar außerordentlich nicht — oder, wenn er ſich dieſe Regeln abgemerkt hat, ſo muß er ſie nicht zu der Bearbeitung ſeiner Philoſophie hinüber genommen haben, oder endlich er hat ſie nicht nach der Verſchiedenheit des Stoffes angewendet. Sie können einen von dieſen Fällen annehmen, denn ſie laſſen ſich alle drey denken; aber der erſte ſcheint mir aus der wenigen Bekanntſchaft, die ich mit den Schriften dieſes Philoſophen habe, der wahrſcheinlichſte. —

Und mir gerade der unwahrſcheinlichſte, — unterbrach ihn Amyntor. — Glauben Sie, Philokles! daß ein Mann, wie Descartes den Euklides geleſen habe? Wenn er den geleſen hat: ſo denke ich, können ihm, ſo viel ich mich noch von meinen Lernjahren erinnere, die Regeln der guten Methode nicht unbekannt geblieben ſeyn.

Warum das nicht? — erwiederte Philokles. — Haben Sie noch keinen Feldmeſſer geſehen, der ſeinen Euklides geleſen hat, ohne ſich einen Augenblick um die Kunſtgriffe der Methode zu bekümmern? Er hat die Sachen wiſſen wollen, die er zu ſeiner Kunſt gebraucht, und es dem Dialektiker überlaſſen, in die Verkettung der Schlußfolgen zu dringen, um ſich ſo die Regeln der dialektiſchen Kunſt abzumerken. Glauben Sie, daß viele mit dieſem Vorſatze ihren Euklides ſtudieren? Ich fürchte, daß es von Hunderten kaum Einer ſeyn werde; und wenn ſie nun dieſen Vorſatz nicht haben, denken Sie, daß ſich die Sache ſo leicht von ſelbſt finden werde?

Werden wir alſo nicht von der Untrüglichkeit des Mathematikers auſſer den Gränzen ſeiner Wiſſenſchaft viel abrechnen müſſen?

Dieſe Betrachtungen haben mir endlich die Seile des nähmlichen Vorurtheils zerreißen helfen, welche Sie noch immer gebunden halten. Vielleicht hat dazu auch die zufällige Bekanntſchaft eines unberühmten Weltweiſen das ihrige beygetragen, die ich in **Genf** machte. Der Nahme **Agenors** war bey ſeinen Lebzeiten nur wenigen bekannt; denn er hatte ſich nie durch Schriften zu verherrlichen geſucht, ſo ſehr ihm ſeine gründlichen Kenntniſſe berechtigt hätten, ſeine Zeitgenoſſen zu unterrichten. Die Wenigen, die ihn kannten, hatten ihn aufſuchen müſſen, aber ſie hatten die Mühe ihres Suchens immer gut belohnt gefunden. Viele der köſtlichſten Blumen, die die Welt in den

Schriften einiger der ruhmvollſten Weltweiſen bewundert hat, waren in ſeinem Garten gepflückt; denn er war eben ſo uneigennützig als weiſe, zufrieden, auch unerkannt, genutzt zu haben.

Ich hatte das Glück, dieſen ſtillen Weiſen zu finden, und hören Sie, was er mir von der Geſchichte ſeiner Gedanken erzählte:

Philokles! — ſagte er einſt, als ich des Abends noch ſpät an ſeinem einſamen Kamine neben ihm ſaß — ich habe lange gelebt, und alſo lange den Umwälzungen menſchlicher Meynungen um mich her zugeſehen. Da ich nie ſelbſt öffentlich an den gelehrten Angelegenheiten Theil genommen habe: ſo habe ich deſto ruhiger und unbefangener dieſem oft ändernden Schauſpiel zuſehen können. Das iſt aber nicht der einzige Vortheil geweſen, den mir meine glückliche Unberühmtheit verſchafft hat. Weil ich durch keine Schriften öffentlich vor dem ganzen Volke gedacht habe: ſo iſt auch nie meine Ehre zur Verfechtung meiner Meynungen verpfändet geweſen. Ich habe ſie immer in der Stille, ſo wie meine Einſichten zugenommen haben, ändern können, ohne daß meine Eigenliebe ſich dagegen geſetzt hätte.

So iſt es mir mit meinen Gedanken über die Wahrheit ergangen. Mein wiſſenſchaftlicher Unterricht hatte ſich mit der Mathematik angefangen. Ich blieb gleichfalls nicht lange gegen die Reitze dieſer Königin der Künſte unempfindlich. Die leichte Ueberzeugung, die ich aller Orten in ihrem Reiche fand, machte mich gegen ſie ſo partheyiſch, daß ich ihr bald allein huldigte. Ich hoffte, daß, wenn ich die Geſetze, nach denen ſie Licht und Ueberzeugung austheilt, auch in das Reich der philoſophiſchen Wiſſenſchaften mit hinüber brächte, mir da eben ſo leicht Licht und Ueberzeugung entgegen kommen werde. Ich betrog mich, und die Folge meiner getäuſchten Hoffnung war, daß ich an aller Ueberzeugung außer dem Gebiet der Geometrie verzweifelte.

Ich bemerkte, daß es Andern vor und neben mir nicht beſſer ergangen war; nur die Sorgen ihres Ruhms hatten ihnen weder Zeit noch Neigung gelaſſen, der Quelle dieſes Unfalls nachzuforſchen. Sie hatten eine Art von Ruhe in der Hülle eines dumpfen Zweifels geſucht. Das, was ſie hielt, hielt mich nicht. Ich forſchte und fand, daß ich mich ſelbſt betrogen hatte, indem ich geglaubt, daß ich die leichte und ſtarke Ueberzeugung der Strenge zu danken gehabt habe, womit ich die Geſetze

ſetze der Methode befolgte. Es war etwas ganz anderes. Ich ſah, daß es die ſichtbaren Figuren waren, die mir die Aufmerkſamkeit auf die Begriffe erleichtert, und die Wahrheit der vorgetragenen Sätze anſchaulich und faßlich gemacht hatten. Dieſes Hülfsmittel fing mir an zu fehlen, ſobald ich das Feld der räumlichen Größen verließ. Sobald ich über Gegenſtände denken wollte, die ich den Augen nicht ſo, wie ein Dreyeck und Viereck vormahlen konnte: ſo fühlte ich, daß mich die Augenſcheinlichkeit der Wahrheit verließ. Ich bemerkte, daß dieſe Gegenſtände mir bloß darum die Ueberzeugung erſchwerten, weil ihre Begriffe ſich den Augen nicht ſo vormahlen ließen, wie die Figuren der Geometrie. Es war daher ſchwer, ſie ſo beſtimmt zu faſſen und von einander zu unterſcheiden, wie man ein Viereck von einem Dreyeck auf Einen Blick mit den Augen unterſcheidet, ſobald man nur drey und vier zählen kann; es koſtete ferner mehr Mühe, die Merkmahle dieſer unſinnlichen Begriffe beſtändig, während des Denkens, gegenwärtig zu erhalten, da ſie nicht den Vortheil haben, daß man ſich, wie bey ſichtbaren Figuren, die Aufmerkſamkeit durch das bloße Anſchauen derſelben erleichtern kann. Ich fand endlich, daß ich die Merkmahle eines unſinnlichen Begriffs erſt mühſam aus den Worten hervor ſuchen mußte, die mir bey den Figuren unmittelbar vor Augen ſtanden; kurz, ich fand, daß, wenn ich die Methode der Geometrie in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften nicht ſo anwendete, daß ich mir die Begriffe mit dem Verſtande deutlich machte, und ſo deutlich erhielt, wie ſie mir in der Geometrie durch die Augen waren, das Studium dieſer Wiſſenſchaft mir in der Philoſophie mehr ſchädlich als nützlich ſeyn müſſe. Das war nun freylich keine kleine Arbeit, die auch wohl manchen, der ſo angefangen hatte, wie ich, abhielt, weiter zu gehen, aber ich glaubte, daß die göttliche Wahrheit dieſer Mühe wohl werth ſey.

So ſprach **Agenor.** Geſegnet ſey das Andenken des edlen Greiſes. Ich höre, daß er nicht mehr unter den Lebendigen iſt. Man hat nach ſeinem Tode einen kleinen Band von Schriften bekannt gemacht, die man unter ſeinen Papieren gefunden; wenig für ein Leben von achtzig Jahren unter den Sterblichen! Aber viel iſt der Weisheit, die andere von ihm empfangen und in ihren Schriften verbreitet haben. Nur einer von dieſen iſt dankbar geweſen.

Ich habe zu lange das Wort geführt, endigte **Philokles!** aber —

Nicht zu lange unterbrach ihn Amyntor — nicht zu lange, Philokles! denn einen Theil meiner Schwachheit haben Sie glücklich geheilt, wenigſtens haben Sie mich auf einen Gedanken geholfen, den ich nicht will unbenutzt laſſen. Da ich jetzt in meinen leeren Stunden meine mathematiſchen Schulübungen bisweilen wieder vornehme: ſo werde ich nun genauer auf den Gang der Gedanken in der Geometrie merken, und es ahndet mir, daß der Wink, den Sie mir von dem Unterſchiede der geometriſchen und philoſophiſchen Begriffe gegeben haben, mir volles Licht verſchaffen ſoll.

Aber, Philokles! erinnern Sie ſich, daß die Untrüglichkeit, die dem Mathematiker ſeine Methode gewährt, nur ein Theil des Vorzugs war, den ich ihm beylegte, wenn ich meinen Unglauben auf ſein Anſehen ſtützte. Erwägen Sie, daß er ſich mit der Beſchauung des großen Weltgebäudes beſchäftigt, daß der Aſtronom, der dem Gange der Himmelskörper auf ſeiner nächtlichen Warte nachſpührt, mit dieſem Weltgebäude beſſer, als jeder Anderer bekannt ſeyn muß, und Antenor und Laches ſind Aſtronomen.

Glauben Sie an die Aſtrologie? Amyntor! — fing Philokles an. —

Welche Frage! — war Amyntors Antwort — an die glauben die Reckenphiloſophen in meiner Geſindeſtube noch kaum.

Aber, **Amyntor**! was haben Sie gegen die Aſtrologie? — fuhr **Philokles** fort.

Wie ſo? — Wie kommen Sie auf die Frage? — erwiederte **Amyntor** — Kann eine ſo ſchnöde Kunſt noch den geringſten Glauben finden, ſeitdem die wahre Aſtronomie* ihre letzten Grundpfeiler umgeſtürzt hat?

Gleichwohl, — fügte **Philokles** hinzu — könnte ich Ihnen große Aſtronomen nennen, die Väter der wahren Aſtronomie ſelbſt, **Tycho von Brahe**, **Kaſſini**, bey denen dieſe Kunſt, die Sie jetzt ſchnöde nennen, noch immer Glauben gefunden hat.

Unmöglich! — rief **Amyntor** mit Verwunderung.

Und dennoch wahr! — fuhr **Philokles** fort — Warum aber unmöglich?

Sagen Sie ſelbſt, **Philokles**! — erwiederte **Amyntor** — wie kann man noch den Lauf und Stand der Weltkörper als Zeichen von Begebenheiten anſehen, mit denen ſie keine natürliche Verbindung haben, nachdem man die natürlichen Geſetze entdeckt hat, wonach dieſer Lauf ſich richten muß? —

O! Amyntor! verſetzte Philokles, meynen Sie, daß dieſe Philoſophen und Aſtronomen an dieſe Nothwendigkeit der Bewegung der himmliſchen Körper nicht auch gedacht haben? — Sie haben daran gedacht, aber ſie haben ſie auch, nach ihrer Art, ganz gut mit den Grundſätzen ihrer aſtrologiſchen Kunſt zu vereinigen gewußt. Sie behaupteten ohne Bedenken, daß der Stand der Himmelskörper, ob er gleich nach phyſiſchen Geſetzen geordnet iſt, doch ganz wohl eine bedeutende Kraft haben könne, und ich bin begierig, zu ſehen, wie das der Aſtronom aus den bloßen Grundſätzen ſeiner Wiſſenſchaft widerlegen will 19).

Doch, Philokles! noch einmahl — hob endlich Amyntor nach einigem Nachdenken wieder an — was wollen Sie mit Ihrer ganzen Frage?

Das — antwortete Philokles — daß der Naturforſcher und der Aſtronom bey weitem nicht alles wiſſen. Sie kennen zwar die Geſetze, wornach die Naturbegebenheiten des Himmels und der Erde erfolgen; ob ſie aber dennoch bedeutend ſind oder nicht, das können Sie aus den bloßen Grundſätzen ihrer Wiſſenſchaft nicht ausmachen, dazu bedürfen ſie die Grundſätze einer andern Wiſſenſchaft.

---

19) Neunzehnte Anmerkung

Und die Anwendung von dieſer Bemerkung auf unſern Streit — unterbrach Amyntor.

Iſt leicht — fuhr Philokles fort — Sie iſt dieſe. Die Aſtronomie kennt die Geſetze der Himmelsbewegungen, ſie kennt dieſe Geſetze aus der Erfahrung, ob ſie aber ſchlechterdings nothwendig ſind, davon weiß ſie nichts, das muß nach Grundſätzen beurtheilt werden, die nicht in ihr Gebiet gehören; denn die Erfahrung ſagt ihnen hierüber nichts. Nehmen Sie nun an, daß ihre Aſtronomen nichts als Aſtronomen ſind: ſo kann man ihrer Stimme bey jeder Frage, die nicht nach bloß phyſiſchen Grundſätzen entſchieden werden muß, ſchlechterdings kein vorzügliches Gewicht zuerkennen. Sie werden es ſich anmaaßen, ihre Allgenugſamkeit wird die Demüthigung nicht leiden wollen, daß außer ihrem Kreiſe noch etwas ſey, das man wiſſen müſſe; aber man wird ſie in ihrer Kunſt oft genug an ſolche Gränzen ſtellen können, wo ſie in weitere Gefilde werden hineinſehen, geſetzt, daß ſie auch nichts darin unterſchieden.

Müſſen Sie ſich nicht wundern, Amyntor! daß dieſe Männer, die ſo oft die bewegliche Sphäre des Herzogs von Orleans geſehen, nicht eben ſo von dem großen Urbilde denken, von dem dieſes

Werk eine ſo ſchwache, ohnmächtige Nachahmung iſt. Das Weltſyſtem iſt eine Maſchine, freylich eine herrlichere, als der Witz menſchlicher Künſtler hervorbringen kann, ſie kennen einen Theil ihres Mechanismus, — freylich den kleinſten und nur immer noch, wie durch einen Nebel — alles erfolgt darin nach mechaniſchen Geſetzen. Aber eine ſolche Maſchine iſt die bewegliche Sphäre des menſchlichen Künſtlers auch, ſie kennen ihren Mechanismus auch, ſie ſehen auch, daß ihre Bewegungen, ſobald ſie aufgezogen iſt, nothwendig ſind, — und gleichwohl hat ſie einen Urheber.

Glauben Sie nun, Amyntor! daß ihre Aſtronomen ſich übereilen, wenn ſie bloß aus den Grundſätzen ihrer Kunſt über eine Streitſache richten wollen, die gar nicht vor ihren Richterſtuhl gehört? Den Mechanismus der großen Weltmaſchine lehrt ihnen ihre Wiſſenſchaft; wie aber dieſe Maſchine geworden ſey, ob ſie geworden ſey, wenn ſie das entſcheiden wollen, ſo müſſen ſie noch andere Grundſätze zu Hülfe nehmen. —

Philokles wollte noch weiter reden, aber **Amyntor** ergriff ſeine Hand mit einer Inbrunſt, die mich beſorgt machte. Ich ſuchte alſo dem Geſpräche ein Ende zu machen, das, wie es ſchien, ihn für ſeinen Zuſtand zu ſehr zu intereßieren begann. Ich unterbrach ſie alſo, indem ich dem Philokles die Stelle aus dem Briefe meiner geliebten Prinzeſſin vorlas, worin ſie des gütigen Antheils erwähnt, den der Fürſt an Amyntors Krankheit genommen. Er fängt an ſeinen Verluſt zu bedauren. Ich ſehe, daß das ſanfte Herz der Prinzeſſin alles anwendet, um den Unwillen des Fürſten zu überwinden, und einen Mann von ſo redlichem Gemüthe, als Ihre Güte meinem Amyntor zutraut, wieder der Perſon Ihres geliebten Gemahls zu nähern. Auch Ihre Freundſchaft für mich hat an dieſem Wunſche Antheil, weil ſie glaubt, daß ich mich ſeltner entfernen werde, wenn ich alles um mir habe, was mir theuer iſt. Philokles ſchien dieſe Nachricht mit mehr Antheil zu vernehmen, als ich erwartete; ſo wie ſie Amyntor mit einer Gleichgültigkeit angehört hatte, die mich eben ſo ſehr befremdet.

Die Tiſchzeit machte unſerer Unterredung ein Ende, und ich glaube, daß ich wohl thue, meinem Briefe ein Ende zu machen.

41.

Metra an Philareten.

Ich bin über die Größe meines Briefes erſchrocken, theureſte Philarete! als ich ihn zuſammen legte, um ihn fortzuſchicken. Wenn ich nicht hoffen könnte, daß ſein Inhalt Sie, auch um Amyntors willen, intereßieren werde: ſo würde ich Bedenken getragen haben, Ihnen die Annahme deſſelben zuzumuthen. Gleichwohl, beſorge ich, wird meine Philarete für den, welchen ich eben anfange, ſich mit eben ſo viel Nachſicht und Geduld rüſten müſſen. Doch weiß ich noch nicht, wenn ich ihn zu Ende bringen, noch weniger, wenn ich ihn abſenden werde. Den vorigen werden Sie hoffentlich, mit dem Boten erhalten haben, der die Bücher und Muſikalien gebracht hat. Doch ich gehe, ohne weitere Vorrede, zur Sache.

Nach dem Eſſen und einem Spatziergange im Garten, wobey Amyntor uns ſein eben fertig gewordenes Glashaus für ausländiſche Schirmgewächſe gewieſen hatte, kamen wir wieder beym

Thee:

Theetiſche zuſammen, und da entſpann ſich bald ein Geſpräch, deſſen Inhalt ich Ihnen gleichfalls ſo getreu mittheilen will, als mein Gedächtniß ihn mir in die Feder geben wird.

Wenn ich es recht überlege, — fing Amyntor an, indem er ſich niederſetzte, ſo habe ich Ihnen vorhin eine ganz vergebliche Mühe gemacht. Laſſen Sie uns nicht mehr davon reden. Ich geſtehe Ihnen, daß mich noch immer von Zeit zu Zeit etwas von Scham anwandelt, daß wir hier von Sachen ſo ernſthaft reden, die man in keiner guten Geſellſchaft berühren dürfte, ohne daß ſich die Geſichter um ein merkliches verlängern möchten. Man kann doch ein ehrlicher Mann ſeyn, und über das Alles glauben, was man will, meynen Sie das nicht ſelbſt?

Wenn Sie verſtehen, ein ehrlicher Mann ſeyn, in dem geläufigen Sinne des Worts, Amyntor, — erwiederte **Philokles** — o ja! Ich weiß auch nicht, wie unſer Geſpräch ſobald eine ſo unterſuchende Wendung nahm. Doch wenn es Sie nicht gereuet, mich gereuet es nicht; wir haben wenigſtens einige Stunden ganz erträglich hingebracht, und das iſt genug gewonnen. Ich geſtehe Ihnen auch gern, und Sie werden es aus der Achtung und Zuneigung, die ich ſchon lange gegen Sie empfunden habe, ſattſam haben merken können, daß Sie mit Ihren guten Grundſätzen und mit ihrem Gefühl von Recht und Ehre in den gewöhnlichen Lagen des menſchlichen Lebens ausreichen können; und wie wenig kommen in die außerordentlichen Situationen, wo ſie, ohne die Grundſätze der Religion, die Geſetze der Tugend nicht mit einander vereinigen können, wo ſie entweder als ſchwärmeriſche Thoren des Nachruhms handeln, oder von der Würde des Charakters herabſteigen müſſen, auf der ſie ſich bis dahin behauptet haben.

Sie glauben doch alſo, Philokles! — unterbrach ihn Amyntor — daß es Fälle geben könne, wo ein Menſch ohne Religion, die Würde ſeines Charakters nicht behaupten könne?

Sie glauben es ſelbſt, Amyntor! — erwiederte er — würden Sie ſonſt von dem Charakter, der den Inhalt Ihrer letzten Briefe ausmacht, mit ſo vieler Begeiſterung haben reden können? Wenn Ihre Bewunderung aufrichtig geweſen iſt, wie ich nicht zweifle: ſo erwägen Sie ſelbſt, ob Sie haben nicht beſtändig fühlten, es ſey die größte Hoheit der vernünftigen Natur für das gemeine Beſt ſein Leben aufzuopfern. Dieſe hohe Vortreflichkeit des ſich aufopfernden Tugendhelden, wonach er durch ſeine Aufopferung ſtrebt, wird ihm nur dann zu Theil, wenn ſein Leben in andern Scenen unter der belohnenden Aufſicht eines höchſten Weltregierers fortgeſetzt wird.

Wenigſtens hab ich es in dem angenehmen Augenblicken der Begeiſterung geglaubt. Ja ich will Ihnen noch mehr geſtehen, — ich will Ihnen geſtehen, daß ohne das der beſte Theil des Vergnügens meiner Begeiſterung würde verlohren gegangen ſeyn, oder vielmehr, daß ſie ganz einer gewiſſen Art von Mitleid würde Platz gemacht haben, welches nicht das ſchmeichelhafteſte iſt, weil man es gemeiniglich mit denen hat, von deren Herzen man auf Unkoſten ihres Verſtandes gut denkt.

Dann aber, — ſetzte **Philokles** hinzu — haben Sie nur zwiſchen dieſen zwey Dingen zu wählen: entweder Sie müſſen eine regierende Gottheit erkennen, der das Wohl des Ganzen am Herzen liegt, und den Beförderern deſſelben wohl will; oder Sie müſſen geſtehen, daß der Egoiſt Recht hat, der nicht gern der Betrogene ſeyn mag, weil ihm das Wohl der Menſchen nichts mehr angeht, ſobald ſein eigener Vortheil darunter leidet, und der froh iſt, wenn er aus dem allgemeinen

Schiff⸗

Schiffbruch auch nur den kleinſten Theil ſeiner Selbſt rettet; anders denken, würde ein gutwilliger getäuſchter Tugendſchwärmer Großmuth, Heldentugend, der Klügere aber Thorheit nennen. Sie würden alſo das Vergnügen Ihrer begeiſterten Bewunderung ſehr herabſtimmen oder vielmehr ganz aufgeben müſſen. Denn alle die großen Geſinnungen der Treue, der Redlichkeit, der Verdachtloſigkeit, des öffentlichen Geiſtes ſetzen ein gewiſſes Vertrauen auf die Tugend voraus, welches, wenn es gegründet iſt, dieſe hohen Geſinnungen rechtfertigt; iſt es nicht gegründet: ſo iſt die kleine Seele die weiſeſte, welche Eigennutz, Betrug, Ränke, Liſt, Argwohn für Weisheit hält. Sehen Sie zu, Amyntor! ob Sie dieſe Geſinnungen ſchätzen und bewundern können, ſehen Sie zu, wie ſich dabey die menſchliche Geſellſchaft befinden muß, ſobald ſie allgemein und herrſchend geworden ſind. Alle dieſe Geſinnungen eines verderbten Zeitalters, ſo ſehr ſie die Künſte der Verfeinerung mit einem ſchönfarbigen Firniſſe überziehen, werden nicht aufhören ſchimpflich zu ſeyn, und mit der unſichtbaren Gewalt eines verborgenen Giftes dem elenden Körper einer Rotte von Nichtswürdigen den Untergang vorzubereiten.

Es giebt doch alſo ein Intereſſe der Religion für die Tugend und das Glück der Menſchen, und wenn ihre Kraft nicht immer für jeden Menſchen nöthig iſt: ſo iſt ſie es doch für die menſchliche Geſellſchaft, ſo iſt ſie es in großen Situationen, zu hohen Geſinnungen, um ſie zu erzeugen und zu erhalten, und ſelbſt zu allen guten Geſinnungen, um ſie zu verſtärken. Dieſes Intereſſe wird noch gröſſer, wenn man fühlt, welche reiche Quelle würdiger, reueloſer Vergnügen der Gedanke enthält, daß dieſe Welt keine verwayſte vaterloſe Welt iſt, daß ihre Güter keine Schätze ſind, die aus dem Schooße des empfindungsloſen Zufalls auf uns herabfallen, ſondern die uns die Güte eines Vaters austheilt, und die von ihrem Urheber, wie die Geſchenke der Freundſchaft, den beſten Theil ihres Werths erhalten; es wird noch gröſſer, wenn uns das Ungemach, womit das Glück der Welt vermiſcht iſt, in dem Lichte ſeiner wohlthätigen Abzweckung erſcheint, und uns die ſchwere Pflicht der Geduld erleichtert. —

Doch was ſuche ich bloß Ihr Herz zu gewinnen? — ſetzte er endlich hinzu — wiewohl — fuhr er bald fort — es muß doch wenigſtens erſt ſo weit gewonnen ſeyn, daß es die Sache ſeiner Betrachtung werth hält.

Philokles! — hob hierauf Amyntor an — wenn ich ſage, daß die gute Geſellſchaft, das iſt, alle Leute von Verſtand und Erziehung, gegen die Religion gleichgültig iſt; ſo glaube ich, hat ſie noch beſſre Gründe, als die, welche Sie jetzt eben widerlegt haben. Man hat geſehen, daß alles, was man zu ihrer Vertheidigung geſagt hat, einem Menſchen von Erziehung nicht Gnüge leiſtet. Und iſt es nicht menſchlich, daß man lieber eine Sache gar nicht berührt, als ſich der Gefahr ausſetzt, einigen guten aber ſchwachen Seelen anſtößig zu werden?

Amyntor! — verſetzte Philokles — der Agenor, von dem ich mit Ihnen heute früh ſprach, gab mir einſt ein Papier, das, wie er ſagte, ein Stück von einem wiedergefundenen Geſpräche des Plato enthielt. — Ich würde freylich den Nahmen Plato in Ihrer guten Geſellſchaft nicht ausſprechen, man würde mich für einen fürchterlichen griechiſchen Mann halten, und ſchon einen Bart in meinem Geſichte zu ſehen glauben. Aber unter vier Augen wag ich es; denn Metra wird uns nicht verrathen, hoff ich. — Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen etwas von dem Inhalte dieſes Geſprächs anführe; es ſchien mir auch eines Mannes von Geſchmack nicht unwürdig, und ſeine Schönheit hat es mit in mein Gedächtniß prägen helfen.

Ich werde Ihnen mit Vergnügen zuhören, Philokles! — antwortete Amyntor —

Philokles fing folgendergeſtalt an:

„Der junge **Madates** machte eines Tages einen Spatziergang nach dem Piräus. Unterweges begegnete er dem **Plato**, den er noch nie geſehen hatte. Plato, der eine glückliche Geſichtsbildung an ihm wahrnahm, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und er entdeckte bey ihm einen ziemlich richtigen Verſtand. **Madates** war in den ſchönen Wiſſenſchaften unterrichtet; aber er wußte nichts weder von Geometrie, noch von Aſtronomie. Gleichwohl geſtand er dem Plato, daß er ein Epikuräer *) ſey.

„Mein Sohn! ſagte Plato, Epikur war ein ehrlicher Mann, er lebte, wie er glaubte, daß ein Weiſer leben müſſe; ſeine Wolluſt, von der

---

*) Dieſer grobe Verſtoß gegen die Zeitrechnung beweiſt, daß das vorgegebene platoniſche Geſpräch unächt iſt, ob ſich gleich dem Agenor aus guten Gründen nichts davon merken ließ. Noch andere Merkmahle laſſen keinen Zweifel übrig, daß man es für die Geburt eines neuen Griechen halten müſſe. Wir haben noch mehrere ſolcher unächter griechiſcher Werke, denen man es anſieht, daß ſie Uebungen der rhetoriſchen Schulen aus ſolchen Zeiten ſind, worin ſchon eine kleine Manier, die ſich durch glänzenden Wiz, Lebhaftigkeit und Antitheſen

„man ſo verſchiedentlich geredet hat, beſtand in der „Vermeidung der Unmäßigkeit, er empfahl ſeinen „Schülern die Freundſchaft, und man ſagt, daß „wenige Gebote beſſer ſind befolgt worden. Ich „wünſchte, daß ich von ſeiner Philoſophie eben ſo „gut, als von ſeinen Sitten denken könnte. Kennſt „du die Lehre des Epikur aus dem Grunde? Mar„dates antwortete ihm treuherzig, daß er ſie nie „ſtudiert habe. Ich weiß bloß, ſagte er, daß die „Götter ſich nie in etwas gemiſcht haben, und daß „der Urſprung aller Dinge in den Atomen iſt, die „ſich von ſelbſt ſo geordnet haben, daß ſie dieſe „Welt, ſo wie ſie iſt, hervorgebracht.

„Alſo glaubſt du nicht, mein Sohn! ſagte „Plato — daß ein denkender Verſtand bey der „Anordnung dieſes Weltalls den Vorſitz gehabt habe, „worin es ſo viel denkende Weſen giebt? Wollteſt „du mir wohl ſagen, welche Gründe du haſt, dieſe „Philoſophie anzunehmen?

---

theſen auszeichnet, an die Stelle der großen, tiefdenkenden und hochfühlenden Männer des Alterthums getreten war. Indeß iſt es nicht zu verwundern, daß es durch die Richtigkeit der Gedanken und die Feinheit der Wendung Philokles Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, zumahl wenn man erwägt, daß er ſo wenig als Amyntor es mit den Augen einer ſcharfen Kritik hat unterſuchen können. Der Herausgeber hat aus Gründen, die oben (S. 4 .) ſind angeführt worden, es ohne Veränderung mitzutheilen für gut befunden. A. d. H.

„Mein Grund iſt, antwortete Madates — „daß ich es immer von meinen Freunden und ihren Geliebten, mit denen ich zu Abend eſſe, habe „ſagen hören. Ihre Atomen ſind ſehr nach meinem Sinne. Ich geſtehe dir, daß ich nichts davon begreiſe; indeß hat mir dieſe Lehre immer „eben ſo gut als eine jede andere geſchienen, und „man muß doch irgend eine Meynung haben, wenn „man anfängt, gute Geſellſchaft zu beſuchen. Ich „habe große Luſt mich zu unterrichten, bisher hat „es mir indeß bequemer geſchienen, zu denken, „ohne etwas zu wiſſen.

„Plato ſagte ihm hierauf: wenn du einiges „Verlangen haſt, deinen Verſtand aufzuklären, ich „bin ein Zauberer, ich will dir ſehr außerordentliche Sachen ſehen laſſen. Sey ſo gut, und begleite mich auf mein Landhaus, das nur fünfhundert Schritt von hier iſt, deine Gefälligkeit wird „dir vielleicht nicht gereuen. Madetes folgte ihm „mit Entzücken. Sobald ſie angekommen waren, „zeigte ihm Plato ein Skelet. Der junge Menſch „fuhr vor Schrecken bey dieſem Anblick, der neu „für ihn war, zurück. Plato nahm folgendergeſtalt das Wort:

„Betrachte dieſe ſcheußliche Geſtalt, die der „Auswurf der Natur zu ſeyn ſcheint, und urtheile

„von meiner Kunſt nach allem, was ich aus dieſem
„ungeſtalten Knochenhaufen, der dir ſo abſcheulich
„geſchienen hat, machen werde.

„Erſtlich ſiehſt du hier dieſe Kugel, welche
„das ganze häßliche Gebäude zu krönen ſcheint.
„Ich will mit einem Worte in die Höhlung dieſer
„Kugel eine markichte und zarte Subſtanz bringen,
„die in tauſend kleine Aeſtchen getheilt iſt, die ich
„hernach unmerklich durch dieſe Art von langem
„Stabe mit ſo vielen Knoten, den du an dieſer
„Kugel befeſtigt ſieheſt, und der ſich mit einer
„Spitze endigt, hinableiten werde. Ich werde
„oben an dem Stabe eine Röhre anbringen, durch
„die ich die Luft hineinlaſſen werde, vermittelſt ei-
„nes Ventils, das ohne Unterlaß in Bewegung iſt,
„und bald drauf wirſt du dieſes Kunſtwerk ſich von
„ſelbſt bewegen ſehen. In Anſehung der andern
„ungeſtalten Stücke, die dir wie ein Ueberreſt
„von verfaulten Holze vorkommen, und die ohne
„Nutzen, wie ohne Kraft und Anmuth ſcheinen,
„ſo werde ich nur zu reden brauchen, und ſie wer-
„den ſich durch eine Art von Stricken von einem
„unbegreiflichen Gewebe in Bewegung ſetzen.
„Mitten unter dieſen Stricken werde ich eine un-
„endliche Menge Kanäle durchziehen, voll von ei-
„ner Feuchtigkeit, die, indem ſie durch Siebe ge-

„het, ſich in mehrere Feuchtigkeiten verwandeln,
„und die ganze Maſchine zwanzigmahl in einer
„Stunde durchflieſſen wird. Das ganze wird mit
„einem weiſſen ſamtenen, und ſeinen Stoffe wieder
„überdeckt werden. Ein jeder Theil dieſer Maſchine
„wird eine beſondere Bewegung haben, die
„niemahls ſtocken oder unrichtig gehen wird. Ich
„werde zwiſchen dieſen Halbzirkeln, die zu nichts gut
„ſcheinen, einen groſſen Behälter in Geſtalt eines
„Tannapfels anbringen. Dieſer Behälter wird ſich
„jeden Augenblick mit einer erſtaunlichen Gewalt zuſammenziehen
„und ausdehnen. Er wird die Farbe
„der Feuchtigkeit verändern, die in die ganze
„Maſchine geht. Ich werde nicht weit davon einen
„Beutel anbringen, der an zwey Orten offen,
„und dem Faſſe der Danaiden ähnlich iſt. Er
„wird unaufhörlich gefüllt und geleert werden;
„aber er wird ſich nur mit dem anfüllen, was
„nothwendig und von dem ausleeren, was überflüſſig
„iſt. Dieſe Maſchine wird ein ſo erſtaunliches
„chymiſches Laboratorium, ein ſo tiefſinniges
„Werk der Mechanik und der Hydraulik ſeyn, daß
„ſelbſt diejenigen, welche es ſtudiert haben, es nie begreifen
„werden. Kleine Bewegungen werden darin
„bewunderns-würdige Kräfte hervorbringen. Es
„wird der menſchlichen Kunſt unmöglich ſeyn, die
„Kunſt, welche dieſes Automaton regiert, nachzuahmen.

„ahmen. Was dich aber noch mehr in Verwun-
„derung ſetzen wird, iſt, daß dieſes Automaton
„wird ſeines Gleichen hervorbringen können. Dieſe
„Maſchinen werden Ideen haben, ſie werden
„Schlüſſe machen können, ſie werden reden, wie
„wir, ſie werden Himmel und Erde meſſen. Ich
„werde dir aber dieſe Seltenheit nicht zeigen, wo-
„fern du mir nicht verſprichſt, du wollſt, wenn du
„ſie geſehen haſt, bekennen, daß ich viel Verſtand
„und Macht habe.

„Wenn die Sache ſo iſt, — antwortete Ma-
„dates — ſo werde ich geſtehen, daß du mehr
„weißt, als Epikur und alle Philoſophen von Grie-
„chenland.

„Nun wohl — ſagte Plato — alles was ich
„verſprochen habe, iſt geſchehen. Du biſt dieſe Ma-
„ſchine, ſo biſt du gebildet, und ich habe dir nicht
„den tauſendſten Theil der Springfedern gezeigt, die
„dein Daſeyn ausmachen. Alle dieſe Springfedern
„paſſen genau zu einander, alle ſind einander be-
„hülflich: einige erhalten das Leben, andere geben
„es, und das ganze Geſchlecht wird durch eine
„Kunſt fortgepflanzt, die man noch nicht hat ent-
„decken können. Die verachtetſten Thiere ſind
„mit einer nicht weniger wunderbaren Kunſt zube-

„reitet, und die himmliſchen Sphären bewegen ſich in dem Raume nach einer noch erhabnern Mechanik. Urtheile nun, ob nicht ein verſtändiges Weſen die Welt gemacht hat, und ob deine Atomen nicht einer verſtändigen Urſach bedurft haben.

„Der erſtaunte **Madates** fragte den Zauberer, wer er ſey. Plato ſagte ihm ſeinen Nahmen, und der junge Menſch fiel auf ſeine Knie, betete Gott an, und liebte den Plato ſein ganzes Leben hindurch.“

Nun was meynen Sie, **Amyntor**! — ſagte **Philokles**, nachdem er geendigt hatte — finden Sie nicht —

Ich finde, — unterbrach ihn **Amyntor** — daß ihr Madates ſehr fertig mit Kniebeugen iſt. Wiewohl ihr Schriftſteller beſchreibt ihn ſelbſt, als höchſt unwiſſend in den genauern Wiſſenſchaften. Ueberdem iſt er jung, und was noch ſchlimmer iſt, ein ſchöner Geiſt. Denn wenn die ſchönen Geiſter aus Platons Zeit nur zur Hälfte von dem Sturm und Drange ſind getrieben werden, der die unſrigen fortreißt: ſo kann man ſich über ſeine plötzliche Begeiſterung nicht wundern.

Sie können aber leicht denken, daß ein jeder, der etwas tiefer in die Sachen gedrungen iſt, nicht ſo leicht zu beſiegen ſeyn wird. Alles, was ihr Plato von der groſſen Kunſt der Naturmaſchinen ſagt, kann einem Menſchen, der nur etwas mit der Natur bekannt iſt, unmöglich neu ſeyn. Wir müſſen uns aber nur verſtehen: was wir Menſchen Werke der Kunſt nennen, ſind in der Natur Werke des Zufalls. Sie ſcheinen uns Werke der Kunſt, weil wir eine gewiſſe Einrichtung an ihnen wahrnehmen, die ſie zu ihrer Zeitdauer und zu gewiſſen Verrichtungen, die zu ihrer Erhaltung nöthig ſind, geſchickt machen. Allein wir übereilen uns, wenn wir ſo ſchlieſſen. Geben Sie dem Zufalle Atomen und Bewegung, und er wird Ihnen ein jedes Werk machen, das Sie haben wollen, wenn Sie ihm nur Zeit laſſen.

Da gäbe ich Ihrem Zufalle noch immer ſehr viel, Amyntor — antwortete Philokles — mehr als ich habe; denn wo ſoll ich die Atomen und die Bewegung hernehmen? — Aber geſetzt, ich gäbe ſie Ihnen, geſetzt, ich wäre ſo freygebig, als der verſchuldete Verſchwender, der etwas giebt, was er ſelbſt nicht hat, wie wollte Ihr Zufall aus dieſem regelloſen Stoffe, alle die regelmäſſigen Kunſtwerke herausbringen, wovon mein Plato ſeinem

Mada-

Mabates nur einen Tropfen gegen ein Weltmeer hat zeigen können?

Fürs Erſte: wie ſollen ſich Ihre Atomen begegnen, wenn ſie alle parallel neben einander herfallen? wie werden ſie je zuſammenkommen können? Allein ich will Ihnen auch das geben, ſie ſollen ſich nach entgegengeſetzten Richtungen bewegen, damit ſie doch zuſammen ſtoßen können, und ich darf doch Ihren Zufall auffordern, daß er nur mit dem geringſten der Werke der Natur fertig werde, deren künſtliche Zuſammenſetzung wir nur bewundern, nie ganz ergründen können.

Ich habe verlangt, Philokles — erwiederte Amyntor — daß Sie dem Zufalle Zeit laſſen, und daran kann es ihm nicht gefehlt haben, da er ſie ſich die ganze Ewigkeit hindurch hat nehmen können. Nun ſetzen Sie, daß der Zufall ein noch ſo ſchlechter Künſtler ſey, ſo müßte es doch nicht gut ſeyn, wenn er nach unendlich vielen Verſuchen nicht endlich etwas hervorgebracht hätte, das ſich ſelbſt erhalten könnte, kurz, dieſe Welt, die wir noch fortdauern ſehen.

Ich könnte Ihrem blöden Künſtler ſo viel zu thun geben, — antwortete Philokles — daß die ganze Ewigkeit nicht hinreichen ſollte, um damit zu Stande kommen. In der Welt iſt auch die kleinſte Maſchine wieder aus unendlich vielen kleinern Maſchinen zuſammengeſetzt, von denen jeder kleinſter Theil nach dem genauſten Maaß und Gewicht geordnet ſeyn muß, das kleinſte Verſehen in dieſen kleinſten Theilen, würde den Gang des gröſſern Ganzen aufhalten, ſo wie das Stäubchen an den Rädern der Uhr. Die thieriſche Maſchine, z. B. welche unzählige Menge kleiner Maſchinen erfordert ſie nicht, welche Kunſt in der Zuſammenſetzung, welche Regelmäßigkeit in dem Gange aller dieſer kleinern Maſchinen, welche Zuſammenſtimmung ihrer zahlloſen Menge unter einander nach Geſtalt, Größe, Geſchwindigkeit und Richtung! Wenn die möglichen Geſtalten, Größen, Richtungen, Grade der Geſchwindigkeit, Stellungen und Oerter der Theile bis im kleinſten unendlich an Menge ſind, wenn endlich nun die Welt eine gränzenloſe Maſchine iſt, worin die Unendlichkeit ihrer Ausdehnung zu der Endloſigkeit ihrer Theilbarkeit, und zu dieſem allen die Unendlichkeit der Combinationen, die in dieſen Theilen, Graden, Richtungen, möglich ſind, hinzukommen: ſo, glaube ich, man könne dem Zufalle ohne Bedenken die ganze Ewigkeit Zeit geben, und er würde immer noch beym Verſuchen ſeyn. Wenn es aber gar in dieſer Welt Dinge gäbe, wie die verſtändigen Weſen, die aus Atomen und Materie gerade eben ſo wenig zuſammengeſetzt werden könnten, als ein ſchönes Gemählde aus den zwölf Tönen unſerer muſikaliſchen Tonleiter: ſo könnte er die Würfel ſeiner Atomen, ſo lange er will, in guter Muße werfen, ohne je einen Wurf zu treffen, der unter allen möglichen Würfen ſeiner Würfel nicht mit enthalten iſt. — Doch das würde uns jetzt in Rechnungen und Unterſuchungen verwickeln, mit denen wir ſo bald nicht würden fertig werden. Wir können, wie mir ahndet, leichter zum Ziele kommen.

Sie forderten für den blinden Zufall nichts als Atomen und Bewegung, Amyntor! ich habe ſie Ihnen gegeben. Würde aber wohl, wenn wir dieſe dem bloßen blinden Zufalle überließen, der Zuſtand der Dinge herauskommen, der wirklich in der Welt Statt findet? Nach den Geſetzen der Bewegung, die wir darin wahrnehmen, müſſen in einem Syſtem von Körpern, die durch unregelmäßige Bewegungen unter einander verknüpft ſind, nach Verlauf einiger Zeit die Bewegungen regelmäßig geworden ſeyn; denn dieſe Bewegungen werden ſich bald ſo zuſammengeſetzt haben, daß die verſchiedenen Geſchwindigkeiten und Richtungen regelmäßig unter ihnen vertheilt ſind. Sie werden alſo in einen Zuſtand des Beharrens kommen, dem ſie ſich entweder gleichförmig und ununterbrochen, oder mit ſolchen Schwingungen nähern, womit ſich der Pendel dem Zuſtande der Ruhe nähert.

Dieſer Zuſtand der Dinge iſt aber dem Zuſtande, den wir wirklich in der Welt wahrnehmen, gerade entgegengeſetzt. Wir bemerken dieſen Zuſtand des Beharrens nur an ſolchen Syſtemen von Körpern, an denen wir eine ſichtbare Organiſation, eine feſtgeſetzte Vermehrung, einen Einfluß der denkenden und wollenden Kraft wahrnehmen. An den thieriſchen Körpern, in den Pflanzen und ihren Vermehrungen finden wir regelmäßige Umläufe ohne Abweichungen, an andern Körpern, der Luft; dem Waſſer, dem Feuer haben wir ſie noch immer vergebens geſucht; ihre Miſchungen haben uns keine Gleichförmigkeit dargeſtellt, und daher vermiſſen wir eine Regelmäßigkeit in ihrer Bewegung. Die Mannichfaltigkeit der Urſachen, die darauf einfließen, iſt bey der Verſchiedenheit ihrer Miſchungen zu groß, als daß wir ſie überſehen könnten, und wir entdecken daher in ihrer Bewegung keine Perioden, wobey die Abweichungen nicht zu beträchtlich wären, als daß man dieſe Perioden als regelmäßig annehmen, berechnen und vorherſagen könnte.

Wenn ich in der ganzen Körperwelt umher ſchaue: ſo finde ich überall dieſe zwey Hauptarten von Körpern. Fallen ſie Ihnen nicht gleichfalls in die Augen?

So weit wir mit einem Blicke kommen können, — antwortete Amyntor — der nicht in den innern ſubtilſten Bau der größern Körper dringt, ſtellen ſich uns freylich dieſe beyden großen Abtheilungen der Körper ſichtbar genug dar; was wollen Sie aber daraus ſchließen? **Philokles!**

Zweyerley! — erwiederte **Philokles!** — Erſtlich, daß die ſtäte Veränderlichkeit der einen Art nothwendig eine Verſchiedenheit der innern Miſchung vorausſetze, und alſo Theile von verſchiedener urſprünglicher Größe, Geſtalt und Kraft. Sie ſehen alſo, daß Epikur mit ſeinen gleichförmigen Atomen und Bewegungen zur Hervorbringung einer Welt, wie dieſe, nicht ausreicht. Sollen ſie aber ungleichförmig ſeyn: ſo verlange ich einen Grund ihrer Ungleichförmigkeit. Warum hat das eine dieſe Form, Größe und Kraft, das Andere eine Andere, wenn es nicht ein Weſen, das ſie hervorgebracht hat, ſo wollte?

Zweitens, die organiſchen Körper haben regelmäßige Bewegungen; woher haben ſie dieſe, wenn ſie aus Miſchungen von ſo verſchiedenen Elementen, und aus Theilen von ſo verſchiedener Natur beſtehen? Warum iſt nicht eben die Unbeſtändigkeit und Regelloſigkeit in dem Kreislauf ihrer Bewegungen, als in dem Kreislaufe der unorganiſchen? Ihre Kräfte, die Geſetze ihrer Bewegungen, die Perioden ihres Kreislaufs ſetzen gewiſſe Werkzeuge voraus, deren Mechanismus ſo künſtlich iſt, daß alle menſchliche Kunſt ihn zu begreifen verzweifeln muß. Dieſer aber konnte, ſie mögen ihm einen gleichförmigen oder ungleichförmigen Stoff geben, nicht das Werk des blinden Zufalls ſeyn. Iſt der Stoff gleichförmig, wie wollen ſie daraus Werkzeuge von ſo verſchiedener Feinheit, Dichtigkeit, Feſtigkeit, Flüſſigkeit, Härte, Weiche, Federkraft, Reitzbarkeit, von ſo verſchiedenen Geſtalten, Gröſſen, Längen, Dicken erhalten? Iſt er ungleichförmig: ſo muß nach dem Bedürfniß des Werkzeuges eine genau beſtimmte Menge von feiner, von durchſichtiger, feſter, weicher Materie da geweſen ſeyn; eine einzige Art, die gefehlt hätte, etwas noch ſo geringes zu viel oder zu wenig, eine Form, die von der einzigen angemeßnen nur um das geringſte abgewichen wäre, würde das ganze Werkzeug untüchtig gemacht haben.

Das Auge z. B. ein ſo vortrefliches Werkzeug des Verſtandes, durch welches uns die Welt eine ſo reiche Quelle des Nutzens und der Freude wird, was für verſchiedenen Stoff, undurchſichtigen und durchſichtigen, und von wie verſchiedenen Graden der Durchſichtigkeit, der undurchſichtige von wie vielen Graden der Härte und der Weichheit, der Feinheit und der Feſtigkeit, von wie mannichfaltigen Verhältniſſen der Menge und Eigenſchaften, von wie mannichfaltiger Geſtalt und Größe erfordert dieſes bewundernswürdige Sinnglied! Soll dieſes herrliche Werk der blinde Zufall gemacht haben? Dann iſt uns alle ſeine Kunſt unbegreiflich 20).

Sobald Sie aber ein verſtändiges Weſen zulaſſen: ſo wird alles Licht. Nun ſehen Sie, wie alle ſeine Theile mit ihrer Größe und ihren Eigenſchaften um einer Abſicht willen da ſind, wie der denkende Verſtand, um dieſer Abſicht willen die verſchiedenen Stoffe hervorgebracht, ihnen die Form gegeben, und ſie in dieſe Verbindung geſtellt hat.

Ich weiß nicht, ob wir von irgend einer Wahrheit einen ſtärkern Beweis haben können, als von dieſer. Es iſt eine Erfindung, die die Optik der neueſten Zeiten krönet, daß man bey den Fernröhren, nach langem Suchen, endlich eine Einrichtung erfun-

---

20) Zwanzigſte Anmerkung.

erfunden hat, wodurch man das Bild des Gegenſtandes ohne den Farbenſchein erhält, der es ſonſt zu umgeben pflegt. Es gehörte nichts geringeres als der Tiefſinn und der Erfindungsgeiſt eines Eulers dazu, und gleichwohl iſt dieſe Erfindung, die den größten Mathematiker ſeiner Zeit allein verewigen kann, nichts als eine philoſophiſche Nachahmung der Natur. Es kam darauf an, das Fernrohr aus Gläſern zuſammenzuſetzen, deren Dichtigkeiten eben ſo wie die Feuchtigkeiten, woraus das Auge zuſammengeſetzt iſt, unter einander verſchieden ſind. Dieſe Zuſammenſetzung des Kunſtwerks, wodurch die Kunſt ihre Abſicht erreicht hat, ſoll bey dem Werke der Natur durch den blinden Zufall entſtanden und nicht von einem verſtändigen Urheber beliebt ſeyn, um eine Abſicht zu erreichen, die wirklich dadurch erreicht wird? Gehen Sie von dieſen kleinſten Theilen der Werkzeuge des menſchlichen Körpers zu den Werkzeugen ſelbſt fort, und ſehen Sie, wie geſchickt ſie zu der Erhaltung des Körpers und zu den Verrichtungen der Seele, die ihn belebt, eingerichtet ſind, bemerken Sie ferner, wie Geburt und Tod zu der beſten Erhaltung des ganzen Geſchlechts vertheilt iſt, wie aus dem Zuſammenſtimmen der Bedürfniſſe eines jeden einzelnen Menſchen mit der Geſchicklichkeit und Bereitwilligkeit zu ihrer Befriedigung in den andern die allgemeine Glückſeligkeit entſtehet, und verſuchen Sie es zu leugnen, daß die Erreichung dieſes letzten Zwecks bereits bey der Anordnung des entfernteſten Elements mußte zubereitet, daß alles dazu gleich in der urſprünglichen innigſten Verbindung der Elemente mußte angelegt werden.

Ich glaube ſchwerlich, — fing Amyntor lächelnd an, — daß **Madates**, als er Ihrem Plato zu Füſſen fiel, das Alles werde gedacht haben, womit Sie den Beweis ſeines Lehrers ergänzen. Doch dem ſey wie ihm wolle: ſo halte ich Ihre Ergänzung für unentbehrlich, wenn mich ſein Beweis mit gleicher Begeiſterung erfüllen ſoll. Ich weiß indeſſen, daß ihre ſtrenge Beſcheidenheit auch einen weit geringern Ausbruch der Dankbarkeit nicht annehmen würde; aber das weiß ich, — ſetzte er hinzu, indem er mit Rührung Philokles Hand ergriff — daß ich Ihnen ein Vergnügen mache, dem Sie ſich ſo gern überlaſſen, als dem Vergnügen, eine geliebte Tochter wieder gefunden zu haben, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie in mir der Gottheit einen freywilligen überzeugten Verehrer mehr gewonnen haben. Ich habe Ihnen, **Philokles**! ein aufrichtiges Geſtändniß meiner Verirrungen gethan, ich bin Ihnen auch das Bekenntniß meiner lebhafteſten Ueberzeugung ſchuldig;

mein Unglaube war nicht eine Thorheit, die die Eitelkeit erheuchelt, mein Bekenntniß iſt nicht eine Gefälligkeit der Dankbarkeit und Freundſchaft 21).

Ein gegenſeitiger Händedruck endigte das Geſpräch ſtillſchweigend, das ſich in eine ſtumme aber rührungsvolle Scene verwandelte. Ich konnte eine Thräne der Freude nicht unterdrücken. Unſere arme Agathe, die nicht wußte, was ſie aus dieſer allgemeinen Pauſe machen ſollte, und die uns alle nach einander betroffen anſah, weckte uns endlich durch die naive Frage, wenn dann unſere theure Philarete Ihre neue Mutter werden ſollte?

---

21) Ein und zwanzigſte Anmerkung.

42.

Philarete an Metra.

Sie haben mir, verehrungswürdigſte Metra! mit ihrem theuren Briefe mehr Vergnügen gemacht, als Sie vielleicht ſelbſt glauben. Wenn Ihnen, wie ich wünſche, dieſes Geſtändniß Vergnügen macht, ſo iſt es wohl der geringſte Theil der Erkenntlichkeit, die ich meiner Metra für die Mühe eines ſo langen und unterhaltenden Briefes ſchuldig bin. So wie Sie dem Ziele Ihrer Hoffnung näher kommen, ſo fühle ich den Wunſch in mir ſtärker werden, daß die Wahrheit die Vorurtheile eines Mannes von Amyntors Herzen beſiegen möge. — Das iſt ein Bekenntniß, das ich nur meiner Metra thue, und das ich ſelbſt ihr wiederrufen würde, wenn man mich dabey halten wollte. Denn ungeachtet dieſer Wünſche und dieſer guten Meynung iſt noch immer in meinem Herzen etwas, das mich an dem Glücke hindert, meiner Metra noch näher, als durch die Geſinnungen der zärtlichſten Ergebenheit anzugehören, — Vorurtheile vielleicht, aber ſolche, die ich nicht beſiegen kann.

Ich ſchäme mich beynahe, daß ich allem dem, was man für Ihren Amyntor ſagt, weiter nichts mehr entgegenſetzen kann. Von allen Seiten höre ich ſo viel zu ſeinem Lobe! Alle, die ihn kennen, rühmen einſtimmig ſeine Gerechtigkeit, ſeine Aufrichtigkeit, ſeine Menſchenliebe, und wenn ich ſelbſt meinem Urtheil mißtraute, wenn ich mich partheyiſch glaubte, ſo würde eine ſo allgemeine Achtung meine Zweifel beruhigen können; und gleichwohl iſt meine Aengſtlichkeit noch nicht überwunden.

Ich hatte Geſtern Nachmittags einen unvermutheten Beſuch von Ihrem alten würdigen Hermeas. Er hatte den Weg ſeiner Gewohnheit nach zu Fuße gemacht, welches ihm noch nicht ſauer zu werden ſchien. So ſehr der gute Mann die Hauptabſicht ſeines Beſuchs verbergen wollte, ſo verrieth er ihn doch zu ſichtlich durch die Wärme, mit der er von Amyntor ſprach. Kaum hatte er ſich niedergelaſſen, und ſich nach meiner Unpäßlichkeit erkundigt, als er gleich zu Amyntors Krankheit, zu ihren vermuthlichen Urſachen, und zu ſeinen Beſorgniſſen in Anſehung der gänzlichen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit überſprang. Da er mich dabey beſtändig ſehr bedeutend anſah: ſo glaubte ich ihn fragen zu müſſen, ob er mein Theilnehmen an Amyntors Wohlſeyn nicht für ſo aufrichtig und warm hielte, als irgend eines andern Menſchen.

Der Himmel behüte mich — war ſeine Antwort — daß ich an der Aufrichtigkeit und Wärme von Philaretens Wohlwollen zweifeln ſollte. Aber ſo wenig wir Landleute auch Gelegenheit haben, die Zeichenſprache Ihrer feinern Welt verſtehen zu lernen, ſo verſtehen wir doch etwas davon, nähmlich die Sprache der Empfindung; denn die iſt jedermann verſtändlich; und aus dieſer glaub ich, bey meinen häufigen Beſuchen an Amyntors Krankenbette, daß er zu ſeiner völligen Geneſung von Philaretens Herzen etwas mehr, als ihr bloßes allgemeines Wohlwollen bedarf.

Wenn ich Sie recht verſtehe, Hermeas! — erwiederte ich — ſo meynen Sie, daß ihn meine Hand glücklich machen könnte; — denn ich darf mit einem Manne von Hermeas Charakter ohne Umſchweiſe reden. — Hermeas! fuhr ich fort, wenn ich auch ſo hoch von mir denken könnte, daß meine Hand jemand glücklich machen würde, kann Hermeas mir rathen, an eine Verbindung mit einem Manne von Amyntors Grundſätzen zu denken?

Ich weiß nicht alle Grundſätze, die Amyntor mag ehemahls gehabt haben; — erwiederte er — aber das weiß ich, daß er mit denen, die er jetzt hat, ſelbſt eine Gattin von Philaretens frommen Empfindungen nicht werde unglücklich machen.

Wie ſehr ſind Sie mit Ihrer Unwiſſenheit zu beneiden, — Hermeas! — antwortete ich. — Eine genauere Bekanntſchaft mit den Menſchen macht uns ſelten ruhiger. So eingeſchränkt die meinige auch ſeyn mag, ſo iſt ſie doch immer groß genug, mich wegen eines Mannes beſorgt zu machen, der ſo lange nach ihrer Weiſe gedacht und gelebt hat.

Gelebt! — fiel er mir ins Wort — Wie kann ein ſo ungütiges Urtheil in Philaretens ſanftes Herz kommen! Ich weiß nicht, wie man in der Welt außer meinem kleinen Kreiſe lebt, ich ſehe aber, daß Amyntor alles um ſich glücklich macht, daß ſeine Vorſorge für das Glück ſeiner Landleute, ſeine Uneigennützigkeit und Güte ihm aller Herzen gewinnt, und aller ihrer Segenswünſche theilhaftig macht, daß er für ihr Fortkommen und für ihre Zufriedenheit ſorgt, daß ihm die geiſtliche und leibliche Wohlfahrt ihrer Kinder am Herzen liegt, daß er keine Mühe und Koſten ſpart, ihren Unterricht zu verbeſſern, daß er ihre Lehrer ſeit einiger Zeit in der vortreflichen Landſchule eines weiſen Patrioten zubereiten läßt. — Verzeihen Sie, theureſte Philarete! wenn mich dieſe Erzählung erwärmt; — heißt das aber nach der Weiſe der Welt leben: ſo werde ich von dieſer Weiſe künftig beſſer denken müſſen. — Und weil ſie mich alten Mann dann einmahl errathen haben: ſo will ich es Ihnen auch nicht länger bergen. Ja! ich wünſchte dieſe wohlthätigen Bemühungen unſeres theureſten Amyntors durch eine fromme und edeldenkende Gehülſin gekrönt und belohnt zu ſehen, ich wünſchte ihm dieſes Glück, da ich weiß, daß es das einzige iſt, das ihm fehlt, und es iſt die Hauptabſicht, warum ich dieſe Gelegenheit, Ihnen allein aufzuwarten, ergriffen habe, daß Sie dieſen Wunſch meiner guten Gemeine aus meinem Munde hören ſollten. Wie glücklich! wenn ich ihm und den Meinigen die Hoffnung mitbringen könnte, daß Sie das Glück des Mannes machen wollen, von dem ich mich ſo gern ſeinen Freund nennen höre, und den alle unſere Landleute als ihren Vater verehren. Sie wiſſen nicht, wie ſehr Sie würden geliebt ſeyn, wie ſehr Sie ſchon geliebt werden, und welche feſtliche Freude Sie allen Hausvätern und Hausmüttern machen würden, die Ihr Herz und Ihre Hand ſchon Ihrem geliebten Herrn beſtimmen, und ſich aus Ihrer Vereinigung lauter Segenstage verſprechen. — Er ſchien ſich eine Thräne abzutrocknen, und ich war ganz bewegt.

Nach einem kurzen Stillſchweigen erwiederte ich: Ihre Liebe gegen einen Mann, den ich ſelbſt hoch ſchätze, rührt mich Hermeas! ſo wie ihre Ge-

ſinnung

ſinnungen gegen mich mir ungemein angenehm ſind. Wie gern würde ich ihnen entgegenkommen, wenn es geſchehen könnte, ohne daß ich ſelbſt ſehr viel wage. Ich will Ihnen geſtehen, daß mir Amyntors Glück gar nicht gleichgültig iſt, ja daß ſeine Geſinnungen gegen mich bereits durch ähnliche Geſinnungen erwiedert werden; und doch muß ich meinem Herzen gebieten, ich halte es für die Sicherheit meiner Ruhe nothwendig. Seine Grundſätze —

O! — unterbrach er mich — ſo wiſſen Sie ohne Zweifel nicht, wie ſehr Sie ſich ſeit kurzem geändert haben. Ihr vortreflicher Vater iſt ſo glücklich geweſen, alle Beſorgniſſe zu heben, die Sie unſern Wünſchen noch entgegen ſetzen könnten.

Ich weiß es — antwortete ich — ich verdanke die Nachricht davon meiner theuren Metra. Aber wer bürgt uns dafür, daß ſeine Ueberzeugung werde dauerhaft ſeyn?

Nun! — verſetzte er — ſo glaube ich gewiß, wir dürfen, ohne vermeſſen zu ſeyn, auch etwas von der Kraft der Liebe und der Freundſchaft erwarten. Nehmen Sie an, daß ihn anfangs Ihr rührendes Beyſpiel erbaue, ja nehmen Sie auch nur an, daß erſt bloß ſeine Gefälligkeit, ſein

Beſtreben nach dem Beyfall einer Gattin, die er unausſprechlich liebt, für ſie einnehme: ſo müßte uns alle Erfahrung trügen, wenn Gewohnheit, Erfahrung und Nachdenken das ſo gut angefangene Werk nicht zu Ihrer völligen Zufriedenheit endigen ſollte.

Ich lenkte hier das Geſpräch auf eine andere Materie, und bemerkte, daß mein Stillſchweigen dem Hermeas eine Freude machte, die ich ohne Grauſamkeit nicht hätte ſtören können.

Und nun muß ich meiner verehrungswürdigen Metra geſtehen, daß mir alles das Gute, was ich von Ihrem geliebten Amyntor aus Hermeas Munde hörte, nicht wenig Vergnügen machte. Ich erhalte die Beſtätigung davon aus den rührenden und natürlichen Erzählung Ihrer Landleute, die zu uns herüberkommen, und ich fühle mit welchem Vergnügen mein Herz an ihrem Lobe, und an den Ausbrüchen ihres Entzückens Theil nimmt. Wie viel Dank werden wir Ihnen ſchuldig ſeyn, wenn Sie durch Ihre unermüdete Sorgfalt ſeine uns allen theure Geſundheit werden völlig wieder hergeſtellt haben.

43.

Amyntor an Hedion.

Ich ſchreibe Ihnen noch nach Spa, auf die Gefahr, daß Sie mein Brief vielleicht da nicht mehr antreffen wird. Deſto beſſer, wenn Sie nur auf der Rückreiſe ſind. In dieſem Falle werde ich Sie bald in K. umarmen können. Das hätten Sie wohl nach meinem Vorſatze, das Land nicht wieder zu vertauſchen, ſich nicht träumen laſſen. Aber, Hedion! die Sachen haben ſich hier ſehr geändert. Sie wiſſen, wie düſter ich Ihnen zuletzt ſchrieb, und wie verwirrt meine Ausſichten waren; jetzt bin ich der Entwickelung ſo nahe, daß ich der Beſtimmung des Tages, woran mich meine ewigtheure Philarete mit Ihrer Hand beglücken wird, jeden Augenblick entgegen ſehe. Alsdann eilen wir nach K., um von nun an unſere Zeit zwiſchen dem Aufenthalte in der Stadt und auf dem Lande zu theilen.

Sie ſehen alſo, es hat ſich vieles geändert, ſowohl hier, als bey Hofe. Wie es damit zugegangen iſt, daß der Fürſt jetzt anders denkt, das weiß ich ſelbſt nicht, da ich ſeit meinem Aufenthalte auf dem

Lande wenig Verbindung mit dem Hofe unterhalten habe. So viel ich vermuthen kann, ſind die Bemühungen der Fürſtin endlich ſo glücklich geweſen, das Geheimniß der Bosheit aufzudecken, und meinen Charakter Ihrem Gemahle in ſeinem rechten Lichte zu zeigen. Indeß würde ich gegen die Gunſt und Ungunſt des Hofes eben ſo gleichgültig geblieben ſeyn, als Sie mich von Anfang gefunden haben, wenn nicht Philokles über den Plan meines Lebens anders geurtheilt hätte. Ihm habe ich es, nebſt meiner Mutter, vorzüglich zu verdanken, daß ich nun meine Philarete bald beſitzen werde. Allein er wollte nicht eher ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung geben, als bis ich ihm verſprach, meinen Entſchluß, mein übriges Leben außer Dienſten auf dem Lande zuzubringen, fahren zu laſſen.

Alles, ſagte er, was Sie von dem Zwange, dem Verdruſſe, den Beſchwerlichkeiten der Dienſtgeſchäfte anführen können, das weiß ich aus meiner eignen Erfahrung beſſer, als Sie es mir ſagen werden. Und doch bin ich der Meynung, daß ich mich übereilt habe, den Dienſt des Vaterlandes zu verlaſſen, um in der Muße Ruhe zu ſuchen. Ich irrte mich; denn ſo beſchwerlich mir meine Dienſtgeſchäfte ſchienen, ſo würden ſie mich doch immer aus mir ſelbſt herausgezogen, und gehindert haben, den kummervollen Gedanken nachzuhängen, denen ich nun allein überlaſſen bin. Selbſt die Pünktlichkeit des Dienſtes, deſſen Geſchäfte an beſtimmte Stunden gebunden ſind, und die anfänglich ſo unangenehm iſt, hat einen ganz ungemeinen Nutzen. Wenn wir uns nicht ein für allemahl die Nothwendigkeit auferlegt haben, den Strom unſerer Gedanken zu unterbrechen, ſo folgen wir demſelben nach der Richtung, wohin ihn unſere Laune leitet, ununterbrochen, und das Unglück iſt, daß das gerade am meiſten geſchieht, wenn wir zum Verdruſſe geneigt ſind. Wir können daher oft den dürftigen Arbeiter beneiden, den die Erhaltung ſeines Lebens nöthigt, ſeine traurigen Gedanken zu unterbrechen, um ſeinem Unterhalte nachzugehen. Was hier eine unausweichliche Nothwendigkeit thut, das ſollte bey uns, die wir derſelben nicht unterworfen ſind, wenn wir vernünftig ſeyn wollen, ein ſelbſtgewählter Zwang ausrichten.

Geſetzt aber, — fuhr er fort — daß dies nicht unſer Fall iſt, daß wir weder für unſer Brodt zu arbeiten, noch in der Arbeit eine Unterbrechung irgend eines Kummers zu ſuchen haben, ſo kann uns doch Ueberdruß und Langeweile nur gar zu leicht in die Einſamkeit eines geſchäftloſen Lebens folgen. Nur wenig Menſchen können ihre

Muße ſo nutzen, daß ſie nicht bald die nothwendige Abwechſelung der Arbeit und der Ruhe vermiſſen ſollten. Wir können uns zwar eine gewiſſe Abtheilung der Zeit ſo zum Geſetze machen, daß beſtimmte Geſchäfte in einer nothwendigen Reihe auf einander folgen; aber wie leicht übertreten wir unſere eigenen Geſetze, wenn es bloß von uns ſelbſt abhängt, ob wir uns an dieſelben binden wollen. Der geringſte Umſtand veranlaßt uns, eine Ausnahme davon zu machen, und wenn dies erſt einigemahl geſchehen iſt, ſo iſt es eben ſo gut, als wenn wir uns gar keine gemacht hätten. Daher kömmt es, daß ſo viele, die ſich aus einem geſchäftigen Leben in Ruhe begeben, ſo ſelten die Glückſeligkeit finden, die ſie ſich darin verſprochen haben, und daß ſie, wenn ſie können, mit eben der Sehnſucht in das geſchäftige Leben wieder zurückkehren, womit ſie es verlaſſen haben.

Dieſe Gründe, die für einen jeden, der noch Geſundheit und Kräfte hat, gültig ſind, haben noch mehr Stärke für einen Mann von ihren Jahren. Alles Gute, was ſie auch auf dem Lande in ihrem beſondern Wirkungskreiſe ſtiſten können, wird ihnen noch immer Zeit und Kräfte übrig laſſen, auch in einer öffentlichen Sphäre nützlich zu ſeyn, wenigſtens iſt zu beſorgen, daß eine Zeit kommen werde, wo ſie es vergebens bedauren dürften, die

Gelegenheit zu ausgebreiteterer Wirkſamkeit nicht geſucht zu haben. Alle ihre Philoſophie wird ihnen nicht immer ſo zu Gebote ſtehen, daß ſie ſich jedes Mahl leicht tröſten ſollten, wenn ſie andere an den öffentlichen Ehrenzeichen und Würden Theil nehmen ſehen, von denen ſie ohne Eigenliebe glauben können, daß ſie es ihnen an Geſchicklichkeit, Dienſteifer und Verdienſt wenigſtens würden gleich gethan haben. Was ſie ſich auch jetzt von der Unerſchöpflichkeit ihrer Liebe, und von dem Glück derſelben verſprechen, von dem ſie vielleicht erwarten, daß es ſie für Alles ſchadlos halten, und daß es alle ihre Augenblicke ohne die geringſte Anwandlung von Ueberdruß ausfüllen werde: ſo glaub ich doch, daß wir uns auf dieſe ſchönen Bilder der Phantaſie nicht zu ſehr zu verlaſſen haben. Allenfalls wird ihre Zärtlichkeit, ſo reich auch ihre Fülle ſeyn mag, nichts darunter verliehren, wenn ſie wirthſchaftlich damit umgehen, und wenn ſie ſich nie der Gefahr ausſetzen, es zu bedauren, daß ſie ihr nicht durch kurze Trennungen von Zeit zu Zeit neue Nahrung und Reitz gegeben haben. Das Verlangen, meine Tochter durch ihre unverminderte Zärtlichkeit glücklich zu ſehen, heißt mich Ihnen dieſen Rath geben, deſſen Vernachläßigung vielleicht an mehr Unzufriedenheit Schuld iſt, als man zu glauben pflegt.

Wenn Sie alſo wollen, daß ich an der Erfüllung ihrer Wünſche arbeiten ſoll: ſo muß ich ihre Einwilligung zu einem Plane ihres Lebens haben, nachdem ſie ihre Zeit zwiſchen den öffentlichen Geſchäften und den Vergnügen und Pflichten des Landlebens theilen können.

Ich hatte nicht Zeit, gegen dieſe Gründe etwas einzuwenden. Meine Mutter händigte mir ein Fürſtliches Schreiben ein, wodurch ich als Landrath des Kreiſes, worin mein Gut liegt, beſtätigt bin. Dieſe Beſtimmung kann ich mir noch am leichteſten gefallen laſſen, da die dabey vorkommenden Geſchäfte nicht eben oft meine Gegenwart in der Stadt erfordern. Meine Mutter und Philokles haben zwar weitere Abſichten mit Ihrem demüthigen Diener, — doch das wird die Zeit lehren.

44.

Amyntor an Hedion.

Nun iſt der Tag meiner Hochzeitfeyer mit meiner geliebten Philarete feſtgeſetzt, und dies iſt vermuthlich der letzte Brief, den Sie von mir vor meiner Abreiſe erhalten werden. Denn gleich nach unſerer Verbindung werden wir von hier abgehen. Ich habe meiner ſo ſehr um mich verdienten Mutter das Vergnügen, meine Philarete Ihrer Fürſtin vorzuſtellen, nicht verſagen können. Wenn ein wenig mütterlicher Stolz auf eine ſo vortrefliche Tochter an ihrem Wunſche wohl etwas Antheil haben mag, ſo hat gewiß nicht weniger etwas Stolz auf eine ſo vollkommne Gattin ſeinen Antheil an meiner Bereitwilligkeit. Aber das müſſen Sie alles der Trunkenheit der Freude verzeihen, worin uns die Erfüllung unſeres angelegentlichſten Wunſches geſetzt hat; und die deſto größer iſt, je mehr Schwierigkeiten wir haben zu überwinden gehabt.

Glücklich iſt endlich der Reſt von Widerſtande beſiegt, den uns Philaretens vielleicht zu zarte Bedenklichkeiten noch entgegenſetzten; und es hat nichts geringeres als eine kleine Ueberraſchung ihr endlich ein gewünſchtes Ja abnöthigen können.

Wenn Sie mir verſprechen wollen, Hedion! bey der Beſchreibung eines ländlichen Feſtes nur zu gähnen, und nicht zu ſpotten: ſo will ich es wagen, Ihnen damit Langeweile zu machen. Denn dieſes ländliche Feſt iſt eigentlich die Maſchinengottheit, die den Knoten meiner unruhigen Erwartung aufgelöſet hat.

Nachdem Philokles und Metra durch ihre unabläßigen Bemühungen alle Einwendungen meiner Philarete gehoben hatten: ſo blieb ihnen noch immer eine Unentſchloſſenheit zu überwinden übrig, wovon Philarete ſich ſelbſt keinen beſſern Grund angeben konnte, als eine Aengſtlichkeit, die ſie mit nichts zu rechtfertigen wußte, und Vorurtheile, die ſie ſelbſt für Vorurtheile hielt. Ich war gewiß, daß ſie mich zärtlich liebte; ſo wenig ſie es ſich ſelbſt geſtehen wollte, ſo wenig hatte ſie es doch verbergen können.

Es wurde alſo beſchloſſen, Ihr durch eine angenehme Ueberraſchung zu Hülfe zu kommen. Die beſte Gelegenheit, die ſich dazu anzubieten ſchien, war Philaretens Geburtstag, der bey mir gefeyert werden ſollte. Um dieſe Feyer ſo einzurichten, daß ſie die glückliche Entwickelung herbeyführte, nach der ich mich ſo lange geſehnt hatte, veranſtaltete meine Mutter, daß alles zu der Hochzeit eines jungen Brautpaars aus meinem Dorfe ſollte zubereitet werden. Um den Tag noch feyerlicher zu machen, ſollte das ganze Dorf an dieſem Feſte Theil nehmen. Alles gieng vortreflich von ſtatten. Der glückliche Tag kam heran. Philokles, Philarete und ihre Amalia waren zu uns eingeladen, und kamen bereits ziemlich früh an. Philarete erwartete nichts anders, als eins von den ſo angenehmen Feſten, wobey die unſchuldige ungezwungene und etwas ausgelaſſene Freude der ſich ſelbſt überlaßnen Natur einen Theil ihres rauſchenden Vergnügens uns andern kältern und zurückhaltendern Theilnehmern mittheilt, und durch ihre Sympathie und eine Art von Anſteckung unſere Lebensgeiſter in eine ungewöhnliche Bewegung ſetzt, die uns gar nicht unangenehm iſt.

Nach dem Frühſtück fing der Aufzug an. Wir giengen alle in den Garten, wo wir ihn erſt bey dem chineſiſchen Hauſe durch die Ulmenallee unter einer ländlichen Muſik von Flöten und Schalmeyen vorbey ziehen ſahn. Die Kinder hüpften voran, in einem weißen Anzuge und mit Kränzen von Blumen, wie ſie die jetzige Jahreszeit noch giebt. Dann folgten die jüngern Mädchen, welche die Braut führten, in ihrem Sonntagsputze, auf dieſe die Jünglinge, die den Bräutigam führten. Den Beſchluß machten die Hausväter und Hausmütter, alle nach der Verſchiedenheit ihres Alters verſchiedentlich ausgeſchmückt. Wir hielten uns ſo lange auf, daß ſich die ganze ländliche Geſellſchaft in dem großen Eichenrondeel erſt konnte in Ordnung geſtellt und zu unſerm Empfange zubereitet haben.

Sie erinnern ſich noch des großen grünen Platzes, zu dem man durch die Bogengänge von Akacien kömmt, und der mit Eichen rund eingefaßt iſt. Hier ſollte das Hochzeitsfeſt unſeres ländlichen Brautpaars gefeyert werden. Als wir glaubten, daß alles zu unſerm Empfange fertig ſey, begaben wir uns dahin. Die Akaciengänge waren mit Blumenkränzen geſchmückt, die oben von den Bogen herabhingen. Hieran bemerkte Philarete noch nichts beſonderes. Als wir aber den grünen Platz betraten, der von ſo vielen fröhlichen Menſchen wimmelte, und ſie an den Eichen ihren Nahmenzug in Blumen ſo oft herabhängen ſah, gerieth ſie in eine Beſtürzung, welche die Muſik, womit ſie empfangen ward, noch vermehrte. Die Braut näherte ſich ihr, und ſagte mit gerührter Stimme: daß Sie die Braut ſey, die dieſes Feſt zieren ſolle. Augenblicklich erſchallte die ganze Scene von einem angenehmen Freudengeſchrey der ganzen Geſellſchaft, die ſich Philareten zu Ihrer Gebieterin erbaten.

Dieß fröliche Getümmel wurde durch artige Lieder unterbrochen, die die Geſchickteſten unter ihnen ſangen, und die ſich in ein allgemeines Chor endigten. Sie enthielten alle Philaretens Lob, und die glücklichen Tage, die ſie ſich verſprächen, wenn ſie die tugendhafte Philarete als ihre Gebieterin verehren dürften. Endlich erſchienen unter dem Gedränge, Hand in Hand, Amalia und meine Agathe, und bemächtigten ſich Philaretens und meiner Hand. Mit Blicken von unwiderſtehlicher Anmuth ſahen ſie flehend an ihr herauf. Sie ſchien dieſen kindlichen Ausdruck der Liebe und die wenigen halb unterdrückten Worte tief in ihrem Innern zu fühlen. In einer ſüßen Betäubung ließ Sie es geſchehen, daß Philokles und Metra ihre Hand in die meinige legten, und ſo ward ich endlich zu dem glücklichſten Sterblichen. Die tiefe Rührung, womit ich meinen Dank auf Philaretens Hand drückte, verbreitete eine feyerliche Stille, die aber bald dem frölichſten Geräuſche Platz machte, unter welchem ich wechſelsweiſe in Philokles und Metras Armen flog.

Dieſer ganze feſtliche Tag wurde unter den Vergnügen ländlicher Gaſtmahle und Tänze in einem frölichen Taumel hingebracht, und an dem folgenden erfolgte unſere feyerliche Verlobung, wobey zugleich der Tag unſerer Verbindung feſtgeſetzt wurde.

Sie ſehen uns alſo bald bey ſich, und mich an Philaretens Seite, wenn Sie nicht etwan noch früh genug zurückkommen, um meiner Hochzeit beyzuwohnen, wozu Sie hiemit gebührend eingeladen werden.

So weit gehen die Briefe, welche dem Herausgeber in die Hände gefallen ſind. So viel er hat erfahren können, lebt **Philokles** jetzt noch immer in ſeiner philoſophiſchen Ruhe auf ſeinem Landgute, das er aber ſo oft mit der Stadt vertauſcht, als ſeine Kinder dahin reiſen, und dieſes geſchieht ziemlich häufig, da die Fürſtin an **Philaretens** Umgange viel Geſchmack findet, und ſie daher nicht oft genug um ſich ſehen kann. Ja ſelbſt **Hedion** iſt von ſeinen Vorurtheilen gegen ſie zurückgekommen, und muß ſich manchen Spott von denen Damen gefallen laſſen, deren Theetiſch er ſeltner beſucht, wenn Philarete in der Stadt iſt. Sie wollen ſchon verſchiedene ſonderbare Veränderungen an ihm bemerkt haben, die ſie ſeinetwegen beſorgt machen.

Anmerkungen

und

Zuſätze.

1) Erſte Anmerkung.

(S. 17)

Dieſe Bemerkung kann ein jeder aufmerkſamer Beobachter leicht machen. In jedem Zeitraum des Leichtſinns und der Ueppigkeit giebt es viele Religionsverächter aus Leichtſinn, falſcher Wiſſenſchaft und Sinnlichkeit, die hernach, wenn ſie Leute von glänzenden Talenten und angenehmen Umgange ſind, viel Proſelyten machen, welche aus Feigheit, Eitelkeit, oder aus kleinmüthiger Gefälligkeit ſich in den beliebten Ton zu ſtimmen ſuchen. Dieſen Gang der Irreligion kann man am beſten in der Geſchichte des zügelloſen Hofes in England unter Karl 2. bemerken. Und dieſe Beyſpiele könnten die Richtigkeit der zweyten Quelle des Unglaubens auſſer Zweifel ſetzen. Es kann aber vielleicht zur Beſtätigung derſelben etwas beytragen, wenn man das Bekenntniß von ihrer

Richtigkeit aus dem Munde eines groſſen Mannes ſelbſt hört, der ſich unglücklicher Weiſe einbildete, daß er durch dieſe Thorheit ſeine wahre Geiſtesgröſſe noch vermehren werde. L'Auteur (Despréaux) m'a dit que Mr. le Prince (*le grand Condé*) etant prés de mourir, fit appeller ſes gens et leur dit: *Vous m'avés ſouvent ouï dire des impietés, mais dans le fonds je croïois tout le contraire de ce que je diſois: je ne contrefaisois le Libertin et l'athée que pour paroitre plus brave.* Dieſe Anmerkung macht Broſſette bey dem ſehr bekannten Verſe des Deſpreaux:

> Vois-tu ce libertin, en public intrepide,
> Qui prêche contre un Dieu, que dans ſon Ame il croit?

S. *Lettres familieres de Mſrs Boil. Deſpr. et Broſſette.*

2) Zweyte Anmerkung.

(S. 21)

Die jüngſtverſtorbene verwittwete Churfürſtin von Sachſen beſuchte auf ihrer Reiſe nach Italien die berühmte Karthauſe zu Napoli. Dieſes Kloſter hat die anmuthigſte Lage, die ſich denken läßt. Die Ausſicht von einer Terraſſe in dem Garten erſtreckt ſich über den Meerbuſen von Bajä, und die vor demſelben liegenden Eylande. Die Churfürſtin, über dieſe herrliche Ausſicht entzückt, ſagte zu den Mönchen, welche ſie begleiteten, daß ſie das glücklichſte beneidenswertheſte Leben führten, da ſie alle Tage eines ſo anmuthigen Anblicks genieſſen könnten. Die Mönche waren nicht ihrer Meynung, und um ſie eines beſſern zu belehren, führten ſie die Fürſtin unvermerkt immer wieder auf den nemlichen Fleck. Sie bemerkte dieſes endlich gegen Ihren Führer, welcher erwiederte, daß man es thäte, um Ihro Hoheit deſto öfterer dieſe ſchöne Ausſicht genieſſen zu laſſen. „Ja! — war Ihre Antwort — aber ich habe ſie ſchon ſo oft geſehen.“ Ach! — antwortete der Karthäuſer mit einem Seufzer — das iſt gerade auch unſer Fall.

3) Dritte Anmerkung.

(S. 23)

Man ſolte glauben, daß die Religion in den höhern Ständen mehr Beförderung fände, als in den niedrigern. Denn Perſonen, die dazu gehören, haben mehr Muße und Mittel zur Aufklärung des Verſtandes, und wenn wir die Glückſeligkeit nach den äuſſern Gegenſtänden meſſen dürften, auch mehr Grund zur Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen Gott. Wenn dieſer Schluß richtig ſeyn ſolte: ſo müßte man annehmen, daß jeder Menſch allemal die Vortheile ſeiner Lage nach ihrem ganzen Umfange nutze, und daß ein jeder, der Urſach hat, zufrieden zu ſeyn, es auch wirklich ſey. Wie wenig iſt man berechtigt, dieſes vorauszuſetzen! — Auſſerdem finden ſich aber in der Lage dieſer vermeynten Glücklichen noch manche Umſtände, die ihrer Bildung zur Religion gar nicht günſtig ſind. Dahin gehört die **Zerſtreuung des Gemüths**, die bey der groſſen Mannigfaltigkeit der Vergnügen, die ſie ſich mit ihren Glücksgütern verſchaffen können, unvermeidlich iſt, —

eine gewiſſe Kälte und Seichtigkeit der Empfindung, die eine Folge frühzeitiger Verwahrloſung des Herzens und immer fortwährender Zerſtreuung iſt, und die dem Herzen nicht zuläßt, ſich zu der Innigkeit des Gefühls zu erheben, die zur Religion gehört. „Man kann daher mit Recht behaupten, ſagt der engliſche Aufſeher: „Daß dieſe Perſonen mit den „Bewegungen des Herzens ganz unbekannt ſind, „die groſſe Seelen einnehmen, wenn ſie ihre Gedanken mit Gott beſchäftigen. Es iſt augenſcheinlich, daß ſie von allen ſolchen Empfindungen, wie die Entzückungen der Andacht ſind, „ungerührt bleiben. So verächtlich ſie auch von „dem Gottesverehrer denken mögen, ſo iſt es doch „gewiß, daß es ihnen an den Talenten zur Andacht fehlt; denn eine fromme Empfindung gegen den Himmel iſt eben ſo gut, als eine jede „andere Empfindung nur im Verhältniß der Fähigkeiten des Verſtandes und des Herzens, warm „und lebhaft. Ein ſolcher Mann kann verſichert „ſeyn, daß es ihm bloß am Geſchmack für dasjenige fehlt, was er gern verſchreyen möchte, „und daß er mehr ein Dummkopf als ein Gottesleugner iſt. Ich muß es wiederholen, ſetzt der Aufſeher hinzu, „daß es ihm an Fähigkeit fehlt, „zu ſchmecken, was wahre Frömmigkeit iſt, und „daß er eben ſo fähig ſeyn würde, ein Heldenge-

„dicht zu ſchreiben, als ein inbrünſtiges Gebet zu „thun. Wenn Menſchen ſolchergeſtalt niedrig und „eng in ihren Begriffen ſind: ſo werden ſie leicht „verleitet zu glauben, daß das, was ſie nicht verſte„hen, nicht verſtanden werden kann. Ihr Wider„ſpruch gegen das, was Andere behaupten, iſt eine „nothwendige Folge von ihrer Unfähigkeit das „Nemliche zu empfinden.“ Guardian N. 3. S. 11.

So hart übrigens dieſer Vorwurf ſcheint, ſo müſſen doch ſelbſt diejenigen, die ſonſt die Religionsverächter nicht ſtrenge beurtheilen, geſtehen, daß er nicht wenigen unter ihnen mit Recht gemacht werde. Le Neophyte (ſagt H. D'Alembert,) à qui il (l'Abbé de Dangeau) avoit à faire, ſemblables à tant d'autres Mecréans, qui le ſont uniquement par *air* ou par *legereté*, etoit du nombre de ces impies plus dignes de compaſſion que de colere, que *Despréaux* caracteriſoit ſi bien en diſant, *que Dieu avoit en eux de bien ſots ennemis.*

Daher pflegt dieſe Art von Religionsverächtern, wenn irgend eine Begebenheit ſie in die Religion hineinſchreckt, nach ihrer übereilten Bekehrung, begierig jede Thorheit des Aberglaubens aufzufaſſen, wie ſie vorhin jeden abentheuerlichen Irrthum der Irreligion auffaßten. Die Anmerkung wird durch ein Beyſpiel beſtätigt, welches der eben angezogene Schriftſteller anführt, und das dem Abbe de Dangeau auszurufen veranlaßte: Helas! à peine ai-je prouvé à cet etourdi l'exiſtence de Dieu, que je l'ai vu tout pret à croire *au Batême des Cloches.* D'Alembert Elog. acad. El. de l'Abbé de Dangeau. S. 95.

Eben dieſe Zerſtreuungen, die ihnen weder die Zeit, noch die Kräfte laſſen, welche zu einer gewiſſen Anſtrengung des Verſtandes nöthig ſind, halten ſie in der Aufklärung immer auf halben Wege zurück, und dieſe halbe Aufklärung kann leicht zur Irreligion führen, indeß ein höherer Grad zur Verehrung Gottes zurückbringt. Dieſe Anmerkung hat ſchon Bako gemacht. „Es iſt indeß „wahr, ſagt er, daß ein wenig Naturlehre zur „Gottesleugnung geneigt mache; aber eine höhere „Wiſſenſchaft in derſelben bringt ſie zur Religion „zurück.“ Opp S. 1165. Frkfrt. Ausg. 1665. Die Urſachen dieſer Erſcheinung werden wir vielleicht weiter unten entdecken.

4) Vierte Anmerkung.

(S. 25.)

Es läßt ſich kein vernünftiger Grund angeben, warum man die Bildung zur Religion über die Jahre der Kindheit aufzuſchieben habe. Der kindiſche Verſtand kann, während ſeiner früheſten Schritte, bey einem ſchönen Werke an einen unſichtbaren Urheber, bey angenehmen Empfindungen an einen unſichtbaren Wohlthäter gedenken, und auch den unſichtbaren Wohlthäter lieben. Dieſe Gedanken und Empfindungen entwickeln ſich leicht an ſeinen Eltern und erſten Pflegern. Hingegen iſt es gefährlich, dieſe koſtbare Zeit zu verſäumen. Die erſte warme Empfindlichkeit des Herzens erkaltet, wenn das Herz durch die Vermehrung der Bedürfniſſe, durch die Sorge des Glückmachens, und unter den Entwürfen des Ehrgeizes eigennützig und kalt wird, ohne an Verſtande mehr, als die Sophiſtereyen einer falſchen Wiſſenſchaft und die ſeichten Kenntniſſe erworben zu haben, die zu dem Eigendünkel der Allgenugſamkeit und des entſcheidenden Tones führen.

5) Fünfte Anmerkung.

(S. 17.)

Der fehlerhafte Religionsunterricht in der Jugend trägt ſowohl bey den gewöhnlichen, als auch bey den geiſtreichen und lebhaften Köpfen zur Ausbreitung der Irreligion mehr bey, als man zu glauben geneigt iſt. Die Erſtern ſuchen dem Gedanken an die Gottheit, die ihnen nur in der fürchterlichen Geſtalt eines willkührlichen und grauſamen Deſpoten iſt vorgeſtellt worden, auszuweichen, und die Andern halten wegen der kindiſchen Zuſätze des Aberglaubens, die man ihnen als weſentliche Theile der Religion aufgedrungen hat, alle Religion für einen Gegenſtand, der der Aufmerkſamkeit eines geiſtreichen Mannes unwürdig iſt. Und durch dieſe unglücklichen Vorurtheile, womit ſie gegen alle Religion ſchon zum voraus eingenommen ſind, verſchlieſſen ſie ſich auf immer den Zugang zu aller beſſern Kenntniß derſelben; bis etwa die Vorſehung es für gut findet, ſie auf Wegen, die ihr allein bekannt ſind, einer reinern Erkenntniß der Religion näher zu bringen.

6) Sechste Anmerkung.

(S. 30.)

Aeuſſere Achtung wohlgezogener Perſonen gegen die Religion.

Die Verſpottung der Religion vor ſolchen Perſonen, denen ſie etwas ehrwürdiges iſt, haben wohlerzogene Männer allezeit für ein unmenſchliches, wenigſtens höchſt ungeſittetes Betragen angeſehen. Daher auch ſelbſt diejenigen, die unglücklich genug ſind, die Empfindungen einer troſtvollen Religion entbehren zu müſſen, wofern es ſonſt Männer von gutem Verſtande und Herzen, oder auch nur von einiger Erziehung ſind, dieſe Zügelloſigkeit von jeher verdammt haben. Der berühmte St. Evremond, den man zu dieſen rechnen kann, war doch ſo weit Philoſoph, daß er feſt glaubte, es ſey die Pflicht eines guten Bürgers, welche Meynungen er auch ſelbſt hegen möge, die Religion zu verehren. Er konnte nicht leiden, daß man ſie nur zum Gegenſtande des Scherzes machte. Die bloſſe Wohlanſtändigkeit, pflegte er zu ſagen, und die Achtung, die man ſeinen Mitmenſchen ſchuldig iſt, erlauben es nicht.

Sie

7) Siebente Anmerkung.

(S. 50.)

Eine natürliche Groſsmuth und Güte der Seele begleitet gemeiniglich die Unſchuld und Einfalt falt der Sitten, die uns die Landbewohner ſo rührend und ehrwürdig machen, welche von groſſen Städten entfernt leben. Herr de Luc hat auf ſeinen Reiſen verſchiedene Züge, inſonderheit unter den Alpenbewohnern, davon gefliſſentlich bemerkt, und wir danken es ihm, daſs er ſie uns aufbewahrt hat. Ihre Schilderung iſt gewiſs ſo intereſſant, als die Beſchreibung einer ſeltenen Verſteinerung oder einer ſchönen Alpenausſicht. Ich will nur einige aus ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Briefen an die Königin von England ausziehen.

„Wenn die Lage, in der man ſich befindet, — ſo fängt er ſeine Erzählung an, — den Dingen umher die Farben giebt, wie ſehr muſte dann nicht die folgende Scene dadurch verſchönert werden. Eure Majeſtät werden ſich nicht wundern, daſs ich verſucht habe, ſie zu beſchreiben; ich genieſſe dadurch das Angenehme derſelben zum andernmale. Jn unſerer ſchrecklichen Noth fielen uns unſere guten Wirthinnen von Anterne wieder ein. Wir vermutheten, daß wir ihre Hütten unterhalb uns hatten; wir vereinigten unſre Stimmen, um ihnen zuzuſchreyen. Bald nachher wurden wir in unſern Verſuchen unterſtützt; unſre Führer hörten uns und lieſſen ebenfalls Stimmen erſchallen, die man recht eigentlich das Berggeſchrey les cris des montagnes nennen könnte. Rouſſeau hat ſehr wohl bemerkt, daß die Hirten durch die Nothwendigkeit in der Ferne verſtanden zu werden eine ſehr ſtark ſchallende Stimme erhalten. Auf unſer wiederholtes Rufen zeigte ſich endlich mitten im Schooſſe der Nacht ein kleines Licht! Noch ſchlägt mir das Herz, wenn ich mich dieſes Augenblicks erinnere. Wir lagen auf der Erde ausgeſtreckt! Wir verſtärkten unſer Schreyen, und die Hofnung der Gefahr zu entgehn, trat bald an die Stelle des Entſchluſſes, hier alles auszuhalten, um jener auszuweichen. Das kleine Licht, an welchem wir einige Bewegung wahrnahmen, verſchwand wieder, aber um bald darauf gröſſer wieder zu erſcheinen. Es wurde ſo groß, daß dadurch einige Helligkeit bis zu uns her verbreitet wurde. Aufmerkſam auf dieſe wohlthätige Erſcheinung, thaten wir anfangs nichts als es, nicht ohne einige Bewegung, betrachten: aber endlich entdeckte es uns ſelbſt die Urſach ſeines Daſeyns. Engel, unter der Geſtalt weiblicher Einwohner dieſer Gebürge, ſuchten Nacht, Regen, Hagel und Wind zu überwinden, um uns zu helfen. Von einem groſſen angezündeten Feuer ſahen wir einzelne Brände, wie Fackeln, entfernen und ſich nach unſerer Seite des Berges richten, denen immer neue nachfolgten, ſo wie der Regen und Wind die vorigen auslöſchte. Ein gröſſerer, als alle übrigen, widerſtand endlich der Gewalt des Windes und des Regens, und kam uns ſo nahe, daß unſre Führer, die nun ihren Muth wieder hatten, dadurch ausfanden, wie wir gehen müßten. Wir ſtiegen die linke Seite unſers hohlen Weges mit ziemlicher Mühe hinan, und durch das Licht, welches von dem groſſen Feuer kam, zurecht gewieſen, fanden wir die Fackel wieder, die uns ſogleich aus den Augen gekommen war. Und wer war dies? — Ich wundere mich nicht, daß unwiſſende Menſchen wohlthätige Gießbörſe anbeten. — Es war unſre Wirthin, die allen Hinderniſſen Trotz geboten hatte, um uns zu Hülfe zu eilen.

Wir kamen endlich an dem Orte an, wo ſie ihre Nachbarinnen verſammelt hatte, um dadurch mehr Hände und mehr Holz zu erhalten: denn man muß alles Holz aus tiefern Gegenden in dieſe Thäler heraufbringen. — **Die armen Leute!** ſagten ſie alle mit einem Munde, als ſie uns ankommen ſahn. — Und weil es ſtark regnete, ſo begaben ſie ſich weg. — **Sie giengen weg?** — Ja! aber dergleichen ſieht man nur auf Gebürgen. An andern Orten würde jede von ihnen uns geſucht haben begreiflich zu machen, daß ſie ſich dem Ungewitter um unſertwillen ausgeſetzt gehabt hätten, und daß es viel koſte, das Holz hieher zu ſchaffen.

Wir giengen demnach mit unſern Wirthinnen allein in ihre Hütte. Ich habe nicht nöthig, **Eurer Majeſtät** zu erzählen, was dieſe Leute, die ſchon ſo viel zu unſerm Beſten gethan hatten, uns nun noch zu Gute thaten; aber um **Denenſelben** ſehen zu laſſen, wie glücklich wir uns ſchätzen muſten, hier zu ſeyn, muß ich noch hinzuſetzen, daß das Ungewitter die ganze Nacht durch dauerte.

Am Morgen wolten wir unſre Wirthinnen bezahlen. — Ich ſchäme mich davor, daß wir es wolten! — Sie ſchlugen es ſchlecht weg aus. Indeſſen, ich darf es doch nicht verſchweigen, ich hatte bemerkt, daß die eine von ihnen weniger über dieſe Hütte zu befehlen zu haben ſchien; ich näherte mich ihr, indem ich meine Hand aus der Taſche zog. Ich erzähle dieſes nicht zu ihrer

Schande, und Eure Majeſtät werden dieſes ſelbſt ſehn, wenn ich anders das recht erzähle, was ich deutlich an dem Betragen dieſer Frau ſah. Menſchlichkeit hatte ſie bewogen uns zu dienen. —— Sie war belohnt, indem ſie uns half. —— Sie hatte nicht an Bezahlung gedacht. —— Indeſſen ein groſſer Thaler! —— Dieſer Anblick verbreitete ein Lächeln über ihr Geſicht. —— Aber ſich für einen ſolchen Dienſt bezahlen zu laſſen! —— Dieſer Gedanke ſchlug ihre Augen nieder. —— Sie ſtreckte die Hand aus, nahm den Thaler, indem ſie die meinige drückte, und mit einem beſondern Ausdrucke von Freundſchaft ſchüttelte, welches die einzige Ehrenbezeigung der Gebürgigen iſt; ſie würden auf eben die Weiſe einer Königin die Hand ſchütteln. Indeſſen war bey mir das Vergnügen dieſe Frau zufrieden zu ſehn, nicht ohne Zuſatz: zuweilen mache ich mir Vorwürfe, daß ich ſo handelte, denn das iſt der Weg, das Gefühl der Menſchlichkeit zu vernichten. Ich würde mirs noch mehr vorwerfen, wenn Anterne jemals ein Ort werden könnte, der häufig beſucht würde. Dieſes iſt nicht die Betrachtung eines einzigen Augenblicks, ich habe ſie ſehr oft gemacht, wenn ich geſehen habe, daß man auf dieſe Art die guten Dienſte anders erwiederte, als es die guten Leute erwarteten.

Eine eben ſo rührende Beſchreibung macht dieſer vortrefliche Schriftſteller von der edeln Einfalt des Herzens, die er an den einzelnen Heidebewohnern zwiſchen Grave und Herzogenbuſch wahrgenommen hat. Er hatte ſich in dieſe Heiden vertieft, und war von ſeinem Wagen abgekommen, der, ſtatt ihn, nach der mit ſeinem Fuhrmann und Bedienten genommenen Abrede bey einem von dieſen Baurenhäuſern wieder einzunehmen, vorbeygefahren war. Er mußte ihm alſo nachgehen. Allein er wußte den Weg nicht, wußte auch nicht, wie er ihm nur auf die Spur kommen ſolte. Zum Unglück verſuchte er mehrmals vergebens, ſich zwey Frauen, die er in einem Hauſe gefunden hatte, verſtändlich zu machen; denn er verſtand weder holländiſch noch deutſch, ſo wie ſie weder franzöſiſch noch engliſch. „Nachdem ich, fährt er fort, „mehr als eine halbe Stunde gewartet hatte, ohne meine Leute kommen zu ſehen, gieng ich zur Hütte hinaus, und nachdem „ich einige benachbarte Dünen hinangeklettert: „ſo ſah ich mich nach der Seite um, von „der ich gekommen war. Die Ausſicht erſtreckte „ſich auf eine groſſe Entfernung, aber ich ſahe „nichts. Das fieng in der That an mich ſehr zu „beunruhigen, und man mochte es mir ſicherlich anſehen, als ich wieder in das Haus trat. Ich

,,verſuchte von neuem mich meinen guten Frauen ,,verſtändlich zu machen. Mein ängſtliches Anſehen verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit. Ich fragte ,,endlich nur, ob der Weg, den ich hergekommen war, ,,von Grave nach Herzogenbuſch führte. Sie ,,verſtanden mich, und auch ich verſtand an meiner ,,Seite, daß ich von dieſem Wege ziemlich weit entfernt ſey; worauf ich ſie fragte, welchen Weg ich ,,nehmen müßte. Da gieng die Hauswirthin mit ,,mir zum Hauſe hinaus, führte mich eine Strecke ,,Weges, und zeigte mir Häuſer, bey denen ich ,,vorbey müßte. Ein Wort, das dem engliſchen ,,Wind-Mill ähnlich war, gab mir zu erkennen, ,,daß eine Windmühle, die ich noch nicht entdecken ,,konnte, ein zweytes Zeichen wäre; ich verſtand ,,ſogar, daß der Weg von Grave nach Herzogenbuſch bey dieſer Mühle vorbey gienge.

,,Hier war ich nun mitten in den Heiden, in ,,Wind und Regen, eine halbe Meile von der ,,Windmühle, wo mein Wagen vielleicht ſchon vor ,,einer halben Stunde in groſſer Eil vorbeygefahren war, um mich deſto eher einzuholen, in der ,,That aber, um ſich deſto mehr von mir zu entfernen. Allein ein Augenblick löſchte dieſe unangenehmen Gedanken aus.

„Da ich nicht lange Zeit verlieren wolte, eine „Wendung für den wörtlichen Ausdruck meiner „Dankbarkeit zu ſuchen: ſo wählte ich ſogleich „eine Sprache, die jedermann verſteht; ich zog „einiges Geld aus meiner Taſche, und wolte es „ihr geben. Sie wies es ſtandhaft ab, und gab „mir ihre Hand nicht eher, als bis ich ihr die „Meinige ihrer würdig, **ohne Geld**, aber voller „Herzlichkeit darreichte. „Gute Frau! rief ich da auf franzöſiſch, um meinem Herzen Luft zu machen, „Frau! die ich ehre, ich habe „nichts, das ich dir geben kann, du haſt Alles; „Gott erhalte es dir.“ Ich gieng und lief im„mer dem Wege nach, den ſie mir gezeigt hatte; „und wäre es durch Moräſte geweſen, kein Weg „hätte mir ſchlimm gedeucht.“ Lettres phyſ. & morales ſur l'Hiſt. de la Terre et de l'homme T. III. S. 428. u. ff.

Auf einer neuen Reiſe kam Herr de Luc bald wieder durch die Heiden von Herzogenbuſch. Er hatte ſich gleich vorgenommen, ſeine gaſtfreye Wirthin zu beſuchen. Um ihr ſeine Erkenntlichkeit zu bezeugen, hatte er ein ſeidenes Tuch mitgenommen, das er ihr ſchenken wolte, und ein Kompliment in holländiſcher Sprache aufgeſchrieben, das er ihr aus dem Hute vorzuleſen gedachte.

„Ich zog, erzählt er, das Tuch aus der Taſche,
„und überreichte es ihr. Sie nahm es, ſah mich
„an, legte es auf den Tiſch, aber ohne ihre Phy-
„ſiognomie zu ändern. Sie verſtand zwar, was
„ich ihr ſagen wolte, aber ſie erkannte mich nicht
„wieder.

„Das war ein groſſer Strich durch meine
„Rechnung; und man konnte es mir anmerken.
„Allein eine Ueberlegung brachte mich wieder zu
„mir. Das iſt, ſagte ich bey mir ſelbſt, das iſt
„die wahre Gaſtfreyheit der Natur; ſie wird
„geübt, ohne daß man daran denkt.“ Ich las
„ihr darauf meine Lektion etwas ruhiger vor,
„nahm das Tuch wieder, und gab es ihr. Sie
„nahm es an, bezeugte, daß es ihr gefiel, und
„nachdem ſie es mit einer ganz andern Miene
„auf eine Ecke des Tiſches gelegt hatte, gieng ſie
„nach einer andern Seite des Hauſes, die an die
„Küche ſtieß, von da ich ſie mit einem groſſen Brodte,
„einem Kruge Bier, friſcher Butter und Käſe
„zurückkommen ſah. Sie ſtellte das alles auf ei-
„nem ſehr reinlichen Tiſchtuche vor mir hin, und
„machte mir ein Zeichen, daß ich eſſen ſolte. Das
„Brodt war ſehr ſchwarz, und das Bier trübe;
„aber ich hatte es verdient, ſo wie ſie, dieſe Ge-
„richte ſehr gut zu finden. Denn ich hatte den

„Tag mehr als drey Meilen zu Fuße gemacht. „Ich fieng alſo an, mit ſehr gutem Appetit zu eſſen, indeß ſie wieder zu ihrem Heerde gieng, und „fortfuhr, Eiſerkuchen zu backen, wovon ſie mir „hernach anbot.“ —

„Nachdem ich mit der ganzen kleinen Familie „Bekanntſchaft gemacht hatte, wolte ich auch ihren Namen wiſſen; ich fragte alſo die gute Frau „ſo gut ich konnte; dann verſuchte ich zu ſchreiben. Allein da ich fürchtete, ihn nicht richtig „zu buchſtabiren: ſo fiel mir ein, daß ſie meine „Schrift habe zu gut leſen können, als daß ſie „nicht ſelbſt auch ſolte ſchreiben können. Ich gab „ihr alſo ein Blatt Papier und eine Feder, und „bat ſie ihren Namen darauf zu ſchreiben. Sie „ſchrieb ohne Anſtand mitten auf das Blatt, mit „einer von ihrer Feldarbeit etwas ſchweren aber „deutlichen Hand: **Peternelle van de Schans.**

„Da ich meiner Wirthin auch meinen Namen laſſen wolte: ſo ſchrieb ich ihn, in ihrer Gegenwart unter mein holländiſches Kompliment, „und legte das Papier in das Tuch; darauf ſchlug „ich das Papier, worauf ihr Name war, zuſammen, um es in die Taſche zu ſtecken, als eine „Bewegung der guten Frau mich aufmerkſam „machte. Ich dachte nach, was ich eben thäte.

„Ihr

Univ. Bibl. München

„Ihr Name, mitten auf ein weiſſes Blatt ge„ſchrieben, war ein **Blanket**. Dieſer Gedanke „machte mich ſelbſt ſtutzig, ich machte das Blatt „wieder von einander, und reichte es ihr hin. „Sie wies mir ihren Namen und den leeren Platz, „und ich verſtand ſie ſehr wohl. Ich wolte alſo „das Blatt abſchneiden, als mir einfiel, zu ver„ſuchen, ob ihr Skrupel wohl recht ſtark ſey. „Ich überlieferte ihr daher das Papier wieder; „dann nahm ich das, welches ich ihr laſſen wolte, „und zeigte ihr meinen Namen, um ihr zu verſte„hen zu geben, daß ich den ihrigen verlangte. „Darauf gab ſie mir es ohne Mistrauen zurück. „Ich habe es alſo. Aber um meinen eigenen „Gewiſſensſkrupel zu beruhigen, hab ich mit groſ„ſen Buchſtaben auf das Weiſſe, das über ihrer „Unterſchrift geblieben iſt, die Worte geſchrieben, „**Zeichen der Redlichkeit**. Das war das zweyte, „das ich in dieſer Hütte bewunderte; denn vori„ges Jahr hatte der Mann nicht einmal daran ge„dacht, daß er mich mit ſeiner Frau allein ließ. „Dieſe Leute **glauben an die Tugend**, wie „Rouſſeau vom Alexander ſagte.“ Ebend. S. 457. u. ff.

8) Achte Anmerkung.

(S. 67.)

Ueber den moraliſchen Sinn, in welchem Verſtande er uns angebohren ſey.

Am gewöhnlichſten betrachten wir das als angebohren, das wir uns nicht erinnern, erworben zu haben. Wir nehmen daher an, daß es ſich von dem erſten Augenblick unſeres Daſeyns an in uns gefunden habe, daß es alſo zu unſerer Natur gehöre. So halten wir Neigungen und Urtheile für angebohrne, deren Entſtehen wir nicht bemerkt haben. Wir irren uns oft, wenn wir ſie gleich darum für angebohren erklären, da ſie gar wohl können allgemach entſtanden ſeyn, ob wir gleich ihr Entſtehen nicht wahrgenommen haben. Wer nicht gewohnt iſt, menſchliche Neigungen bis auf ihren Urſtoff und Keim mit ſeinem Forſchen zu verfolgen, pflegt gern gewiſſe laſterhafte Neigungen, z. B. das Stehlen, wenn er es frühzeitig an Kindern bemerkt, für angebohren zu halten.

Dieſe Art zu urtheilen iſt fehlerhaft. Es iſt zwar richtig, was man hat entſtehen ſehen, das iſt erworben, aber man kann nicht ohne Uebereilung umgekehrt ſchlieſſen, was man nicht hat entſtehen ſehen, das iſt nicht erworben und alſo angebohren.

In welchem Sinne kann man alſo ſagen, daß uns ſittliche Urtheile angebohren ſind? Bloß daß ſie ſo allgemach und ſo frühzeitig entſtehen, daß wir ihr Entſtehen nicht wahrnehmen? In dieſem Verſtande würde jedermann einen angebohrnen ſittlichen Sinn zugeben.

Auf der andern Seite können wir auch nicht annehmen, daß der moraliſche Sinn, wenn wir darunter eine Fertigkeit verſtehen ſittliche Urtheile zu fällen, nicht brauche erworben zu werden. Denn die Erfahrung lehrt, daß er ſorgfältig erweckt, gelenkt, berichtigt, erweitert, geſtärkt, belebt werden müſſe, wenn er ſeine Vollkommenheit erhalten ſoll, daß er, wenn wir es an dieſer Pflege fehlen laſſen, ſchwach bleibe, und irre geführt werden könne.

Er will alſo, wenn er eine Fertigkeit werden ſoll, geübt ſeyn; ohne Uebung iſt er bloß als eine natürliche Fähigkeit zu betrachten, d. i. als eine ſolche, die als bloſſe Fähigkeit zwar nicht nothwendig auf eine richtige Art wirkt, deren

Gründe doch aber zu der Natur der menſchlichen Seele ſelbſt gehören, die folglich nicht erſt entſtehen, wenn es jemand gefallen hat, gewiſſen Handlungen nach Willkühr, eine Sittlichkeit zu geben, die ihnen nicht natürlich iſt.

Wenn daher gewiſſe Handlungen eine natürliche Sittlichkeit hätten, wenn der innere Sinn dieſe Sittlichkeit erkennen könnte: ſo würde es einen natürlichen angebohrnen moraliſchen Sinn geben, der aber, wie alle menſchliche Fähigkeiten, einer fortgeſetzten Uebung und ſorgfältigen Pflege bedürfte, wenn er zu einer vollkommenern Fertigkeit gedeihen ſolte.

Daß es mit der erſten Bedingung ſeine Richtigkeit habe, hat Philokles zu beweiſen geſucht. Wie ſteht es aber um die Andere? Kann der innere Sinn die natürliche Sittlichkeit gewiſſer Handlungen aus ſeinem bloſſen innern Anſchauen erkennen?

Wenn die Seele die Gründe der Güte einiger Handlungen in ſich ſelbſt fände, ſo würde es angehen, daß ſie ihre natürliche Sittlichkeit bloß aus ſich ſelbſt erkennte. Es würde alſo bloß darauf ankommen, ſich zu verſichern, ob die Vorſtellung von dem, was gut iſt, eine Vorſtellung ſey, die man nur durch Hülfe der äuſſern Sinne erhalten könne, oder ob es ein Begriff ſey, der ſelbſt in dem Falle, wo wir ihn den Gegenſtänden der äuſſern Sinne beylegen, doch ſchon vorhergängig in der Seele ſeyn müſſe. Das würde angehen, wenn die Vorſtellungen von Realität und Vollkommenheit, um derentwillen wir etwas gut nennen, aus dem innern Anſchauen der Seele ſelbſt könnten geſchöpft werden.

Nun, dünkt mich, können dieſe Begriffe nirgends andersher erhalten werden. Denn welchem Dinge auſſer uns wir ſie auch beylegen, ſo ſetzen wir ſchon allemal den Begriff derſelben voraus. Inſonderheit iſt dies von dem Begriff der Realität klar, den wir durch die Vorſtellung der Seele ſelbſt erhalten und nur durch ſie erhalten können, indem wir auſſer uns nur das Realität nennen können, was einer Vorſtellung in uns entſpricht.

Wir nennen aber auch die Gründe und Mittel zu einem guten Zwecke gut, und die Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen zu der Realität giebt dem Ganzen Vollkommenheit. Alſo muß auch dieſer Begriff von Vollkommenheit in der Seele ſelbſt ſchon fertig liegen, ehe er den Gegenſtänden der äuſſern Sinne kann beygelegt werden.

Nun fragt ſich nur, was iſt Vollkommenheit für den Menſchen? — Erſtlich ſie iſt Vollkommenheit eines **endlichen** Weſens; die ſich alſo immer vermehren läßt, auch durch ſeine **freyen** Handlungen. Es giebt alſo eine Vollkommenheit für ein ſolches Weſen, die es haben, nicht haben, erwerben, behalten, verlieren kann, ohne aufzuhören das zu ſeyn, was es iſt. Es giebt aber auch eine, die es nicht behalten und verlieren kann, ohne aufzuhören zu ſeyn, was es iſt. Wir können, wenn wir dieſe Verſchiedenheit, die in den Sachen iſt, vermittelſt der Sprache in der Vorſtellung feſthalten wollen, die Erſte **zufällig**, die Andere **weſentlich** nennen. Es iſt natürlich, daß die erſtere Art für jedes Weſen durch die letztere beſtimmt werden müſſe. Da es nun mehrere Arten von endlichen Weſen giebt, ſo muß eine jede Art derſelben beſonderer zufälliger Vollkommenheiten fähig ſeyn. Wie werden wir lernen, welche Art ſich für jedes Weſen ſchicken? Werden wir nicht nach der weſentlichen Vollkommenheit deſſelben fragen müſſen?

Die Vollkommenheit des Menſchen alſo iſt **zweytens** die Vollkommenheit eines **menſchlichen** Weſens. Dieſe lernen wir aus den natürlichen Verrichtungen ſeiner weſentlichen Theile kennen. Unſer innerer Sinn ſagt uns, daß wir Verſtand, Vernunft, Einbildungskraft, Gedächtniß, Willen, Freyheit u. ſ. w. haben, weil wir uns der Verrichtungen dieſer Seelenkräfte bewußt ſind. Wenn wir alſo die Handlungen, die unſerer Willkühr und Wahl überlaſſen ſind, ſo einrichten, daß ſie mit dieſen natürlichen Verrichtungen übereinſtimmen, die Fähigkeiten und Kräfte, worauf ſie ſich beziehen, erweitern, und die nemlichen Geſetze, wornach dieſe Kräfte natürlich wirken, auch bey ihrem freyen Gebrauch beobachten: ſo wird unſere Vollkommenheit durch den Zuſatz zufälliger Vollkommenheit vermehrt. Wenn dann unſere weſentliche Vollkommenheit Glückſeligkeit zur Abſicht hat, ſo haben die Handlungen, die zufällige Vollkommenheit hervorbringen, eben dieſe Abſicht, und ſtimmen alſo mit ihr zu einerley Zweck zuſammen.

Ich denke nicht, daß ich mich bey dieſer Zergliederung der Begriffe zu weit von dem gemeinen Verſtande verirrt habe. Ein jeder fühlt leicht, daß er allemal, wenn er eine menſchliche Handlung im Allgemeinen gut nennt, auf das Weſen des Menſchen Rückſicht nehmen muß, und daß ſie, um dieſen Namen zu verdienen, anders ſeyn müßte, ſobald das Weſen des Menſchen anders wäre.

Indeß haben wir nicht in Abrede ſeyn können, daß der menſchliche Verſtand die Begriffe von gut, Realität, Vollkommenheit vorgängig vor aller äuſſern Erfahrung erhalten könne und müſſe, bloß durch das Anſchauen ſeiner eigenen Vorſtellungen; obgleich die äuſſere Erfahrung zu ihrer Entwickelung Gelegenheit giebt.

Wenn alſo der moraliſche Sinn, als Fähigkeit betrachtet, der Verſtand iſt, ſo fern er Vorſtellungen hat, die er nicht durch die Sinnen bekömmt, und die Vernunft, ſo fern ſie das Weſen und die Natur des Menſchen aus ſeinen natürlichen Verrichtungen abnimmt, und die Uebereinſtimmung der freyen Handlungen mit dieſen Weſen und dieſer Natur des Menſchen erforſcht: ſo muß er dem Menſchen ſo gut angebohren ſeyn, als der Verſtand und die Vernunft ſelbſt, aber auch zu ſeiner Erhöhung, Berichtigung, Erweiterung eben ſowohl einer regelmäßigen Uebung bedürfen, als dieſe beyden Vermögen der Seele.

9) Neunte Anmerkung.

(S. 83.)

Ueber einige unrichtige Anwendungen des Geſetzes der Einbildungskraft.

Das, was eigentlich die neuere Philoſophie von dieſem wichtigen Geſetze erfunden hat, iſt die Anwendung deſſelben zur Erklärung ſeltſamer und widerſprechender Urtheile und Neigungen in der menſchlichen Seele. Daß eine Idee durch die andere könne geweckt werden, hatte man längſt bemerken müſſen; auch welche dieſe ſeyn, hatte bereits **Ariſtoteles** beſſer beſtimmt, als es jetzt bisweilen in philoſophiſchen Schriften zu geſchehen pflegt. Der Erſte, der eine glückliche Anwendung auf den Eigenſinn des Geſchmackes und die ſeltſamen und unüberwindlichen Neigungen des Herzens machte, war **Descartes**. Ihm ſchien das Schielen in einem weiblichen Geſichte ein Theil ſeiner Schönheit, ſo ſehr ſeine Vernunft dieſen Geſchmack verdammte. Einem ſo nachdenkenden Geiſte konnte dieſe Sonderbarkeit nicht unbemerkt bleiben, und indem er ihren Urſachen nachforſchte: ſo fand er ſie in einer ganz zufälligen Ideenvergeſellſchaftung ſeiner Kindheit. Locke machte von dieſem Geſetze einen vortreflichen Gebrauch, indem er ſeinen Einfluß auf die Neigungen inſonderheit in den Jahren der Kindheit zeigte, und zugleich bemerkte, wie wichtig es bey der Erziehung ſey, über die Einbildungskraft der Kinder zu wachen, daß ſich nicht durch unglückliche Vergeſellſchaftungen der Ideen frühzeitig in ihren Gemüthern unrichtige Neigungen feſtſetzen.

Es wäre gut, wenn man hiebey wäre ſtehen geblieben. Der Satz kann vollkommen durch die Erfahrung bewieſen werden: **einige Urtheile und Neigungen haben ihren Grund in vorhergegangenen Ideenaſſociationen.** Allein wie die eilfertige Einbildungskraft von dem Boden einiger einzelnen Erfahrungen ihren Flug gleich in das unbegränzte Feld des Allgemeinen nimmt: ſo gieng man von dieſer beſcheidenen unglänzenden aber genauen Wahrheit zu dem Irrthume fort: **Alle Urtheile und Neigungen in dem Menſchen ſind die Folgen zufälliger Vergeſellſchaftungen der Ideen.** Man meynte damit inſonderheit die ſittlichen Urtheile, die Urtheile des ſittlichen Gefühls und des Gewiſſens. Man erklärte dieſe alle für Wirkungen der Gewohnheit, der häuslichen und politiſchen Erziehung, und man glaubte den Stein der Weiſen in der Staatskunſt gefunden zu haben, indem man nun ein Mittel zu haben meynte, womit man dem Menſchen alle Meynungen, Empfindungen und Neigungen geben könne, die man wolle. Das hieß nun eigentlich den Menſchen als ein Thier behandeln, das man mit einer Lockſpeiſe oder mit der Geiſſel zu allem abrichten kann, wozu ſeine Organiſation eingerichtet iſt. Denn alle Urtheile und Schlüſſe der Thiere ſind nichts weiter, als ſolche Aſſociationen der Ideen. Wenn der Hund, um eingelaſſen zu werden, an der Thür kratzt, wenn er ſeinem Herrn nachfolgt: ſo iſt im erſtern Falle die Idee des Ankratzens und Aufthuns, ſo wie im letztern die Geruchsidee ſeines Herrn mit der Geruchs- und Geſchmacksidee ſeines Fraſſes durch bloſſe Aſſociation verbunden; hier iſt weder eine deutliche Vorſtellung, wie das Ankratzen könne ein Mittel des Aufthuns werden, noch eine vernünftige Liebe zu einem Wohlthäter.

Doch man hat den Menſchen noch tiefer herabgeſetzt; man hat die Aſſociationen der Ideen ganz mechaniſch erklärt, und alſo den Menſchen zu einer Maſchine gemacht. „Die Lebensgeiſter, „wenn ſie einmal in den Gang gebracht ſind, ſagt Locke (vom menſchlichen Verſt. 2. B. 33. H.)

„gehen in demſelben Wege fort, den ſie einmal „gewohnt ſind. Dieſe Wege ſind durch öfteres „Betreten, ſo zu reden, zu glatten und gebahnten „Fußſteigen geworden, ſo, daß die Bewegung „darinn leicht und gleichſam natürlich wird.“ Dieſen Wink ließ man nicht auf die Erde fallen; denn wenn man ihm nachgieng, konnte man alles in dem Menſchen entbehren, was ihn von einer bloſſen Maſchine unterſcheiden könnte.

Ich kann jetzt nicht den pſycholochiſchen Theil dieſes Syſtems verfolgen, weil ich nur den moraliſchen Theil deſſelben in ſeinem trügeriſchen Lichte zeigen will. — Einige unſerer Urtheile entſtehen aus zufälligen Ideenverbindungen, — entſtehen darum alle aus dieſer Quelle, und giebt es deren keine, die aus einer **nothwendigen** entſtehen?

Iſt das Vergnügen, das die Befriedigung der Neubegierde gewährt, von eben der Art, als dasjenige, das **Descartes** bey dem Anblick des Schielens empfand? — Von dem Erſtern läßt ſich aus der allgemeinen menſchlichen Natur ein vernünftiger Grund angeben, das Letztere hat bloß ſeinen Grund in gewiſſen perſönlichen und zufälligen Umſtänden, das Erſtere beruhet auf einer **nothwendigen** und unzertrennlichen und daher **allgemei-**

nen Verbindung der Ideen, welche die angenehme Empfindung ausmachen, das Andere auf einer ſehr zufälligen, zertrennlichen und beſondern, — die Eine verurſacht Vergnügen **durch ſich ſelbſt**, die Andere **durch die Idee**, die ihr zugeſellt iſt.

Wenn es alſo aus der Natur des Menſchen durch eine nothwendige Folge kann hergeleitet werden, warum einige Handlungen gut, andere aber böſe ſind: ſo hat man nicht nöthig, ſeine Zuflucht zu den zufälligen Vergeſellſchaftungen der Ideen zu nehmen.

Wir müſſen alſo wieder darauf zurückkommen: diejenigen, die dem Menſchen alle angebohrnen und natürlichen Begriffe und Empfindungen des Guten und Böſen abſprechen, die alle dieſe Begriffe und Empfindungen für Spiele der Einbildungskraft ausgeben, welche bloß durch eine zufällige Zuſammengeſellung von Ideen hervorgebracht werden, müſſen dem Menſchen ſeine vernünftige Natur nehmen, und ihm zum unvernünftigen Thiere hinabwürdigen. Denn ſie müſſen annehmen, daß er keine vernünftige Natur habe, mit denen ſeine Handlungen, wenn ſie gut ſeyn ſollen, übereinſtimmen, ſie erhalten und erhöhen müſſen, — ſie müſſen annehmen, daß er keine Vernunft habe, um dieſe Uebereinſtimmung einzuſehen. Das iſt kürzlich das ganze Syſtem, das **Helvetius** in ſeinen Werken, ſowohl in dem de l'Esprit, als in dem de l'Homme, als die wichtigſte Entdeckung angeprieſen hat, und das ſo viele, die auf den Ruhm groſſer Köpfe Anſpruch machen, nachgeſagt haben.

Ueber den Einfluß der Einbildungskraft auf die Sittlichkeit.

Das Syſtem, dem **Helvetius** vor ungefähr zwanzig Jahren eine ſo ſcheinbar philoſophiſche Geſtalt gegeben hat, iſt nicht lange vorher mit eben ſo viel Witz und Anmuth ausgeſchmückt, aber bey weitem nicht ſo, wie von ihm, an die Gränzen des Ungereimten getrieben, behauptet worden. **Bernard de Mandeville**, ein Arzt in London, deſſen Werk über die hypochondriſchen und hiſteriſchen Krankheiten von den Aerzten geſchätzt wird, ſchrieb im Jahr 1723 ſeine **Fabel von den Bienen**, ein berüchtigtes Werk, das aber jetzt nur noch denen bekannt iſt, deren Beleſenheit ſich nicht bloß auf die berüchtigten Schriften des laufenden Jahres erſtreckt. Er wolte eigentlich den moraliſchen Sinn des edlen Graf **Shaftsbury**, — wie man es jetzt nennt — perſifliren, und man muß geſtehen, daß er die Lacher ziemlich auf ſeine Seite zog, ja, was noch ſchlimmer war, daß er dieſe luſtige Geſellſchaft, bey der jeder bald Glauben findet, der die gefährliche Gabe hat, ſie lachen zu machen, mit Recht für ſeine Meynung gewann, wenn das Lächerliche der ſichere Probierſtein der Wahrheit ſeyn könnte, wofür der vortrefliche Graf es, etwas übereilt, ausgegeben hatte.

Der Graf empfahl mit einer einnehmenden Wärme des Herzens das Beſtreben für das geſellſchaftliche Wohl als die eigentliche Tugend. Er fand die Bewegungsgründe zu allen geſelligen und gemeinnützigen Handlungen in dieſen Handlungen ſelbſt; er glaubte, daß die innere Verbindlichkeit zu denſelben, oder, nach ſeiner Sprache, ihre ſittliche Schönheit von jedem Menſchen empfunden werde, und daß dieſe Empfindung des Vergnügens, das aus der Selbſtachtung, der Selbſtzufriedenheit und der Sympathie entſpringt, die gewiſſeſte Belohnung der Tugend ſey, die einzige, die ihr ihren Werth gebe.

Von allem dieſen behauptete Mandeville das Gegentheil, und es fehlte ihm nicht an Beyſpielen aus der wirklichen Welt, die uns allerdings nöthigen, die Begriffe von der menſchlichen Tugend etwas herabzuſtimmen. Es iſt freylich der

Erfahrung gemäß, daß viele gemeinnützige Handlungen aus eigennützigen Quellen flieſſen, — der Erfahrung gemäß, daß der moraliſche Sinn bey weitem nicht immer wirkſam iſt, daß er ſchlafen, daß er irre geführt werden kann, und daß man den Menſchen oft durch äuſſere Bewegungsgründe, durch Lob, Tadel, Belohnungen, Strafen, zum Guten wecken muß. — Allein folgt daraus: daß es gar **keine inneren natürlichen** Bewegungsgründe gebe, und daß der Menſch gar keine Anlage zu einem ſittlichen Gefühl, gar keinen angebohrnen und natürlichen moraliſchen Sinn habe, daß alles, was man dafür anſieht, nichts als ein durch Unterricht, Gewöhnen, Abrichten erworbner moraliſcher Sinn ſey?

Wenn wir den Weg der Erfahrung vorſichtig gehen, ſo müſſen wir endlich auf die Entſcheidung dieſer Fragen kommen, die **Philokles** davon giebt, und die hier nur etwas mehr ſoll entwickelt werden.

1. Es iſt richtig, daß viele gute menſchliche Handlungen nicht aus vollkommen guten Bewegungsgründen geſchehen; ſonſt müßten alle geſelligen Handlungen aus bloß geſelligen Bewegungsgründen geſchehen, derjenige, der zum Beſten

anderer geſchäftig iſt, müßte dabey nicht auf Lob, Ehre, Achtung u. dergl. ſehen, und wie ſelten geſchieht das? — wie ſelten geſchieht es auch von dem Beſten?

Allein folgt daraus, daß dieſe geſelligen Handlungen keine geſelligen Bewegungsgründe haben, ja folgt es nur, daß ſie ſelbſt bey dem nicht mitwirken, der auch noch ſo ſehr dabey auf Achtung und Ehre ſieht? Dieſe Bewegungsgründe, wenn ſie den edlern nicht widerſprechen, warum ſollen ſie bey unſern gemeinnützigen Handlungen nicht mitwirken, warum ſollen wir Achtung und Ehre nicht mit in Betrachtung ziehen, da ſie doch ein Ziel ſind, das wohl des Schweiſſes der Edlen werth iſt?

Warum können ferner dieſe Bewegungsgründe nicht mit den edelſten Handlungen verbunden werden, da ſie natürliche Folgen davon ſind? Denn was iſt natürlicher, als daß Handlungen und Eigenſchaften, wodurch wir andern mittelbar oder unmittelbar nützlich ſind, von denen geprieſen werden, denen ſie nützlich ſind, daß ſie uns ihre Achtung erwerben? Warum können ſie alſo nicht Mitbewegungsgründe der edelſten gemeinnützigen Handlungen werden?

2. Es iſt ſo gar richtig, daß viele geſellige Handlungen allein aus eigennützigen Bewegungsgründen des Lobes, des Beyfalls und der Achtung geſchehen. Allein geſchehen deswegen alle dieſe Handlungen allein aus dieſen Bewegungsgründen, und geſchehen ſie bey einem Menſchen, der bisweilen darnach handelt, immer daraus? Die Erfahrung kann das nur bey unſern eigenen Handlungen entſcheiden; bey den Handlungen Anderer, wenigſtens mit Sicherheit, nicht, weil der Menſch kein Herzenskündiger iſt.

Vernünftiger und billiger iſt es, ſich mit ſeinem Urtheil nicht zu übereilen, und etwas zu leugnen, weil man es nicht wahrnimmt; zumal wenn uns Vernunftgründe die Möglichkeit und Natürlichkeit der Sache beweiſen. Haben die geſelligen Handlungen innere Bewegungsgründe, warum ſollen ſie auf gar kein Herz wirken können? Je mehr ſich die Vernunft entwickelt, je mehr ſie uns von der menſchlichen Natur, ihren Verrichtungen, Kräften und Beziehungen lehrt — von ihren Kräften, die auch durch geſellige Handlungen erhöhet werden, von ihren Beziehungen, worin ihre Vollkommenheit mit der Vollkommenheit der übrigen Natur ſteht — je mehr die Vernunft hievon einſieht, deſto mehr wird der moraliſche Sinn erleuchtet und ausgebreitet werden. Bis dahin muß er durch äuſſere Bewegungsgründe, durch Belohnung, durch Züchtigung, durch Lob und Tadel ergänzt und gelenkt werden. Das iſt ſchon das Werk der frühſten Erziehung. Wohl dem! bey deſſen Erziehung dieſe Zucht zur größern Berichtigung, Erhöhung und Veredlung des moraliſchen Sinnes von jeher abgezielt hat.

3. Der Graf Shaftsbury hat alſo nur Unrecht, ſo weit ſein edles Herz und ſeine platoniſche Einbildungskraft zu gut von den Menſchen dachte, ſo gut, daß er ſie an den zarten Seilen des ſittlichen Schönheitsſinns führen zu können glaubte, ohne der Aufmunterungen des Lobes, der Anlockungen der Belohnungen, des Schreckens der Strafen zu bedürfen. Daß dieſe oft bey den beſten menſchlichen Handlungen mitwirken, ja daß ſie oft die Stelle der erſtern vertreten, daß der moraliſche Sinn ſich nach und nach entwickele, und daher durch falſche Zucht könne irre geführt werden, das hat Mandeville bewieſen; keineswegs aber, daß es gar keinen moraliſchen Sinn, gar keine natürliche Verbindlichkeit zu edlen Handlungen gebe, und daß dieſe Verbindlichkeit nie auf das menſchliche Herz wirke.

Hieraus folgt dann, daß nur die äuſſere Sittlichkeit, oder diejenige, welche aus willkührlichen Strafen und Belohnungen entſteht, auf einer bloſſen zufälligen Vergeſellſchaftung der Ideen beruhe, daß ſie die innere keinesweges aufhebe, ſondern vielmehr vorausſetze.

10) Zehnte Anmerkung.

(S. 89.)

Ueber das Natürliche.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Ausdruck: es iſt natürlich, wenig mehr als ein leeres Wort und eine anſtändige Hülle unſerer Unwiſſenheit ſey, wenn man nicht genau anzeigen kann, wie das, was wir natürlich nennen, ſich aus einem weſentlichen Geſetze oder Eigenſchaft des Dinges erklären laſſe. Allein in dem gegenwärtigen Falle kann man das, wo ich nicht irre. Denn der Satz: es iſt natürlich, daß man ſich bey allem, was man denkt, einen Grund denken müſſe, will ſagen: es iſt ein nothwendiges Geſetz der menſchlichen Seele, daß ſie ſich nichts denken kann, ohne zugleich zu denken, es müſſe einen zureichenden Grund haben. Die Nothwendigkeit dieſes Geſetzes läßt ſich ſchon aus ſeiner Allgemeinheit vermuthen. Dieſe Allgemeingemeinheit nemlich, worauf ſchon die Erfahrung führt, giebt die vernünftige Vermuthung, daß der Grund dieſes Geſetzes die Art ſelbſt ſey, wie die denkende Kraft wirkt, dergeſtalt, daß ſie nicht als denkende Kraft wirken könnte, als dieſem Geſetze gemäß.

Nun fühlen wir, daß die denkende Kraft gar nicht wirkt, ſich alſo nichts vorſtellt, wenn ſie ſich etwas widerſprechendes vorſtellen will. Eben ſo wenig ſie nun etwas widerſprechendes zugleich denken kann, eben ſo wenig kann ſie aus einem Theile des Widerſpruchs ſich den Andern vorſtellen. Wenn ſie einer Figur drey Winkel beylegen ſoll, muß ſie ſchon drey Seiten in ihr denken, drey Winkel und nicht drey Seiten, es ſey mehr oder weniger, würde in der That eben ſo viel ſeyn, als ſich eine dreyſeitige und nicht dreyſeitige Figur, das heißt, nichts vorſtellen.

Da alſo das Geſetz: das Denkbare kann nicht ohne Grund gedacht werden, ſich auf den erſten und allgemeinen nothwendigen Grundſatz aller menſchlichen Erkenntniß, nach welchen der Verſtand in allen Fällen wirken muß, zurückführen läßt: ſo iſt es ein Geſetz, das eben ſo nothwendig und allgemein iſt, als dieſer Grundſatz ſelbſt.

Es iſt daher keine angewohnte Denkart, keine Denkart, die auf zufälligen Zuſammenſtellungen der Ideen beruhet, es iſt ein allgemeines natürliches Geſetz. Wir können alſo als gewiß annehmen, daß demſelben Alles auch da gemäß erfolge, wo wir es nicht erfahren können, und daß wir es, wofern wir vernünftig und der menſchlichen Natur gemäß handeln wollen, bey allen unſern Handlungen beobachten müſſen. So wie nun die Handlungen, die nicht in unſerer Gewalt ſtehen, in dem Zuſtande ihrer Vollkommenheit mit unſerer Natur übereinſtimmen, und durch dieſelbe beſtimmt werden: ſo müſſen auch unſere freyen Handlungen mit unſerer vernünftigen Natur übereinſtimmen, und durch ſie beſtimmt werden.

Nun lernen wir unſere Natur, ſo wie die Natur eines jeden Dinges, aus ihren Wirkungen kennen, die Fähigkeiten, die dazu gehören, die Geſetze, wornach dieſe Fähigkeiten wirken. Wir müſſen alſo, wenn unſere Handlungen gut ſeyn ſollen, die Fähigkeiten unſerer vernünftigen Natur dadurch erhöhen, und dies werden wir thun, wenn wir jede Fähigkeit nach ihren eigenen Geſetzen in Thätigkeit bringen.

Sind nun die ſittlichen Geſetze in der Natur des Weſens gegründet, dem ſie gegeben ſind: ſo ſind ſie Naturgeſetze, die allgemein, nothwendig und ewig ſind, und die eben ſo wenig auf zufälligen Verbindungen der Ideen beruhen können, als der Satz: Alles hat einen Grund, und der Grund, warum ich ſo handeln muß, iſt, weil ich ein ſolches Ding bin.

(S. 101.)

Nothwendigkeit angebohrner Verſtandesbegriffe zur Sprache.

Zum Verſtändniß der Menſchen unter einander durch die Sprache gehört die Uebereinſtimmung ihrer äuſſern Sinne und ihres innern Sinnes. Die Uebereinſtimmung des Letztern iſt nicht nur bey den natürlichen, ſondern auch bey den willkührlichen Zeichen nöthig. Die natürlichen Zeichen können nur Ausdrücke von Empfindungen ſeyn, zu den Begriffen alſo muß man willkührliche Ausdrücke haben. Wie aber erhält man es, daß ſich ſo viele Menſchen bey einerley willkührlichem Ausdrucke wenigſtens einigermaſſen einerley Begriffe denken?

Die Verſtandesbegriffe erhalten wir nicht erſt durch die äuſſern Sinne: dieſe geben höchſtens die Bilder, die wir vermittelſt der Verſtandesbegriffe unter einander vereinigen. Die Begriffe von Einerleyheit und Verſchiedenheit, Zuſammenſeyn und Auseinanderfolgen, Grund, Folge, Urſache, Wirkung, Nothwendigkeit, Zufälligkeit ſind in der

Seele unabhängig von der Erfahrung durch die äuſſern Sinne. Wenn die Gegenſtände der äuſſern Sinne Anlaß geben, nach ihrer Grundlage durch die Subſumtion, die einzelnen Bilder zu trennen oder zu verbinden: ſo geſchieht die Trennung oder Verbindung derſelben nur nach der Trennung oder Verbindung der Verſtandesbegriffe, die mit in den Vorſtellungen von dieſen Gegenſtänden enthalten ſind. Wenn wir urtheilen, dieſer Baum iſt höher als ſein Nachbar: ſo erhalten wir durch die Augen nur die Bilder von den beyden Bäumen, von denen der eine nur ſo groß, als ein Theil der Höhe des Andern iſt; das Urtheil aber, daß der Eine höher iſt, verbindet den Verſtandesbegriff der gröſſern Höhe mit den Bildern der beyden Bäume vermittelſt des andern Verſtandesbegriffes der Gleichheit der ganzen Höhe des einen Baumes mit einem Theile der Höhe des Andern. Wenn nun nicht alle Menſchen wie ſie, einerley Sinne haben, auch einerley Verſtand hätten, das iſt: Wenn nicht eben ſo, wie unter einerley Umſtänden und bey gleich geſunden Sinngliedern ihre ſinnlichen Eindrücke von einerley Gegenſtänden einerley ſind, auch die Merkmale, woraus ihre Verſtandesbegriffe zuſammengeſetzt ſind, einerley wären, ſo könnten ſie nie durch eine gemeinſchaftliche Sprache einander verſtändlich werden.

Eilſte

11) Eilfte Anmerkung.

(S. 105.)

In der Vorſtadt von St. Germain wird ein Jahrmarkt gehalten, auf dem ſich Poſſenreiſſer, Seiltänzer, Marionetten, künſtliche Hunde und Affen, Taſchenſpieler u. dergl. zur Beluſtigung des Pöbels zuſammenfinden, die aber auch nicht ſelten von Perſonen vom erſten Range beſucht werden.

Die **Boulevards** ſind ein geräumiger, prächtiger und bequemer Spaziergang, der in den neueſten Zeiten ſehr beliebt geworden iſt. Er ſteht, wider die Gewohnheit in Paris, allen Ständen offen, und man kann ſich daſelbſt mit allem, was zum Vergnügen und zur Erfriſchung gereicht, bedienen laſſen.

Ramponeau war ein elender Schenkwirth in der **Courtille**, ehemals einem Dorfe nahe bey Paris, das aber jetzt bey der ungeheuern Erweiterung der Stadt eine ihrer Vorſtädte geworden iſt. Er gab den ſchlechten Wein in ſeiner Guinguette um einige Sous wohlfeiler, als ſeine Kollegen. Das zog anfänglich eine gröſſere Menge Kunden von dem gemeinen Volke zu ihm. Dieſer Zulauf ward endlich ſo beträchtlich, daß er die Aufmerkſamkeit einiger aus den höhern Ständen erregte. Dieſen gefielen ſeine groteske Figur und platten Poſſen dergeſtalt, daß endlich der Direktor von einem Schauſpiel in der Stadt ſein Glück zu machen glaubte, wenn er ihn auf ſeiner Bühne zeigen könnte. Er miethete ihn alſo durch einen förmlichen Contrakt. Allein kaum war der Contrakt errichtet, als ſich **Ramponeau** unter dem Vorwande es ſey wahrer oder nur vorgegebener Gewiſſensſkrupel davon losſagte. Der Direktor wolte ſich das nicht gefallen laſſen, es kam alſo zu einem förmlichen Proceß, den Ramponeau, — und wie man ſagt — durch hohe Unterſtützung gewann.

Ein Beweis ſeines Ruhms iſt unter andern, daß er die Sprache mit einem neuen Worte bereichert hat; und da das Volk die Sprache macht: ſo wird dieſes Wort allem Anſehen nach bleiben. Ramponer heißt in einer Guinguette (kleinen Schenke vorm Thore) trinken, und ein wenig mehr, als gut iſt.

12) Zwölfte Anmerkung.

(S. 107.)

Einen Griechen, un grec, nennt man jetzt in Frankreich einen Spitzbuben, inſonderheit einen falſchen Spieler, der es in ſeinem Handwerk vorzüglich weit gebracht hat. Vermuthlich iſt dieſe höfliche Benennung einer ſchändlichen Kunſt allgemein beliebt geworden, ſeitdem ſich auch Perſonen vom höchſten Stande ihrer nicht mehr ſchämen. Denn ſonſt hieß ein Grieche ein jeder, der ſich durch ſeine Geſchicklichkeit, worin es auch ſeyn mochte, vor andern auszeichnete. Er iſt kein groſſer Grieche, hieß, er iſt kein groſſer Hexenmeiſter in einer Sache.

Das arme Griechiſche iſt überhaupt durchgängig in der franzöſiſchen Sprache gebraucht worden, bald alles Schwere und Unbegreifliche, bald alles Ungereimte wenigſtens Sonderbare anzuzeigen. Man nennt noch jetzt alles à la grecque was unregelmäßig und ohne deutlichen Plan gemacht iſt. Die Veranlaſſung zu dieſem Ausdrucke ſoll folgende ſeyn. Der berühmte Dichter Racan, der kein groſſer Grieche war, hatte ſich einige Sinngedichte aus der griechiſchen Anthologie, die man ihm ſehr gerühmt hatte, ins franzöſiſche überſetzen laſſen. Er fand ſie aber plat und abgeſchmackt. Bald darauf ward ihm an der Tafel eines Prinzen von einer Suppe vorgelegt, die ſehr nach Waſſer ſchmeckte. Voilà, ſagte er zu einem Freunde, der neben ihm ſaß, voilà un vrai potage à la grecque. Der Ausdruck gefiel. Man gebrauchte ihn auch von andern Dingen, die man für abgeſchmackt hielt, und bald auch von ſolchen, die nur ſonderbar, unregelmäßig, u. ſ. w. waren. Man war à la grecque angezogen, man hatte Verzierungen der Zimmer à la grecque, man redete, man dachte à la grecque, wenn man ſonderbar, oder anders als Andere redete und dachte.

13) Dreyzehnte Anmerkung.

(S. 112.)

Ich will hier einige Beyſpiele von ſolchen Einfällen eines phantaſtiſchen Geſchmackes anführen, die vielleicht zu einiger Erläuterung dienen können: da ein Menſch von geſundem Geſchmacke gewiß ſeine Einbildungskraft vergebens anſtrengen würde, um etwas auszuſinnen, das in einem ſo hohen Grade wild und unnatürlich wäre. –

Brydone, einer der angenehmſten unter den neuern Reiſebeſchreibern, beſchreibt einen gewiſſen Pallaſt in Sicilien, als etwas, das einzig auf dem Erdboden iſt. „Er gehört, ſagt er, dem Prinzen von Palagonia zu, der unermeßlich reich iſt, und ſein ganzes Leben dem Studio von Ungeheuern und Chimären gewidmet hat, die weit gräßlicher und lächerlicher ſind, als alles, was je die wildeſte Einbildungskraft eines Romanendichters oder irrenden Ritters ausgedacht hat.

„Die erſtaunliche Menge von Bildſäulen, welche ſein Haus umgeben, ſehen von weitem als eine kleine zur Vertheidigung deſſelben aufgeſtellte Armee aus. Kömmt man aber näher her, und er-

blickt

blicket ſie in ihrer wahren Geſtalt: ſo glaubt man, in dem Lande der Täuſchung und der Bezauberung zu ſeyn. Keine einzige von allen dieſen unzähligen Bildſäulen ſtellet etwas vor, das in der Natur vorhanden wäre; und die Ungereimtheit der elenden Einbildungskraft, die ſie gezeuget hat, iſt nicht weniger erſtaunlich als ihre wunderbare Fruchtbarkeit. Es würde ein ganzes Buch dazu gehören, alles zu beſchreiben, und das würde ein jämmerliches Buch werden. Er hat Menſchenköpfe auf den Rumpf von allen Arten von Thieren, und Köpfe von allen andern Thieren auf Menſchenleiber ſetzen laſſen. Zuweilen hat er aus fünf oder ſechs Thieren, die in der Natur gar nichts Aehnliches mit einander haben, eines zuſammengeſetzt. Er ſetzet z. B. den Kopf eines Löwen auf den Hals einer Gans, den Leib einer Eidexe, die Beine einer Ziege und den Schwanz eines Fuchſes. Auf den Rücken dieſes Ungeheuers ſtellet er ein anderes wo möglich noch häßlicheres, mit fünf oder ſechs Köpfen, und einem Buſch von Hörnern, die das Thier in der Offenbarung ganz zu Schanden machen. Es giebt keine Art von Hörnern in der Welt, die er nicht geſammlet hätte; und ſein Vergnügen iſt, ſie alle auf demſelben Kopfe prangen zu ſehen. Dies iſt eine ſeltſame Art von Narrheit, und es iſt kaum zu begreifen, warum man ihn nicht ſchon lange eingeſperret hat. Doch er iſt vollkommen unſchädlich und beleidiget niemanden dadurch, daß er ſeinem Wahnwitze nachhängt. Im Gegentheil, er ernähret eine Menge Bildhauer und andere Arbeitsleute, die er nach dem Verhältniſſe belohnet, nach welchem ihre Einbildungskraft mit der ſeinigen übereinſtimmet, oder, mit andern Worten, nach dem Grade der Häßlichkeit und Ungeſtaltheit der Ungeheuer, die ſie ſchaffen. Eine umſtändliche Nachricht von dieſen Ungereimtheiten würde eben ſo langweilig als unnütz ſeyn. Die Bildſäulen, welche den groſſen Eingang zieren, oder vielmehr verſtellen, und welche den Hof des Pallaſtes umgeben, belaufen ſich allbereits auf 600, und deſſen ungeachtet kann man in Wahrheit ſagen, daß er das zweyte Gebot nicht übertreten habe, weil nichts darunter ein Bildniß oder Gleichniß von irgend einer Sache oben im Himmel, oder unten auf Erden, oder im Waſſer unter der Erden iſt. Die alten Bildſäulen, welche ſein Vater, der ein verſtändiger Mann war, zum Zierrathe hingeſetzt hatte, ſcheinen von gutem Geſchmacke geweſen zu ſeyn. Sie ſind aber alle in Stücken zerſchlagen und liegen auf einem Haufen beyſammen, um dieſer neuen Schöpfung Platz zu machen.

Die innere Beſchaffenheit dieſes bezauberten Schloſſes ſtimmet genau mit der äuſſern überein. Sie iſt in allen Abſichten eben ſo grillenhaft und phantaſtiſch, und man kann ſeine Augen nirgends hinwenden, ohne eine oder die andere ſcheußliche Figur vor ſich zu ſehen. Einige Zimmer ſind ungemein groß und prächtig, mit hoch gewölbten Decken, welche anſtatt des Gipſes oder der Stucturarbeit ganz aus groſſen genau an einander gefügten Spiegeln beſtehen. Vermittelſt dieſer Spiegel vervielfältigen ſich alle Gegenſtände ſo, daß wenn drey oder vier Perſonen unter dieſer Decke ſpatzieren, allemal drey oder vierhundert über derſelben zu ſpatzieren ſcheinen. Die Thüren ſind ebenfalls ganz mit kleinen Stücken von Spiegeln überdeckt, aus welchen man die lächerlichſten Geſtalten geſchnitten hat, und die mit einer groſſen Mannichfaltigkeit von Kriſtall und Glas von verſchiedenen Farben vermengt ſind. Alle Kaminſtücke, Fenſter und Seitentiſche ſind mit Pyramiden und Säulen von ſtark zuſammen gekitteten Theetöpfen, Schaalen, Bechern, Schüſſelchen u. ſ. w. angefüllt. Einige von dieſen Säulen ſind nicht ohne Schönheit: eine darunter hat zu ihrem Fußgeſtelle einen groſſen chineſiſchen Nachttopf und zu ihrem Capitäl einen Kreis von kleinen artigen Blumentöpfen: der Schaft der Säule iſt über vier Fuß lang, und ganz aus Theetöpfen von verſchiedener Gröſſe zuſammen geſetzt, die von dem Fuſſe an bis ans Capitäl ſtufenweiſe immer kleiner werden. Die Menge von chineſiſchen Porcellan, die zur Bildung dieſer Säulen gebraucht worden, iſt ganz unglaublich, es ſind gewiß nicht weniger, als vierzig Säulen und Pyramiden, die auf dieſe ſeltſame phantaſtiſche Art gemacht ſind.

Die meiſten Zimmer ſind mit auſſerordentlich feinen Marmortafeln von verſchiedenen Farben belegt, die wie Leichenſteine ausſehen. Einige darunter ſind mit Lapis Lazuli, mit Porphyr und andern koſtbaren Steinen beſetzt; ihre ſchöne Politur iſt jetzt ganz verſchwunden, und ſie ſehen bloß wie gemeiner Marmor aus. Anſtatt dieſer ſchönen Tafeln hat er nun eine neue Folge derſelben erfunden, wovon einige auch ihren Werth haben. Sie ſind aus den ſchönſten Schildkrötenſchalen vermiſcht mit Perlmutter, Elfenbein und mancherley Metallen zuſammengeſetzt, und ruhen auf kupfernen Platten.

Die Fenſter dieſes bezauberten Schloſſes ſind aus Gläſern von allen Arten von Farben, ohne die geringſte Ordnung von Regelmäſſigkeit zuſammengeſetzt. Blau, roth, grün, gelb, purpur, violet, alles findet ſich hier unter einander. So daß man an jedem Fenſter den Himmel und die Erde in ſelbſt beliebiger Farbe ſehen kann, wenn man nur durch die dieſe Farbe habende Scheibe ſieht.

Die Hausuhr ſteht in einer Bildſäule; die Augen der Figur bewegen ſich nach dem Hanggewichte, und verurſachen, indem ſie wechſelsweiſe das Weiſſe und das Schwarze herauskehren, einen ſcheußlichen Anblick. Die Schlafkammer und das Zimmer zum Ankleiden ſind gleich zwey Zimmern in dem Kaſten Noä; es giebt ſchwerlich ein Thier, ſo geringe und häßlich es auch ſeyn mag, das ſich hier nicht finden ſolte; Kröten, Fröſche, Schlangen, Eidexen, Scorpionen, alle in Marmor gehauen nach ihren natürlichen Farben. Es ſind auch ziemlich viel Büſten von einer nicht weniger ſeltſamen Erfindung hier. Einige ſtellen von der einen Seite ein ſehr ſchönes Bild im Profil und von der andern ein Gerippe vor. Hier ſieht man eine Amme mit einem Kinde auf ihren Armen; ſein Rücken iſt genau eines Kindesrücken, und ſein Geſicht eines runzlichten alten Weibes von neunzig Jahren.

Einige Minuten lang kann man wohl über dieſe Thorheiten lachen, aber Unwille und Verachtung gewinnen bald die Oberhand, und das Lachen verwandelt ſich in Spott. Ich geſtehe es, daß ich dieſer Thorheiten bald müde wurde, obgleich einige von dieſen Dingen ſo ſonderbar geſtaltet ſind, daß ſie ſelbſt bey dem ſtrengſten Cyniker das Lachen entſchuldigen müſſen.

Nach dieſen ausſchweifenden Einfällen wird immer noch die Beſchreibung eines Schauſpiels ſtehen können, das einer franzöſiſchen Marquiſe, die aber der Verfaſſer der Beſchreibung ſich zu nennen ſchämt, ihre Verehrer auf ihrem Schloſſe nahe bey Paris gaben, um ſie nach überſtandnen Wochen zum erſtenmale wieder zu beluſtigen. Dieſes Schauſpiel beſtand aus drey Auftritten, von denen ich nur des erſten erwähnen will. „Man ſetzt „voraus, fährt die Beſchreibung fort, daß Demogorgon der oberſte Genius und die oberſte Fee „die Dame in einen Saal ihres Pallaſtes führen. „Sie benachrichtigen ſie, daß das Geräth dieſes „prächtigen Pallaſtes aus lauter bezauberten Prinzen und Prinzeſſinnen beſtehe, und daß ſie ihr „zu gefallen, alle Stücke deſſelben beleben wollen. „Die Fee rührt mit ihrem Zauberſtabe an eine „Wanduhr, die, nachdem ſie die Stunde geſchlagen, ihre Geſchichte erzählt, und, wie ſich findet, ein bezauberter Prinz iſt. Ein ſchöner

„Spiegel war die Prinzeßin, an die ſich ſeine verliebten Seufzer richteten; ein Gemälde und eine Bildſäule machten einen zweyten Auftritt. In dieſem Aufzuge kamen noch zwey groſſe Armleuchter vor; worauf ein ernſthaftes Ballet von einem Kanapee, einigen Armſtühlen, Tabouretten und andern Stühlen, ein galantes Ballet von den Stücken einer Toilette, und endlich ein komiſches Ballet von Porzellanfiguren und ſineſiſchen Pagoden getanzt wurde.“ N. Men tirés d'une grande Bibl. T. B S. 274.

Die phantaſtiſchen Vergnügen müſſen von gewiſſen zufälligen Vergeſellſchaftungen der Ideen einen Reiz erhalten, den wir ihnen nicht abſprechen können, da wir in einem Zeitalter, das durch Schwelgerey und Ueppigkeit den Geſchmack an natürlichen und anſtändigen Vergnügen verlohren hat, ſo viele Beyſpiele des abentheurlichſten Geſchmacks gewahr werden. Das ſieht man, auſſer den bereits angeführten Beyſpielen, aus einigen die uns Horaz aufbehalten und mit ſeiner unnachahmlichen Laune dem Gelächter Preis gegeben hat. Es war unter den angenehmen Schlemmern ſeiner Zeit der Ton, nachdem ihnen die Unmäßigkeit auch das leckerſte verekelt hatte, Pfauen wegen ihrer Koſtbarkeit und Schönheit, und Na[illegible]tigallen, wegen ihres anmuthigen Geſanges zu ſpeiſen:

Vix tamen eripiam poſito pavone, velis
quin
Hoc potius quam gallina tergere palatum,
Corruptus vanis rerum: quia veneat auro
Rara avis et picta pandat ſpectacula
cauda:
Tanquam ad rem attineat quicquam.
Nam veſceris iſta,
Quam laudas pluma? cocto num adeſt
honor idem?

Hor. L. II. Sat II. v. 23.

Doch ſchwerlich werde ich es von dir erhalten,
Daß, ſteht ein Pfau vor dir, ſo ſehr biſt du
Phantaſtiſchen Geſchmackes, deinem Gaumen
Ein Kapaun genüge: Denn es iſt ein ſeltner
Vogel
Für Geld nur feil und der
Des ſchöngemahlten Schweifes Schauſpiel
bereitet,
Als komm es darauf an. Denn ſpeiſeſt du
Vom herrlichen Gefieder, das du preiſeſt?
Bleibt ſeine Pracht, wenn er zum Braten
wird?

Quinti progenies Arri, par nobile fra-
trum.

Nequitia et nugis, pravorum et amore gemellum,
Luſcinias ſoliti impenſo prandere coemtas,
Quorſum abeant ſani?

Hor. L. II. Sat. III. v. 243.

Die Brut des Arrius, ein edles Bruderpaar!
In Schalkheit, Schwänken, Laſtern, Zwillingsbrüder pflegten
Zum Mittagsmahle theurerkaufte Nachtigallen
Zu ſchmauſen u. ſ. w.

14) Vierzehnte Anmerkung.

(S. 138.)

Wenn man auch den Grund dieſer natürlichen Verbindung zwiſchen der Liebe der angenehmen Empfindung und der Liebe ihrer Urſach nicht immer wahrgenommen hat: ſo hat man doch die Wirklichkeit dieſer Verbindung ſelbſt erkennen müſſen. Denn ſo verſteckt dieſe Verbindung auch in einigen Fällen ſeyn mag, ſo iſt ſie doch in andern ſo offenbar, daß ſie leicht zu bemerken iſt. Tiſſot nimmt ſie alſo mit Recht als ein allgemeines Geſetz an: par une loi invariable que l'Auteur de la Nature a etablie dans la formation de l'homme, quand une ſenſation ou une idée ſont telles que l'Ame aime à les garder, elle eſt forcée à aimer leur objet (et leur cauſe;) elle eſt forcée à avoir de l'averſion pour lui, c'eſt-à-dire, à le craindre & à le fuir, quand l'idée ou la ſenſation ſont telles qu'elle désire de les perdre. *Traité des Nerfs* **T. I. p. II.** S. 165. Von dieſem allgemeinen Geſetze iſt die Verbindung der Selbſtliebe mit der geſelligen Liebe nur eine beſondere Anwendung, die, wie es mir ſcheint, durch den von mir angegebenen Grund der Verbindung ſehr erleichtert wird.

15) Funfzehnte Anmerkung.

(S. 143.)

Um ſich zu überzeugen, daß Wärme das Gefühl von Thätigkeit, ſo wie Kälte von Unthätigkeit gebe, darf man nur ſeine Erfahrung und die Sprache fragen. Will man aber dieſe Empfindungen noch weiter in einander auflöſen: ſo beweiſet eine genauere Beobachtung des Menſchen, daß Wärme mit geſchwinderer und ſtärkerer Bewegung der feſten und flüßigen Theile verbunden iſt. Man kann dieſe Bewegungen der Seele noch näher bringen, wenn man dazu nimmt, daß die Bewegungswerkzeuge mit den Nerven als den innern Empfindungswerkzeugen zuſammenhangen, und daß die erſtern nicht können anders als durch einen Reiz der Letztern in Bewegung geſetzt werden, ſo wie dieſe Bewegung wieder in die Nerven, das iſt, die Werkzeuge, wodurch die Seele empfindet, zurückgeführt wird. Auf beyderley Art werden alſo in der Seele Vorſtellungen von dem Zuſtande des Körpers ſeyn. Jede Vermehrung der Bewegungen des Körpers giebt alſo der Seele ein gröſſeres, obgleich dunkles Gefühl von ihrer Thätigkeit. S. *Robert Whytt* on the vital and other in voluntary motions Edinburgh 1768. 4.

16) Sechzehnte Anmerkung.

(S. 144.)

Unthätigkeit iſt etwas ſo unangenehmes, daß einige Völker in ihren Religionsſyſtemen zu einer von den Qualen ihrer Hölle gemacht haben. Ich will nur die Begriffe der Druiden hierüber anführen, die auch noch darin von unſern Begriffen abgehen, daß ſie die Quaal der Kälte an die Stelle der Quaal der Hitze ſetzen. So ſingt ein Galiſcher Barde:

„Helden erheben über dem Schwachen kein „Grabmahl, Barden ſingen kein Lied, Jungfrauen „rühren keine Harfe. Die kleinen Seelen hangen bald in den Eingeweiden der Kälte, im „dicken Nebel, gleich dem Fiſche verſchloſſen „im Eiſe des Lane; bald werden ſie getrieben in „den ſumpfigen Wolken, dem Spiel der rauſchenden Winde. Oft iſt ihr Lauf mit dem Dunſte „des Todes, der hängt über den ſumpfigen Seen „und ſeinen Hauch gleich unſichtbaren Pfeilen „ſendet, den Völkern den Tod zu bringen. — „Nie ſind ſeine Pfade auf grünen waldichten Hügeln, auf ſonnichten Ebnen mit Helden.

Der Ueberſetzer fügt folgende Anmerkung hinzu: „Dieſe Stelle ſpielt auf die Begriffe an, welche Celtiſchen Stämme von einem künftigen Zuſtande hatten; deſſen Strafe, nach ihrer Meinung, vornemlich in dicker Finſterniß und ſtarrender Kälte beſtand. Die äuſſerſte Verachtung „worin diejenigen bey ihnen waren; welche ein „müßiges und unthätiges Leben führten, erhellt „daraus, daß ſie ſie nach dem Tode in ſolche Gegenden des Grauſens verwieſen.“ S. *Smith's* Galic Antiqu. in dem Gedicht Finan and Lorma S. 207.

An einem andern Orte ſingt der **Barde:** „Graina denkſt du nicht noch an das Jammern „des Kranichs, als wir früh wandelten auf dem „Hügel unſerer Liebe. Mitleidig fragteſt du den „bejahrten Sohn des Felſen: warum iſt die „Stimme des Kranichs ſo traurig? Zu lange, „antwortete er, ſteht er ſchon in dem Sumpfe, „und das Eis bindet ſeinen trägen Fuß. Laß den „Trägen ſich erinnern des Kranichs, daß er traure „gleich ihm.“ Ebend. Dermid. S. 190.

17) Siebzehnte Anmerkung.

(S. 147.)

Von den Urtheilen über die Schönheit.

Die Wahrheit, die hier ſoll feſtgeſetzt werden, und die wegen ihrer Verwandſchaft mit der Sittenlehre wichtig iſt, wird vielleicht durch folgende Entwickelung einige Aufklärung erhalten.

Wir nennen alle Geſtalten und Töne ſchön, die uns eine angenehme Empfindung verurſachen, und dieſe verurſachen ſie uns, ſo fern ſie uns ein Gefühl von Vollkommenheit geben. Warum gefallen aber nicht einerley Geſtalten und Töne allen Menſchen, ja warum gefällt dem nemlichen Menſchen das eine Mal eine Geſtalt, eine Muſik, ein anderes Mal nicht? Warum gefällt uns die krumme Linie an dem Körper des Schiffes, aber nicht an dem Umriſſe eines Gebäudes? Warum gefällt uns eine Folge und Inbegriff von Tönen auf einem Ball, der uns bey einer Leichenbeſtattung mißfällt. Wenn es die Vollkommenheit war, die das eine Mal Vergnügen erregte, warum erregt ſie es auch nicht das andere Mal?

Philokles hat das ſchon beantwortet. Seine Antwort, weiter ausgeführt, lautet ſo:.

Man kann zwey Haupturſachen von den Verſchiedenheiten des Geſchmacks, oder den Widerſprüchen in den Urtheilen über das Schöne angeben, die Verſchiedenheit des empfindenden **Subjekts**, die **Verſchiedenheit des Gegenſtandes.**

1. **Von der Verſchiedenheit**, deren Grund zunächſt in dem Körper des Empfindenden iſt, hat Philokles einleuchtende Beyſpiele gegeben. Es dürfen nur einige hinzugefügt werden, deren Grund in der Seele iſt; und die finden ſich leicht bey der Beurtheilung der Symmetrie, oder demjenigen Verhältniß der Theile, das Wohlgefallen erregt. Die Erfahrung lehrt, daß dieſes Gefallen aus der Eintheilung des Ganzen entſtehe, wodurch ſeine Theile leicht gefaßt und das Ganze leicht überſehen werden kann. Eben die Erfahrung, die uns das lehrt, lehrt uns auch, daß dieſes die Verhältniſſe ſind, die mit ganzen Zahlen, und zwar den Kleinſten ausgedruckt werden, 1:2, 2:3, 3:4. Das gilt beym Gehör wie beym Geſicht, nur beym Geſicht läßt ſich dieſe Erfahrung leichter anſtellen.

Da es bey dieſem Allen auf den Schein, und alſo auf das, was wir empfinden, ankömmt: ſo können wir unter keinen Theilen Symmetrie wahrnehmen, deren Verhältniß wir nicht geſchwind und leicht faſſen. Das kann nun unendlich verſchieden ſeyn, weil die Fähigkeiten der menſchlichen Seele unendlich verſchiedene Einſchränkungen zulaſſen. Es kann alſo jemand an einem Werke eine angenehme Symmetrie wahrnehmen, worin ein anderer keine wahrnimmt, weil ſie aus einem Verhältniß entſpringt, das er nicht leicht faſſen kann. Ja, da die Fähigkeiten der Seele durch Uebung können erhöhet werden: ſo kann der nemliche Menſch bey mehrerer Bildung ſchwerere Verhältniſſe faſſen lernen, er kann alſo an einem Werke Gefallen finden, woran er vorher keinen Gefallen fand, weil ihm die Symmetrie deſſelben zu künſtlich war.

Zu dieſen allgemeinen Urſachen, die unſern Geſchmack beſtimmen, kommen noch die beſondern hinzu, nemlich die zufälligen Vergeſellſchaftungen der Ideen, die alle mehr oder weniger auf unſere Urtheile und alſo auf unſern Geſchmack einen mannichfaltigen Einfluß haben. Ich kann hier nur einige Hauptfächer anweiſen, in welche die Beobachter Bemerkungen niederlegen können, wenn ſie glücklich genug ſind, die Natur auf friſcher That zu ertappen, und in den Zufällen, die dem Menſchen begegnen, die fortwirkenden Urſachen ſeiner Urtheile, ſeines Wohlgefallens und Mißfallens zu entdecken.

Wir werden unten bemerken, daß die Ideen von ſchön und gut ſich leicht zuſammengeſellen, daß wir gegen die Verwechſelung dieſer beyden Eigenſchaften nicht genug auf unſerer Hut ſeyn können. Wenn uns nun das gut ſcheint, was uns von andern vortheilhaft unterſcheidet, uns zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung und Verehrung macht: ſo wird es uns bald erträglich, ja endlich ſchön ſcheinen, ſo gleichgültig, ja gar ſo häßlich es auch ſeyn mag. Ich rechne hieher den beleidigenden Putz unter manchen Völkern, der bey ihnen als ein Zeichen des Vorzuges es ſey, der Nation, des Standes oder der Perſon gilt, die blauen Lippen und rothen Stirnen der Tunguſen, die mit Hörnern gezierten Häupter der Daurier, den rothen Puder der Oſtiaken, die ſchaafslederne Pracht der kalmuckiſchen, die ſchwarzen Zähne der ſiamiſchen, und die kleinen Füſſe der ſineſiſchen Schönen.

Haben wir nicht die Beweiſe von der Allmacht der Mode über das menſchliche Gemüth auch unter uns? Vertilgt man nicht auf dem jugendlichen Geſicht die unerſetzliche Friſchheit der Jugendfarbe, vermiſcht man nicht durch einerley Uebertünchung alle Stufen des weiblichen Alters, löſcht alle ihre Unterſchiede aus, wie Philokles irgendwo in dieſen Briefen angemerkt hat, weil dieſe Farbe die Leibfarbe der hohen Geburt iſt?

2. Der **Zweyte** Hauptgrund der Verſchiedenheit der Urtheile über das Schöne, den Philokles anführt, liegt in dem Gegenſtande. Was dieſer dazu beyträgt, läßt ſich aus folgendem deutlicher einſehen.

Ein Gegenſtand, der uns für ſich gar nicht oder doch weniger wohlgefiel, kann uns, als ein Theil eines andern ſchönen Gegenſtandes, wohlgefallen. Die gerade Linie, die uns allein weniger gefiel, als die Wellenlinie, gefällt uns als Theil eines ſchönen Gebäudes. Wenn nemlich ein ſchöner Gegenſtand ſehr zuſammengeſetzt iſt: ſo können die Grundtheile ſeiner Schönheit, um der Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen willen, von ihrer eigenthümlichen Schönheit etwas verlieren. Ich kann alſo von der nemlichen Linie und in der Tonkunſt von der nemlichen Diſſonanz, je nachdem ich ſie für ſich betrachte, oder als Element eines ſchönen Werkes, unbeſchadet der Allgemeinheit und Beſtändigkeit der Geſetze des Geſchmackes, ein ganz verſchiedenes Urtheil fällen.

Aus dieſen verſchiedenen Beziehungen entſtehen inſonderheit für die Elemente der körperlichen Schönheit verſchiedene Beſtimmungen, wenn die Schönheit des Werkes, dem ſie untergeordnet werden, vorzüglich aus ſeiner empfundenen Vollkommenheit entſpringt, ſo wie es in dem aus der Baukunſt angeführten Beyſpiele der Fall iſt. Man hat bisher dieſe Regel der Schönheit noch nicht genug in Betrachtung gezogen. Gleichwohl läßt ſich, wie es ſcheint, daraus für die ſpezielle Schönheit der beſondern Werke der Natur und der Kunſt allein Grund angeben. Am wenigſten hat man genau bemerkt, wie die Elemente der Schönheit als Zeichen der Vollkommenheit eines Werkes, ſeine Vollkommenheit empfindbar machen, und ihm ſolchergeſtalt ſeine ſpezielle Schönheit geben. Indem ſie nemlich in dieſem Werke als Mittel zum Endzwecke deſſelben mitwirken: ſo werden ſie zugleich Zeichen dieſes Zwecks, und gefallen auch unter dieſer Geſtalt der Zeichen von Vollkommenheit. Das beſtimmt oft die Symmetrie und Eumetrie eines Werkes, und giebt demſelben eine Schönheit, die nicht bloß in dem Verhältniß der Theile allein liegt. Die Baukunſt kann dieſe Anmerkung wiederum erläutern. Die Schönheit eines Gebäudes erfordert, daß das Hauptthor deſſelben in der Mitte oder an beyden Seiten in gleichen

Entfernungen von der Mitte angebracht werde, daß alſo die Anzahl der Fenſter an beyden Seiten gleich ſey. Der Grund dieſes Geſetzes liegt allerdings auch in der Symmetrie, die durch die Stellung der Thür in das ganze Gebäude gebracht wird. Denn dadurch wird es für das Auge in gleiche Theile getheilt, und jeder Theil hat alſo zum Ganzen das leichte Verhältniß 1:2. Allein auch die Verhältniſſe 2:3, 3:4, ſind in der Baukunſt mit angenehm, warum ſind ſie aber nicht für die Stellung des Hauptthors zuläſſig? Wir müſſen hier noch eine Regel der Schönheit annehmen, wenn wir uns davon Grund angeben wollen. Zuförderſt wird durch dieſe Stellung Eurythmie, oder Aehnlichkeit der von der Mitte gleich weit entfernten Theile in das Gebäude gebracht. Sollte nur an einer Seite ein Thor angebracht ſeyn, ſo würden die beyden zuſammenſtimmenden Theile ungeachtet alles Ebenmaaßes einen unangenehmen Eindruck machen, weil es ihnen an der nöthigen Aehnlichkeit fehlen würde.

Allein es ſcheint die Beobachtung dieſer Regeln der Symmetrie und Eurythmie erſchöpfen noch nicht die ganze Quelle des Wohlgefallens an dieſer Vertheilung der Thore. Man könnte allenfalls das bloſſe Auge an der einen Seite durch ein falſches

Thor täuſchen. Durch dieſe Täuſchung aber würde der richtende Verſtand ſchwerlich befriedigt werden; er würde einen wirklichen Eingang verlangen, weil es die Bequemlichkeit des Gebäudes bey der Anlegung der Thore erheiſcht, daß man von jeder Seite gleich leicht aus- und eingehen könne, welches ohne gleiche Entfernung der Thore von den beyden Aeuſſerſten nicht möglich iſt. Auf dieſe Art gefällt nun auch die Stellung des Thors als ein **Zeichen** des bequemſten Aus- und Eingangs.

Aus dieſem allgemeinen Geſetze laſſen ſich in den bildenden Künſten viele beſondere Regeln der Schönheit herleiten. Ich will nur der Regeln des Geſchmacks in der Wahl der innern und äuſſern Verzierungen der Gebäude gedenken, die ſo wie der ganze Körper den innern Charakter deſſelben ausdrucken müſſen. Warum wird ein geſchmackvoller Baumeiſter nicht die Verzierungen, die ſich für ein leichtes Gartenhaus ſchicken, bey einem maſſiven ſchwerfälligen Stückgieſſereygebäude anbringen? Sie würden ſchlechte Zeichen für diejenige Vollkommenheit ſeyn, deren Wahrnehmung bey einem ſolchen Gebäude wegen ihrer Schicklichkeit zu ſeinem Zwecke, Vergnügen erweckt.

Dieſe weiſe Unterordnung der ſchönen Verhältniſſe und Linien unter den Zweck des Werkes findet man, wo ich nicht irre, von der Natur in ihren ſchönſten Werken beobachtet, und weit entfernt, daß unſer Vergnügen im Ganzen dabey das geringſte verlieren ſolte, ſo überzeugt uns ein kurzes Ueberrechnen, daß es dabey in der Summe vielmehr beträchtlich gewinne.

Geſetzt, daß es eine ſchlechterdings ſchöne Linie, ein abſolut ſchönes Verhältniß gäbe, geſetzt, daß ſie ſich ferner genau und beſtimmt angeben ließen: ſo würde, da das Schönſte nur einzig iſt, wenn es aller Orten angebracht wäre, die angenehme Mannichfaltigkeit einer Einförmigkeit Platz machen, deren ewiges Anſchauen den unerträglichſten Ueberdruß verurſachen müßte.

Es würde alſo ſchon ein großer Gewinn für das Vergnügen ſeyn, wenn die Abwechslung der Grade des Schönen und Angenehmen in den Theilen ſchöner Werke der Natur und der Kunſt, dieſen Werken Mannichfaltigkeit giebt. Allein die Natur und ihre weiſe Nachahmerin verſchaft unſerm Vergnügen noch einen Erſatz, wodurch ſie ihm mehr wieder giebt, als ſie ihm genommen hat. Die Verbindung der mindern Schönheiten mit dem Zwecke des Werkes verſchaft dem betrachtenden Verſtande ein Vergnügen, das aus dem Gefühl der Schicklichkeit entſteht: indem ſich ihm nicht nur die Zuſammenſtimmung des Grades und der Art der Schönheit in den Theilen des Werkes, als Mittel zum Zweck deſſelben, ſondern auch als Zeichen der Art der Vollkommenheit darſtellt, wodurch er ſowohl in die ganze Harmonie der Schönheit und Vollkommenheit hineinſehen, in der erſtern die letztere mit empfinden, und die letztere durch die erſtere ſich ſinnlich machen kann.

Dieſe Wahrheiten werden durch die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt.

Wenn die Künſtler die ſo vernünftige Regel, daß die Schönheit der Theile dem Zwecke des Ganzen müſſe angepaßt werden, vernachläßigen: ſo verfallen ſie auf Werke, die nur ein eigenſinniger, grillenhafter oder kindiſcher Geſchmack ſchön nennen kann. Das iſt ein Vorwurf, den man einigen Werken der chineſiſchen Kunſt, welche man vor einiger Zeit als die treuſten Nachahmungen der Natur angeprieſen hat, wie mich dünkt, mit Recht machen kann. **Joſeph Spence** hat unter dem Namen von **Heinrich Beaumont** aus den Briefen der Jeſuiten die Beſchreibungen der chineſiſchen Gärten ausgezogen, und in dieſen Beſchreibungen kommt unter andern folgendes vor: „Ueber dieſe „Waſſer geht man auf Brücken, — aber ſelbſt „ihre Brücken ſind nicht gerade, — ſie ſchlän-

„geln ſich eben ſo wie ihre Bäche, und ſind bisweilen ſo lang, daß man ſie mit Ruhebänken verſehen hat; an beyden Enden haben ſie Triumphbögen. Ihre Säulengänge beſtehen aus wellenförmigen Säulen, und hier und da findet man künſtliche Felſen, die ſenkrecht aus einer „ebnen Fläche hervorſtechen, ohne mit etwas zuſammen zu hängen, und überdem noch an verſchiedenen Stellen mit eyrunden Löchern durchbohrt ſind. —“

Wenn hier die Natur wirklich ſolte nachgeahmt ſeyn, das iſt, wenn durch dieſe Werke der Grad von Vergnügen ſolte hervorgebracht werden, den ſie hervorbringen können, wenn die Grundtheile ihrer Schönheit nach dem Zwecke des Werkes gewählt, und alſo dieſem Zwecke gehörig untergeordnet, und vermittelſt dieſer Unterordnung angenehm wären: ſo müßten die geraden Linien und rechten Winkel bey den Brücken und Säulen ſo wie die wellenförmigen und ſanftabfallenden Flächen bey den Hügeln angebracht ſeyn.

Von dieſen Vorſchriften iſt nun der Uebergang zur Beantwortung von Amyntors Einwurfe ganz leicht. Warum halten wir den Schmuck an dem weiblichen Geſchlechte für ſchön, der uns an dem männlichen mißfällt? — Weil der Schmuck, auſſer ſeiner eigenthümlichen Schönheit auch als Zeichen derjenigen Eigenſchaften gefallen ſoll, die wir an einem jeden Geſchlechte ſchätzen, alle die innern Gaben und Tugenden ſoll äuſſerlich ſichtbar machen helfen, die ſchon in dem übrigen Körperbau eines jeden Geſchlechts ſichtbar werden. Eine merkliche Disharmonie in dem natürlichen Ausdruck der Geſchlechtseigenſchaften und den Geberden, Gang, Bekleidung, Manieren iſt einem Manne von einigem Geſchmacke ein ſo widerlicher Anblick, daß man ihn beynahe ekelhaft nennen kann.

Auf wie vielerley Art kann aber die körperliche Schönheit ſchätzbare und liebenswürdige Eigenſchaften und Tugenden ausdrücken? Dieſer Ausdruck macht, wo er iſt, die ſittliche Schönheit ſichtbar, und verſtärkt das Angenehme ihres Eindrucks. Das Erſtere werden wir in den bildenden Künſten gewahr, die, wenn ſie uns die Eigenſchaften der Seele ſichtbar machen wollen, durch körperliche Züge, alſo durch Linien und Flächen zu unſern Augen reden müſſen. Sie können uns den Heldengeiſt des Herkules nur in einem rieſenmäßigen Körper, den Stolz der Königin der Götter nur in dem hochgetragenen Haupte und dem herabſehenden Blicke, im Steine oder durch Farben ſichtbar machen. Die ſanften Bewegungen des Liebreizes, deren Spuren, wenn ſie den todten Maſſen eingedrückt ſind, der Einbildungskraft ihren ganzen Gang aufzumahlen helfen, die ſanft wechſelsweiſe abfallenden und ſich hebenden Umriſſe des Körpers, das ſchöne Oval des Kopfes, das auf der Wellenlinie des Mundes ſchwimmende Lächeln, das ſanft ineinanderflieſſende Weiß und Roth der Blumen der Geſundheit auf den Wangen, ſind natürliche und weſentliche Zeichen von der milden Miſchung der Neigungen des Herzens, und ſeiner Bewegungen, die ſo ſanft in einander flieſſen, daß keine davon hervorſticht, keine durch ihre Heftigkeit und durch ihr Hervorbrechen die allgemeine Harmonie beleidigt, und das durchgängige Gleichgewicht zerſtört, das zur Tugend ſo weſentlich gehört.

18) Achtzehnte Anmerkung.

(S. 119.)

Ueber die ſittliche Schönheit und ihren Ausdruck.

Von der ſittlichen Schönheit kömmt dieſe Verſchiedenheit der Urtheile ebenfalls vor, und ſie hat auch eben die Quellen wie die körperliche. Eigentlich iſt ſie nichts anders als die Tugend, oder die ſittliche Vollkommenheit ſelbſt, ſofern ſie ſichtbar wird, und ſie unterſcheidet ſich von der Schönheit überhaupt durch die Beziehung ihres Gegenſtandes auf die Freyheit der Seele.

Hier entſteht gleich eine Verſchiedenheit der Urtheile aus der Verſchiedenheit der Vorſtellung von der Tugend oder der menſchlichen Vollkommenheit ſelbſt. Das Ideal der Tugend erfordert die übereinſtimmendſte Erhöhung, die gleichmäßigſte Zuſammenſtimmung und Harmonie aller Kräfte der Seele, ſo wie das Ideal einer tugendhaften Handlung die harmoniſche Mitwirkung aller Seelenkräfte erfordert. Dieſe göttliche Harmonie aber, wer kann ſie empfinden? Wer kann es empfinden, wie ſchön es ſey, den unternehmenden Muth, den Leidenſchaft und Begeiſterung befeuret, durch Weisheit und Vorſicht leiten, die Wildheit des Zorns durch den Edelmuth und die Menſchlichkeit bezähmen, die Freude von dem Lärmen und der Ausgelaſſenheit der Bacchanten in den Gränzen der Heiterkeit und des Wohlſtandes halten, ſie durch Witz würzen, und durch Geſelligkeit rührend machen? —— Wer? als in deſſen Seele bereits die Keime dieſer Tugenden ſich zu entfalten begonnen haben?

Es giebt alſo ein gewiſſes Ideal von Tugend und ſittlicher Vollkommenheit, deſſen Schönheit zu empfinden aber eine Fähigkeit und Tüchtigkeit in demjenigen erfordert wird, den ſie rühren ſoll. Wenn es nun zwar vergeblich ſeyn würde, dieſem Beurtheiler der ſittlichen Schönheit die Richtigkeit ſeines Geſchmacks abzuſtreiten, ihm vorzuwerfen, daß er Unrecht habe, etwas ſchön zu finden, das der nicht ſchön finden kann, der die Beſtandtheile der ſittlichen Vollkommenheit beſſer kennt: ſo kann man doch auch nicht in Abrede ſeyn, daß es ein Ideal ſittlicher Schönheit gebe, und daß die Beurtheilungen der Schönheit deſto richtiger, der Geſchmack deſto reifer ſey, je mehr er ſich dieſem Ideal nähert

Dürfen wir nun nicht ſagen, daß es eine allgemeine Regel des Geſchmacks auch für die Beurtheilung der ſittlichen Schönheit gebe, und daß gleichwohl die Beurtheilungen derſelben von einander abweichen können? Daß nur einer Recht habe, und daß man doch keinem Unrecht geben könne, ſo lange man ihm nicht durch Erweiterung ſeiner Einſichten und Uebung in ihrem ſchnellen Gebrauch zur Berichtigung ſeines Geſchmacks die nöthige Tüchtigkeit gegeben hat?

Dieſe innere Vollkommenheit wird nun empfindbar durch ihren natürlichen Ausdruck, und erhält eine beträchtliche Verſtärkung durch ihre weſentlichen Zeichen im Körper. Das verdient etwas genauer aus einander geſetzt zu werden.

Die Handlungen fremder Seelen würden uns ewig unbekannt bleiben, wenn ſie nicht durch ihre Einwirkung auf die innere unſichtbare Organiſation der Nerven, und deren Fortſetzung bis in die äuſſern Theile des Körpers ſichtbar würde. Dieſe äuſſern Bewegungen ſind nun in der Seele des Zuſchauers auch die fortgeſetzten Eindrücke ihrer Handlungen auf das innere Nervengebäude. Durch dieſe Aehnlichkeit der Mittheilung des Innern durch das Aeuſſere werden alſo dieſe körperlichen Bewegungen die natürlichen Zeichen der Handlungen der Seele und ihres Charakters; ſie werden Mittel, die uns in den Stand ſetzen, in das Innere der Seele zu ſchauen, uns, wenn wir darin Vollkommenheit empfinden, an ihrem Gange zu ergötzen, ihre Geſtalt zu lieben.

So vermehrt die ſichtbargewordene Tugend der Seele die Schönheit des Körpers, wenn ſie ihm zu der bloß körperlichen, organiſchen und thieriſchen noch die Anmuth der ſittlichen mittheilt. Das beſtätigt die allgemeinſte Erfahrung, und darum kann die Bemerkung auch nicht neu ſeyn. Allein dieſe Erfahrung beſtätigt auch, daß die körperliche Schönheit wiederum die ſittliche vermehre. Daß uns Tugend in der Bekleidung eines ſchönen Körpers noch ſchöner ſcheine, ja! daß wir ſie in dieſem Kleide gewöhnlich zu erblicken glauben, auch wo ſie nicht iſt, wer hat dieſe Bemerkung nicht gemacht? Das iſt eine Täuſchung; und zwar immer eine angenehme, obgleich nicht immer eine unſchädliche. Worauf beruhet ſie aber? —

Auf einer gewiſſen Vergeſellſchaftung der Ideen, deren Fallſtricken man ſo ſchwer entgeht. Die Ideen von ſchön und gut geſellen ſich ſo leicht zuſammen, daß wir, bis auf beſſere Belehrung da innere Güte erwarten, wo wir Schönheit wahrnehmen, und daß uns die Güte immer ſtärker rührt, wenn wir ſie in der Begleitung der Schönheit finden. Da die Zuſammengeſellung dieſer beyden Ideen ſo allgemein iſt: ſo hält man ſie mit Recht nicht bloß für zufällig, man ſieht ſie als natürlich an.

Vermittelſt gewiſſer allgemeinen Eigenſchaften des Gemäßigten, der Ordnung, des Ebenmaßes, der Uebereinſtimmung, die in den verſchiedenen Gegenſtänden Eines Sinnes, in den Farben, der Geſtalt, Bewegung, — oder in den Gegenſtänden verſchiedener Sinne, in der Geſtalt, Bewegung, dem Tone, der Glätte — oder in den Gegenſtänden des innern und äuſſern Sinnes, in der Sanftmuth, Würde, Farbe, Geſtalt, Bewegung, dem Tone, — empfunden werden, vergeſellſchaften ſich die Empfindungen von einerley Sinne, die Empfindungen mehrerer Sinne und endlich auch die Empfindungen des innern und äuſſern Sinnes, ſo wie die Empfindungen des innern Sinnes mit den äuſſern Bildern, den Farben, Formen und Bewegungen.

Dieſe allgemeinen Begriffe des Sänften und Rauhen, des Starken und Schwachen, des Gemäßigten, des Ordentlichen, des Uebereinſtimmenden u. ſ. w. ſind den Gegenſtänden z. B. des Geſichts gemein; — wir nennen Farben ſanft, rauh, gemäſsigt, wir nennen Geſtalten ſo; — ſie ſind den Gegenſtänden verſchiedener Sinne gemein, — wir hören ſchwache und ſtarke, rauhe und ſanfte Töne, wir ſehen ſolche Farben und Geſtalten, wir fühlen ſolche Oberflächen; — ſie ſind endlich den Gegenſtänden der äuſſern Sinne und des innern Sinnes gemein, — wir lieben ein ſanftes Gemüth, ſo wie wir ſanfte Töne, Farben, Geſtalten und Oberflächen gern empfinden.

Von ſolchen allgemeinen Eigenſchaften haben alle Sprachen dieſe Eindrücke und Gegenſtände, ihrer Verſchiedenheit ungeachtet, einem natürlichen Geſetze zu Folge, mit einerley Namen benannt; und nach eben dieſem natürlichen Geſetze erregen ſich die Eindrücke ähnlicher Gegenſtände aller Sinne, der äuſſern unter einander, ſo wie der äuſſern und des innern gegenſeitig; das Sanfte der Farbe und der Züge des Geſichts erregt die Idee des Sanften des Gemüths, und verſtärkt alſo den Eindruck davon zum Vortheil des Letztern; ſo wie ſich die Einbildungskraft einen Unbekannten, deſſen Sanftmuth ſie kennt, gewiß nie in einem Körper mit ſcharfen, ſtarkhervorragenden Zügen, noch jähen Bewegungen mahlen wird.

Nach ſolchen Zuſammengeſellungen ergänzt ſich alſo die Einbildungskraft das Bild von einem Menſchen nach einem Zuge, denkt ſich ſeinen Gang, den Ton ſeiner Stimme, ſo wie ſeine Geſinnungen ſanft, wenn ſie durch ſeine ſanften Geſichtszüge zu dieſer Ergänzung geſtimmt wird; ſo wie ſie umgekehrt ſich von dem Mann, deſſen ſanfte Geſinnungen ſie aus ſeinen Handlungen, oder auch wohl nur aus ſeinen Schriften zu kennen glaubt, ein ſanftes Bild mahlt, von ſanften Geſichtszügen, ſanftem Gange und Tone.

Dieſer nämliche Zauber der Einbildungskraft, der vielleicht zu vielen Täuſchungen bey den Auslegungen der Phyſiognomien Anlaß giebt, dieſer Zauber iſt es, der die Schönheit des Körpers auf die Güte der Sele übertragen und das Wohlgefallen an der Letztern durch das Wohlgefallen an der Erſtern verſtärken hilft. In dem letzten Falle entſpringt aus dem Anſchauen dieſer göttlichen Harmonie der Güte und der Schönheit das innigſte, heiligſte, lebhafteſte und verſtändigſte Vergnügen, das alle Vergnügen, die der Anblick der unbelebten und vernunftloſen Schönheit gewährt, unendlich übertrift.

Aber wenn dieſe Harmonie nur erträumt iſt — wenn das warme empfindliche Herz das weſenloſe Bild ſeiner Einbildungskraft anbetet; wenn dieſes

Bild der innern Schönheit bloß nach dem Bilde der äuſſern iſt geſchaffen worden; wenn ſich die Imagination, durch die äuſſere Schönheit gewonnen, von keiner erfahrnen Vernunft belehrt, den ganzen Gegenſtand ſeiner Liebe, durch einen Blick geſtimmt, nach dem Geſetze der Ergänzung ausmahlt; wenn die Schöpferin erträumter Liebenswürdigkeiten das Herz an einen Unwürdigen verräth, wenn es verdachtlos dieſem leeren Bilde huldigt, wenn das unglückliche Opfer ſeiner Empfindlichkeit nicht eher aus ſeinem ſüſſen Traum erwacht, als bis es durch alle Leiden der getäuſchten Liebe geweckt wird! —

Dieſe Verirrung verdient unſer Mitleid; denn nur eine Seele mit ſchöpferiſcher Einbildungskraft und empfindlichem Herzen iſt ihrer fähig. Sie iſt ohne Zweifel die Verirrung einer der ſchönſten weiblichen Seelen geweſen, deren Herzensgeſchichte ich nicht beſſer als mit den Worten eines jüngſt verſtorbenen Schriftſtellers erzählen kann, deſſen feiner Sinn ſie zu errathen im Stande war.

„In ihrer (Angelika Kaufmann) Geſtalt „und ihren Gemählden, in ihrer Rede und ihrem „Wandel iſt überall nur ein Ton herrſchend: nemlich „ſanfte jungfräuliche Würde. Sie iſt jezt ungefähr „27 Jahr alt, keine vollendete Schönheit, aber

„dennoch einnehmend in ihrer Form und in ihrem ganzen Anſtande. Der Charakter ihres Geſichts gehört zur Gattung, welche Dominichin gemahlt hat, der in ſeinen Köpfen den Raphael erreichte: edel, ſchüchtern und bedeutend, anziehend und mittheilend. Man wird ſie nirgends flüchtig gewahr, ſondern ſie hält den Blick des Beobachters feſt, ja es giebt Augenblicke, wo ſie tiefere Eindrücke macht. Wenn ſie vor ihrer Harmonika, Pergoleſis Stabat ſingt, ihre groſſen ſchmachtenden Augen, pietoſi a riguardar, a muover parchi, gottesdienſtlich aufſchlägt, und dann mit unverwandtem Blicke dem hinſtrömenden Ausdrucke des Geſanges folgt *), ſo wird ſie ein begeiſterndes Urbild der heiligen Cäcilia. Welcher Beruf, mein Freund! mit ſo vielen Talenten glücklich zu ſeyn! — Aber Angelika iſt es jetzt nicht. Ihre ſichtbare Schwermuth iſt eine Frucht mislungener Liebe, die ſich mit einer unglücklichen, jetzt wieder getrennten Heyrath endigte. Aller Genuß des Ruhms und des Lebens wird durch das Leiden des Herzens verbittert.“ **)

---

*) Im Original ſteht: mit hinſtrömendem Blicke dem Ausdrucke u. ſ. w. Es iſt kühn, in einem ſo vollkommenen Schriftſteller ändern zu wollen. Indeß habe ich es gewagt, durch die angebrachte geringe Verſetzung das herrliche Bild nach meiner Meynung zu berichtigen.

**) Sturz Schriften. S. 33.

Da die Schönheit des Menſchen aus allen den Elementen der lebloſen, organiſchen, lebendigen, geiſtigen und ſittlichen Schönheit zuſammengeſetzt iſt: ſo iſt es kein Wunder, daß die Urtheile des Geſchmacks über ſie am meiſten von einander abweichen. — Die allgemeinen ſowohl als die beſondern ſubjektiven Urſachen, ſowohl die allgemeine Verſchiedenheit des Geſchmacks, die aus der verſchiedenen Fähigkeit der Köpfe und ihrer verſchiedenen Ausbildung entſteht, als auch die, ſo aus den beſonderſten Vergeſellſchaftungen entſpringt, haben hier ſo viel Gelegenheit ihren Einfluß auf die Urtheile über die Schönheit zu äuſſern, daß, ſo allgemein das höchſte Geſetz des Geſchmacks ſeyn mag, die Anwendung deſſelben, wegen der Verſchiedenheit dieſer mitwirkenden Urſachen, unendlich mannigfaltige Urtheile hervorbringen muß.

19) Neunzehnte Anmerkung.

Um die Grundloſigkeit der Aſtrologie einzuſehen, muß man die Theorie der Zeichen zu Hülfe nehmen, ſo wie man ohne die Theorie des Nothwendigen nicht beurtheilen kann, ob die Ordnung in der Natur einen verſtändigen Urheber habe. Die Aſtronomie und Naturlehre, die bey der Erfahrung ſtehen bleiben, können alſo aus ihren eigenthümlichen Grundſätzen nichts entſcheiden. Der Aſtronom und Naturlehrer haben daher metaphyſiſche Grundſätze nöthig, wenn ſie ſich von der Richtigkeit der Aſtrologie und dem Daſeyn eines verſtändigen Urhebers des Weltgebäudes überzeugen wollen. Das iſt die Aehnlichkeit der Fälle, worin ſich der Aſtronom in Anſehung der Sterndeuterey und der Religion befindet. **Philokles** hat dieſe Aenlichkeit nur angedeutet, und das war zu ſeiner Abſicht hinreichend; denn er hat ſo an einem Andern Beyſpiele gewieſen, daß die aſtronomiſchen Kenntniſſe nicht überall zureichen. Eine etwas genauere Entwickelung ſeiner Gedanken wird das noch einleuchtender machen.

Auf den erſten Anblick ſcheint die Aſtronomie ganz allein dieſe Frage über die Zuläßigkeit der Sterndeuterey entſcheiden zu können, ja die Geſchichte ſcheint ihr wirklich die Ehre zuzuerkennen, daß man ihr allein die Belehrung des menſchlichen Geſchlechts über dieſen Theil ſeines Aberglaubens zu verdanken habe. Die gänzliche Verbannung der aſtrologiſchen Thorheiten und eine merkliche Verbeſſerung der Naturlehre und der Aſtronomie kommen wirklich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Eine Periode zuſammen. Aber es iſt der Mühe werth, etwas genauer zu unterſuchen, ob die Aſtronomie dieſes Wunder ganz allein gethan habe.

Der ſtärkſte Grund, worauf die Aſtronomie den Anſpruch auf dieſe Ehre bauen kann, iſt von **Philokles** angeführt worden. Die phyſiſche Aſtronomie hatte ſeit Keppler und Newton groſſe Schritte gethan, man hatte ein genau zuſammenhängendes Syſtem von Geſetzen gefunden, und war nun mehr als jemahls überzeugt, daß alle Bewegungen und Stände der himmliſchen Körper ſich aus allgemeinen und ganz einfachen phyſiſchen Geſetzen herleiten laſſen, daß ſie alſo natürlich nothwendig ſeyen, und nicht willkührliche Zeichen gewiſſer zufälligen Begebenheiten auf einem Planeten des Weltgebäudes ſeyn können.

So hatte man lange geſchloſſen; allein die Vertheidiger der Sterndeuterey leugneten die Folge dieſes Schluſſes. Ich will die Geſchichte, wobey dieſe Frage zum erſten Mahle, ſo viel mir bekannt iſt, in Unterſuchung gekommen iſt, hier anführen, weil der Schriftſteller, der ſie erzählt, mich der Mühe überheben wird, ſelbſt die Sache der Aſtrologie zu führen. „Dem **Perikles**, ſagt Plutarch, *) wurde, wie man erzählt, einſmahls

---

*) im Leben des Perikles im zweyten Bande der Reiskiſchen Ausg. S. 597. und nach Schirachs Ueberſ. 2 B. S. 101.

„von ſeinem Landgute der Kopf eines Widders mit einem einzigen Horne gebracht. Als der Wahrſager Lampo dieſes aus der Mitte der Stirn hervorgewachſene harte und ſtarke Horn beſahe, ſo ſagte er, es werde von den damahls mächtigen zweyen Partheyen, des Thucydides und Perikles, derjenige Eine die Oberherrſchaft erhalten, zu welchem dieſes Wunderzeichen gebracht ſey. Allein Anaxagoras ließ den Scheitel zerhauen, und zeigte, daß das Gehirn die Hirnſchale nicht völlig ausgefüllt und wie ein Ey geformt, aus der ganzen Schale an denjenigen Ort ſich hingeſenkt habe, wo die Wurzel des Horns entſtanden war. Damahls bewunderten den Anaxagoras alle Anweſende; bald hernach aber, da Thucydides verbannt wurde und die Verwaltung aller Geſchäfte des Staats in des Perikles Händen war, wurde der Wahrſager Lampo bewundert. Nach meiner Meynung hatte ſowohl der Naturlehrer als der Wahrſager Recht: Der Eine wußte den Grund, der Andere die Beſtimmung der Sache geſchickt anzugeben. Die Pflicht des Einen war, zu unterſuchen, woher die Sache käme, die Pflicht des Andern, vorherzuſagen, weswegen die Sache geſchehen ſey, und was ſie anzeige. Wer aber behauptet, daß durch die Erfindung der Urſach die Vorbedeutung aufgehoben ſey, der bedenkt nicht,

„daß er mit Aufhebung der göttlichen Andeutungen, „auch die aufhebe, die durch die Kunſt geſchehen, „dergleichen das anzeigende Zuſammenſchlagen der „Wurfſcheiben, die Lanternen, die Sonnenuhren „ſind, davon jedes ſeine Urſach und Zubereitung „hat, und doch etwas anzeigt.“

Tycho, dem wir einen ſo beträchtlichen Theil unſerer Kenntniſſe des Weltgebäudes zu danken haben, — Tycho, der dem Keppler mit ſeinen Beobachtungen, ſo zu ſagen, in die Hände arbeitete, und aus deſſen ſorgfältigen und genauen Entdeckungen dieſer groſſe Deutſche ſeine allgemeinen Geſetze berechnete — Dieſer Tycho hielt eine Vertheidigungsrede für die Aſtrologie auf der Univerſität zu Koppenhagen, *) und in dieſer Rede ließ er den Einwurf, den man gegen die Aſtronomie aus der Regelmäßigkeit des Weltgebäudes hernahm, nicht unberührt. Er leugnet dieſe Regelmäßigkeit keinesweges, er behauptet vielmehr, je ordentlicher und regelmäßiger die Erſcheinungen des Himmels ſind, deſto mehr müſſe man annehmen, daß ſie von dem Urheber der Welt beſtimmt ſeyn, die gewöhnlichen Veränderungen auf der Erde anzukündigen. Dieſe Kraft haben ſie vom Anbeginn der Welt erhalten, dazu ſeyen ſie vom Anfange der Dinge

---

*) Oratio de disciplinis mathematicis. 1574.

Dinge in ſolche Folge gebracht, und nach ſolchen Geſetzen geordnet werden.

So große Fortſchritte alſo die Aſtronomie machte, ſo hatte ſie doch noch immer die Aſtrologie zu ihrer Seite; ja, zur Beſchämung des Menſchen muß man bemerken, daß ſie die Tochter der Aſtrologie iſt, daß das gewöhnlichſte Intereſſe warum der Menſch nach dem Himmel blickte, und ſich um deſſelben Geſetzbuch bekümmerte, die Begierde war, darin ſein Schickſal zu leſen. Aber wir müſſen auch hier die Güte und Weisheit der Vorſehung bewundern, die durch das Intereſſe ſeiner körperlichen Angelegenheiten die himmliſche Begierde zu wiſſen in dem ſchwachen Sterblichen erregt, ihn auf überirrdiſche Vergnügen aufmerkſam macht, und ſo zum Geſchmack an höhern Gütern an den Seilen der ſinnlichen Bedürfniſſe führt. Noch der berühmte **Dominikus Caßini** hatte ſeine glorreiche aſtronomiſche Laufbahn mit der Aſtrologie angefangen *).

So weit war noch immer die Aſtronomie mit ihrer unächten Schweſter Hand in Hand gegangen; auf einmahl aber ſehen wir die letztere verſchwinden. War es die Erſtere, die ſie vertilgt hätte? Warum erhielt ſie dieſen Sieg nicht früher, da ſie ſchon

---

*) S. *Fontenelle* Eloge de Caſſini.

ſchon die nämlichen Waffen dazu hatte? So ſehr der Wachsthum der Aſtronomie dieſe Veränderung mag zubereitet haben: ſo mußte ſie doch eine philoſophiſche Unterſuchung vollenden. Ein Mann, dem wenig mathematiſche Künſte zu Hülfe kamen, **Bayle** in ſeinen Betrachtungen über die Kometen gab ohne Zweifel der Aſtrologie den letzten Schlag.

Sein vornehmſtes Argument gegen dieſe Kunſt des Aberglaubens war aus der Unſchicklichkeit ihrer Zeichen hergenommen. Wenn dieſe Zeichen, ſagte er, ihres Urhebers ſollen würdig ſeyn: ſo müſſen ſie nicht allein ſo viel Zuverläſſigkeit haben, daß ſie ſich leicht können verſtehen laſſen, ſie müſſen auch zu einem vernünftigen und nützlichen Zwecke gebraucht werden. Beyde Erforderniſſe ſucht man vergebens bey der Schrift, worin der Schöpfer die Schickſale der Menſchen an dem Firmamente ſoll verkündigt haben.

Worauf gründen ſich die Auslegungsregeln der Sterndeuterey? wo iſt die Verabredung zwiſchen dem Urheber dieſer Schrift und denen, die ſie leſen ſollen? — Alles aber was man für die natürliche Bedeutung ihrer Zeichen anführen kann, beſtehet in grundloſen, entfernten und zufälligen Aehnlichkeiten von ungefähr zuſammentreffender Begebenheiten am Himmel und auf der Erde, warum ſollen alſo die Erſtern Zeichen von den Letztern ſeyn, und, da ſo viel Begebenheiten auf der Erde zugleich ſich ereignen, von welchen ſollen ſie Zeichen ſeyn? Ehe auch die Auslegungskunſt der Vorbedeutungen zu einer menſchlichen Wiſſenſchaft gediehen war, mußte man ſich, um ihren Sinn zu erfahren, an die Götter und ihre Orakel wenden. Als ſie endlich anfing, eine Wiſſenſchaft zu werden, auf welche elende Gründe bauete man da die Auslegungen! „Die Egypter — ſagt **Herodot** (II. 76.) — „haben mehr Zeichen zukünftiger Dinge erfunden, „als andere Menſchen. Denn wenn ein Zeichen „geſchieht, ſo ſchreiben ſie auf, was darauf erfolgt „ſey: und wenn hernach dergleichen wieder ge„ſchieht, ſo wird ihrer Meinung nach wieder das „Nämliche darauf erfolgen.“ Mit der Zeit ſuchte man erſt dieſe Erfolge aus der Natur und dem Einfluß der vorbedeutenden Körper und ihrer Aſpecten zu erklären.

Allein dieſe Eigenſchaften der himmliſchen Körper ſelbſt, deren Einflüſſe man ihre Vorbedeutungskraft zuſchreibt, ſind nichts als die Erdichtungen einer ausſchweifenden Einbildungskraft. Nichts als eine zufällige Ideenverbindung hat einfältige Menſchen veranlaßt, ſie ihnen beyzulegen. Weil ſie zufälliger Weiſe die Namen der heidniſchen Gottheiten tragen, ſo hat man ihnen Eigenſchaften und Wirkungen beygelegt, die den Charakteren dieſer Gottheiten ähnlich ſind. Das iſt eine ganz bekannte Quelle vieler aſtrologiſchen Deutungen.

Ich kann aber noch eine andere anführen, die weniger bekannt, aber eben ſo fruchtbar iſt. Man bedient ſich in der Chymie der Planetennamen zur Benennung der Metalle, man nennt das Eiſen **Mars**, das Bley **Saturn** u. ſ. w. Dieſer chymiſchen Sprache zu Folge legt man ferner den Planeten Eigenſchaften und Wirkungen bey, die den Eigenſchaften der Metalle entſprechen, deren Namen ſie führen. Es iſt zwar etwas außer dem Wege meiner gegenwärtigen Unterſuchungen, ich kann doch aber der Verſuchung nicht widerſtehen, den Urſprung dieſer chymiſchen Zeichen mit wenigen Worten anzuzeigen, weil ich hoffe, daß die Entdeckung deſſelben die aſtrologiſchen Deutungen noch mehr in ihrer Schwäche zeigen werde.

In dem zwölften Jahrhundert fingen einige chriſtliche Gelehrte an, etwas von aſtronomiſchen Kenntniſſen von den Arabern nach Hauſe zu bringen, und unter dieſen dürftigen Kenntniſſen war auch die Idee von dem was ſie ein Aſtrolabium nannten, oder einer Maſchine, welche einigermaſſen unſer Planetenſyſtem vorſtellte. Die Planeten waren durch die verſchiedenen Metalle unterſchieden, aus denen ſie gemacht waren, die Sonne war golden, der Mond ſilbern, Mars von Eiſen u. ſ. w. Dieſe Einrichtung mag nun bereits durch frühere Vorurtheile von den Eigenſchaften der Planeten veranlaßt ſeyn, oder ſie mag bloß das Werk eines zufälligen Einfalls des Künſtlers ſeyn, in beyden Fällen ſieht man, wie wenig ſichere Gründe die Aſtrologie für ihre Deutungen anführen könne, und wie ungewiß alſo ihre Auslegungen ſeyen, die aus ſolchen Quellen flieſſen.

Die andere Eigenſchaft, die Zeichen haben müſſen, deren ſich ein weiſes und gütiges Weſen bedienen kann, iſt die: ſie müſſen nützlich ſeyn, ſie müſſen diejenigen, die ſie deuten ſollen, glücklicher und tugendhafter machen. Die Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft haben die vernünftigſten unter den verblendeten Vertheidigern der Aſtrologie ſelbſt erkannt; ja einer unter ihnen, gewiß der ſcharfſinnigſte, Tycho de Brahe bauet auf die Wahrheit, daß die Geſtirne des Himmels zu dem Glück der Bewohner der Erde beytragen müſſen, den beſten Theil der Vertheidigung ſeiner Kunſt. Sie würden, meynt er, keinen Nutzen haben, wenn die Erde nicht durch den Himmel regiert würde, wenn der Himmel nicht das Buch wäre, worin die ganze Geſchichte der Erde geſchrieben ſteht.

Die Wahrheit, die bey dieſem Schluſſe zum Grunde liegt, die aber eine philoſophiſche Wahrheit iſt, daß das Lebloſe zum Beſten der Lebendigen da ſey, gehört zu den unleugbarſten. Man kann daher kaum abſehen, was man zu einer Zeit, da man die Erde für den einzigen bewohnten Planeten hielt, der Bündigkeit dieſes Schluſſes habe entgegen ſetzen können. Wenn man aber nun die Geſchichte fragte, wie der Regierer des Weltalls ſeine Abſicht, die Erdbewohner durch die himmliſchen Zeichen tugendhafter und glücklicher zu machen, erreicht habe: ſo fand ſich, daß die höchſte Weisheit ein Mittel gewählt, mit dem ihr ihre beſten Abſichten von jeher fehlgeſchlagen waren. Denn was waren von jeher die Wirkungen dieſer Vorbedeutungen geweſen? — Anſtatt der moraliſchen Beſſerung, die ſie hätten hervorbringen müſſen, wenn ſie die Glückſeligkeit des Menſchen befördern ſollten, hatten die armen betrognen Sterblichen von jeher, bey dem Anblicke einer vermeynten Vorbedeutung am Himmel, nur immer zu allen, oft grauſamen, allzeit aber thörichten Ausſchweifungen des Aberglaubens gegriffen; ein jeder hatte den Zorn ſeiner Gottheit durch Opfer, Wallfahrten, Meſſen, Weihungen, Reliquienverehrung und andere ähnliche Mittel abzuwenden geſucht, und die Maſſe der öffentlichen ſowohl als beſondern Glückſeligkeit war mehr vermindert als vermehrt worden.

Dieſe Betrachtungen brachten endlich die Aſtrologie um den letzten Reſt ihres Anſehens; aber ſie waren alle aus der bloß philoſophiſchen Theorie einer vernünftigen Auslegungskunſt hergenommen. Philokles bereitet daher nicht ohne Grund ſeinen Freund durch dieſes Beyſpiel vor, die Unzulänglichkeit der mathematiſchen Grundſätze auch in der Religion zu erkennen.

20) Zwanzigſte Anmerkung.

Ueber die Ordnung in dem Weltall.

Der Aſtronom und Naturforſcher entdeckt alſo Ordnung in dem Weltall. Iſt dieſe aber ein Werk des Zufalls, der unbedingten Nothwendigkeit, oder der Weisheit? Dieſe Frage zu beantworten, brauchen beyde philoſophiſche Grundſätze.

Daß ſie nicht das Werk des blinden Zufalls ſeyn könne, davon hat Philokles, wie es ſcheint, einen Beweis geführt, der den aufrichtigen Forſcher der Wahrheit befriedigen kann. Allein es iſt hier noch eine andere Klippe zu vermeiden, man könnte nämlich die Ordnung des Weltalls für ein Werk der unbedingten Nothwendigkeit halten. Vor dieſer Klippe hat Hume gewarnt, aber um uns an ſeiner Klippe des blinden Zufalls ſcheitern zu ſehen. Er führt die Ordnung in gewiſſen Zahlengebäuden an, zum Beyſpiele die Producte, welche durch die Multiplikation der Zahl Neun entſtehen, deren einzelne Ziffern, wenn ſie zuſammen addirt werden, alle wieder die Summe von Neun oder deſſen Vielſache geben, als 18, 27, 36, 45, u. ſ. w. Eine ſolche Ordnung iſt allerdings eine nothwendige. Es giebt alſo auch unbedingt nothwendige Ordnungen. Dieſe Wahrheit iſt aber ſo wenig neu, daß ſie vielmehr längſt von den Weltweiſen bey ihren Betrachtungen über die Ordnung des Weltalls iſt angemerkt worden. Wolf führt die Progreſſionen überhaupt als Beyſpiele unbedingt nothwendiger Ordnungen an, um den Beweis von dem Daſeyn Gottes aus der Ordnung der Welt zu berichtigen, und zu zeigen, wie nöthig es ſey, daß man erſt die Zufälligkeit der Ordnung in der Welt beweiſe, ehe man daraus auf das Daſeyn eines ordnenden Verſtandes ſchlieſſen könne. Niemand aber hat die Eigenſchaften der nothwendigen Ordnungen vollſtändiger entdeckt und aus einander geſetzt, als Lambert. Dieſer tiefſinnige Weltweiſe bemerkte nähmlich, daß es Zahlenreihen gebe, deren Glieder ſo auf einander folgten, daß ihre Folge das Werk eines blinden Zufalls ſchiene, ungeachtet ſie wirklich nothwendig wäre. In der Zahlreihe z. B. welche, wenn ſie bis ins Unendliche fortgeſetzt wird, die Peripherie des Zirkels ausdruckt, deſſen Durchmeſſer 1 iſt: 3, 141592, 653589, 793238, u. ſ. w. läßt ſich nicht die geringſte Ordnung in der Folge der Zahlen entdecken, ſie ſcheinen alle durch den Zufall hingeworfen zu ſeyn, ob gleich eine jede ihren Ort nothwendig einnimmt.

Aus dieſen Beyſpielen läßt ſich abnehmen, daß es Folgen gebe, die nothwendig ſind, und die dennoch demjenigen, was dem Zufalle am leichteſten möglich iſt, einer Folge ohne Ordnung, vollkommen ähnlich ſehen. Dieſe Folgen müſſen uns nähmlich ſo lange unordentlich und alſo ein Werk des blinden Zufalls ſcheinen, als wir die Geſetze ihrer Ordnung noch nicht entdeckt haben. Nun kömmt es darauf an, ob dieſe Geſetze ſelbſt ſchlechterdings nothwendig, oder ob ſie an ſich zufällig ſind. Das Erſtere werden ſie ſeyn, wenn der Grund derſelben zu dem Begriſſe des Dinges gehöret, oder nothwendig aus demſelben folgt; das letztere hingegen, wenn der Grund nicht zu dem Begriſſe gehört, noch nothwendig aus demſelben folgt; in dieſem Falle wird die Ordnung nur bedingt nothwendig ſeyn. Es iſt aber augenſcheinlich, daß dieſe bedingte Nothwendigkeit allerdings eine Wahl zulaſſe, die Wahl nähmlich desjenigen Geſetzes, wonach man die Folge ordnen will.

Es iſt unleugbar, daß es Ordnungen von beyderley Art gebe. In der angeführten Zahlenreihe, welche das Verhältniß des Umkreiſes zum Durchmeſſer des Zirkels ausdruckt, iſt die Ordnung der Zahlen ſchlechterdings nothwendig, weil das Geſetz, wonach ſie geordnet ſind, aus dem Begriffe des Zirkels fließt. In den Umläufen der himmliſchen Körper hingegen beruhet die Ordnung auf dem Geſetze, dem die anziehenden Kräfte folgen. Die Bewegung dieſer Körper in elliptiſchen Bahnen iſt aus der Bewegung zu einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, und einer andern Bewegung zuſammengeſetzt, deren Richtungen einen Winkel zuſammen ausmachen. Für die erſtere von dieſen Bewegungen ſind unendlich mannichfaltige Grade der Geſchwindigkeit möglich; ſo wie die fallenden Körper auf unſerer Erde in dem erſten Augenblicke ihres Falles mehr oder weniger Raum als funfzehn Fuß durchlaufen könnten; und wenn die Himmelskörper vermöge ihrer Trägheit in der andern fortfahren, ſo mußten ſie doch, vermöge eben dieſer Trägheit erſt in dieſe Bewegung verſetzt werden. Dann konnten ſie nach Richtungen bewegt werden, die mit der Richtung der anziehenden Kraft auf unendlich verſchiedene Art verſchiedene Winkel machten, und mit einer Geſchwindigkeit, die mit der verſchiedenen Geſchwindigkeit, womit ſie die anziehende Kraft bewegt, Umlaufsbahnen von unendlich verſchiedener Art, kreisförmig, elliptiſch, paraboliſch mit allen Zwiſchengraden derſelben bildete. Nichts von allem dieſen folgt aus dem Weſen des Körpers.

Wenn nun am Ende die Beſtimmung der Bewegungskraft der Körper in der Einſchränkung der urſprünglichen Kraft ihrer Grundtheile muß geſucht werden, und die Schranken dieſer Grundtheile oder der beſtimmte Grad ihrer Kraft nicht durch ihr Weſen beſtimmt wird: ſo muß derſelbe, nebſt allem, was daraus fließt, ein Gegenſtand der Wahl, und die Ordnung des Weltgebäudes, die durch ein ſolches willkührliches Geſetz beſtimmt wird, nur eine **bedingte** Nothwendigkeit haben.

Wir können alſo **Humen** zugeben, daß es ſchlechterdings nothwendige Arten von Ordnungen gebe; allein wir müſſen auch geſtehen, daß, ſo ein tiefſinniges und mathematiſches Anſehen er den Einwürfen ſeines **Philo** giebt, er doch gar nicht tief in die Natur der Nothwendigkeit, die in den Zahlenreihen Statt findet, eingedrungen ſey. Denn ſonſt müßte er bemerkt haben, daß ſie von ganz anderer Art ſeyn, als diejenige, die wir in der Ordnung des Weltgebäudes entdecken. Dieſe iſt ein Werk der Wahl, und wenn uns die Erfahrung, in ſo unendlich vielen Fällen, die Abſichten und Bewegungsgründe, die dieſe Wahl haben beſtimmen können, vor die Augen bringt: ſo bleibt nun noch die Ordnung übrig, die ein Werk der Weisheit iſt, und uns auf die Anbetung eines verſtändigen und gütigen Urhebers der Natur führt. Hat einmahl unſer Verſtand die Richtung erhalten, die Nutzen der Dinge in der Welt, und ihre Beziehungen auf einander als Abſichten und Mittel anzuſehen, dann werden wir für unſern Verſtand mit jedem Schritte in der Betrachtung der Natur neue Verſtärkung ſeiner Ueberzeugung von dem Daſeyn eines weiſen Urhebers derſelben, ſo wie für unſer Herz immer neue Nahrung des Vergnügens, das uns die Liebe und Verehrung dieſes weiſen Urhebers verſchaft, erhalten können.

21) Ein und zwanzigſte Anmerkung.

Ueber das Böſe in der Welt.

Philokles bleibt bey einer ganz allgemeinen Ueberſicht der Verbindungen der Materie ſtehen, in welchen ſie ſich zuletzt zu der Abſicht vereinigt, den lebendigen Weſen zu Werkzeugen der Erhaltung, der Wirkſamkeit und des Wohlſeyns zu dienen. Das kann zu ſeinem Zwecke hinreichen. Allein da noch vor kurzer Zeit die alten Einwürfe gegen eine ſolche Einrichtung der Natur ſind erneuert werden: ſo iſt es vielleicht nicht überflüſſig, die vornehmſten Gründe, die ſich zur Behauptung derſelben anführen laſſen, kurz zuſammen zu faſſen.

Unvollſtändige Begriffe von Glückſeligkeit, Wohlſeyn und moraliſcher Vollkommenheit haben einige Verehrer einer Gottheit verleitet, die Güte gegen ihr Werk nicht als den einzigen Bewegungsgrund der Hervorbringung deſſelben anzunehmen. Indem ſie zu bemerken glaubten, daß es unter dem Erſchaffenen empfindliche Weſen gebe, die zum Elend gemacht wären, die alſo nicht als Gegenſtände der göttlichen Güte könnten angeſehen werden: ſo glaubten ſie annehmen zu müſſen, daß dieſe Unglücklichen bloß Gegenſtände einer Gerechtigkeit ſeyn, die mit der Güte nichts gemein habe.

Aus einer genaueren Unterſuchung dieſer ſittlichen Eigenſchaften ergab ſich aber, daß die Gerechtigkeit nichts anders als ein Ausfluß der Güte ſey, daß alſo eine Gerechtigkeit, die des beſten Weſens würdig ſeyn ſollte, den Grundſätzen der Güte nicht entgegen handeln dürfe. Eine vernünftigere Theorie eines ſo wichtigen Theils der Geſetzgebenden Klugheit, als die Strafgerechtigkeit iſt, zeigte auch, daß dieſe beyden Eigenſchaften ſich wohl vereinigen laſſen, indem man bald fand, daß die Strafübel, durch ihre beſſernde und exemplariſche Kraft, zu Mitteln der allgemeinen und beſondern Glückſeligkeit werden könnten.

Man mußte alſo dabey ſtehen bleiben: daß Güte der einzige Bewegungsgrund der Hervorbringung des Erſchaffenen ſey. Um nun den Beweis dieſer Eigenſchaft des Weltſchöpfers ſo zu führen, daß er gegen alle Einwürfe, die dagegen aus der Erfahrung könnten gemacht werden, befriedigend ſey, hat man verſchiedene Wege geſucht.

Einige meynten zwar, ſobald der Beweis einmahl geführt ſey: ſo brauche man ſich auf die Einwürfe weiter nicht einzulaſſen; denn alle Schwierigkeiten, die man gegen eine einmahl erwieſene allgemeine Wahrheit machen kann, könnten ihn doch nicht umſtoßen. — Allein wenn dieſe allgemeine Wahrheit durch Induktion ſoll erwieſen werden: alsdann wenigſtens dürfen, nach den Regeln einer geſunden Vernunftlehre, ihr keine beſondern Fälle entgegen ſtehen, wofern man dem Schlußſatze nicht eine Allgemeinheit geben will, die aus den Beweisgründen nicht folgt.

Diejenigen, welche die Stärke dieſer Bemerkung fühlten, glaubten ſich einen geräumigern Grund gegen die Beſtreiter der göttlichen Güte zu verſchaffen, wenn ſie ihren Beweis bloß auf das Uebergewicht des Guten in der Welt bauten, welches ſie ſo groß annahmen, daß das Uebel dagegen nicht in Betrachtung kommen könnte. Durch dieſe Wendung hatten ſie ſich auf der einen Seite den Beweis freylich erleichtert, indem ſie nun nicht mehr ſo viel zu beweiſen hatten; allein auf der andern Seite, blieb es noch immer ſchwer, das Wenige ſelbſt zu beweiſen. Denn wie will man ſich von dem Uebergewicht des Guten verſichern, wenn man beydes das Gute und das Uebel nicht in eine genaue Summe bringen kann? Dazu aber wird gehören, daß ein jeder des Andern Glückſeligkeit und Wohl richtig und genau ſchätzen könne. Die Glückſeligkeit beruht auf der innern Empfindung; ſie bloß nach den äußern Zeichen und Mitteln ſchätzen, iſt ſo gut, als ſie gar nicht ſchätzen. Wir müßten alſo, wenn wir den Grad der Glückſeligkeit anderer Menſchen richtig ſchätzen wollten, einen allgemeinen Maaßſtab derſelben haben, den Grad ihrer Empfindlichkeit, ihre Urtheile und Einſichten, ihre Gemüthsſtimmung, ihre Wünſche und Bedürfniſſe genau kennen, kurz, wir müßten ſtatt ihrer empfinden.

Es giebt noch einen andern Weg, die Regierung Gottes über die Welt zu retten, auf den ebenfalls die Erfahrung zu führen ſchien. Eine geringe Aufmerkſamkeit auf die Einrichtung der Welt, entdeckte bald eine gewiſſe Gleichförmigkeit, eine gewiſſe beſtändige Ordnung in der Folge ihrer Veränderungen. Dieſe Gleichförmigkeit der Handlungsweiſe, die aus der ſtandhaften Befolgung gewiſſer Maaßregeln und Geſetze entſteht, iſt allerdings ein nothwendiges Stück eines weiſen und geſetzten Characters, der ſich nicht gleich durch einige Unbequemlichkeiten in der Befolgung ſolcher Maaßregeln irre machen läßt, die er einmal gewählt hat.

Man glaubte alſo, die Regierung Gottes in Anſehung der Uebel in der Welt gerechtfertigt zu haben, wenn man gezeigt hatte, daß dieſe Uebel bloße Unbequemlichkeiten ſeyen, welchen die Weisheit nicht anders ausweichen könne, als wenn ſie von den allgemeinen Geſetzen abgienge, die ſie einmahl feſtgeſetzt hat.

Allein es fällt leicht in die Augen, daß eine ſolche Regierung nach allgemeinen Geſetzen, der Weisheit nur alsdann anſtändig ſey, wenn die Kräfte, deren Wirkſamkeit nach ſolchen Geſetzen aufgeſpannt iſt, auf dieſem Wege zu einem ſchätzbaren Zwecke, zu überwiegender Glückſeligkeit arbeiten. Einer der neueſten engliſchen Schriftſteller *) hat dieſen Theil des Beweiſes der Güte Gottes aus der Erfahrung zu ergänzen geſucht, und zum Theil glücklich ergänzt. Seine Gründe für die Anwendung der allgemeinen und beſondern Einrichtung der Dinge zum Wohlſeyn und zur Glückſeligkeit ſind allerdings überzeugend. Die Einrichtung der Körperwelt

---

*) Divine Benevolence aſſerted and vindicated from the Objections of ancient and modern ſceptiks. By *Thomas Balguy* D. D. Archdeacon of Wincheſter. London, 1781. 8. Obgleich dieſe Schrift zunächſt [illegible] Einwürfen entgegengeſetzt iſt: ſo kann ſie doch auch gegen David Hume gebraucht werden, auf den der Verfaſſer, wie aus der Anmerkung S. 19. erhellet, ebenfalls Rückſicht genommen hat.

verwelt ſowohl; ihre allgemeinen Geſetze, ihre Bildung zu der Erhaltung, der Bequemlichkeit und dem Vergnügen, als auch die Kräfte der empfindenden und verſtändigen Weſen, die Geſetze, wonach ſie wirken, alles dieſes iſt ſo beſchaffen, daß darin eine Abzweckung zum Wohlſeyn und zur Glückſeligkeit unleugbar iſt. Mit dieſem Guten, das ſie wirken, iſt zwar auch manches Uebel zufällig aber unzertrennlich verknüpft; allein um dieſes zufälligen Uebels willen kann der Weltregierer weder ſeine allgemeinen Geſetze aufgeben, noch von ihnen durch eine unmittelbare Einwirkung eine Ausnahme machen.

Aus dieſer Anzeige des Inhalts einer ſehr ſchätzbaren Schrift, ſiehet man doch ſchon, ſo kurz ſie iſt, daß ihr Verfaſſer das Syſtem der Weltregierung nach allgemeinen Geſetzen um einen Schritt weiter gebracht hat, und zwar um einen ſehr wichtigen. Es kann für die Beruhigung des Gemüths in die Regierungsmaximen des Weltregierers unmöglich gleichgültig ſeyn, daß man wiſſe, dieſe Maximen werden nicht bloß wegen ihrer Allgemeinheit, ſondern wegen ihrer eigenthümlichen Vortreflichkeit befolgt; die höhern und niedrigern Geſetze, wonach alle Arten der Weltkräfte wirken, werden nicht bloß beobachtet, weil ſie allgemein ſind, ſondern weil die Weltkräfte, wenn ſie ihnen gehorchen, am meiſten zum Beſten des Ganzen wirken. Eine genauere Ueberſicht der vornehmſten Arten der Kräfte auf Erfahrung gegründet, wenn ſie zu dem Reſultate führt, daß die Wirkungsart dieſer Kräfte zu lauter Glückſeligkeit abzielt, und daß die Unvollkommenheiten, welche ihre Wirkungen begleiten, etwas zufälliges ſind, das aber nicht von ihnen getrennt werden kann, — eine ſolche Ueberſicht iſt gewiß ein ſchätzbarer Beytrag zu der richtigern Beurtheilung der Einrichtung des Weltalls.

Die Einrichtung des Menſchen ſelbſt iſt augenſcheinlich ſo beſchaffen, daß ſie auf Leben, Erhaltung und Vergnügen abzielt. Dazu iſt ſein Körper zart, beweglich, empfindlich. Aber eben dieſe Zartheit, Beweglichkeit, Empfindlichkeit iſt auch die Quelle ſeiner Zerſtörbarkeit und vieler ſchmerzhaften Empfindungen; doch, ſagt Balguy, nur zufälliger Weiſe.

Eben ſo iſt dem Menſchen die Einrichtung der übrigen Körperwelt vortheilhaft; die Sonne verſchaft ihm die erquickende Empfindung des Lichts, das von ihr ausfließt, und das entzückende Schauſpiel der Natur ſichtbar macht. Ihr ſchöpferiſcher

Strahl kocht den Saft der Traube, der ſeine Zunge ergötzt, entfaltet die Roſe und die Nelke, daß er ihren angenehmen Wohlgeruch einathme. Ihre milde Wärme erhält die Flüſſigkeit der Elemente, befruchtet ſeine Felder, und erquickt mit ihrem wohlthätigen Einfluſſe ſeine Glieder. Aber eben dieſer Quell von unendlich vielem Guten erzeugt auch die Gifte, verſengt die Saaten, und brennt den lechzenden Wandrer, weil ihre erwärmende Kraft dem nothwendigen Geſetz ihrer Austheilung in dem Raume, dem umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernungen, folgt. Lauter Einrichtungen alſo, die wir, weil ſie zu den beſten Zwecken abzielen, gut nennen, ungeachtet ſie auch bisweilen ſchädliche Wirkungen hervorbringen, die ſie eben ſo nothwendig begleiten, als die guten.

Körnten wir aber nicht das Gute dieſer Einrichtungen haben, ohne das Böſe, das ihnen, nach Balguys Ausdrucke, zufällig anklebt? Könnte der Schöpfer nicht unſerm Körper ſeine Empfindlichkeit ſeine Beweglichkeit und Zartheit laſſen, wenn ſie eine Quelle von Wohl und Vergnügen iſt, und ſie nur ſo lange aufheben, als ſie eine Quelle der Zerſtörung und des Schmerzens ſeyn würde? Könnte die Sonne nicht ihre erwärmende Kraft ununterbrochen behalten, könnte ſie nicht dem Geſetze

ſetze der Ausbreitung ihres Lichts und ihrer Wärme überlaſſen werden, ſo lange es wohlthätig iſt; könnte nicht beydes unterbrochen werden, ſobald es ſchädlich zu ſeyn begänne? Geſetzt, daß das nicht anders als durch eine unmittelbare Darzwiſchenkunſt des Urhebers des Weltalls geſchehen könnte; ſobald dieſe Darzwiſchenkunſt vortheilhaft wäre: ſo müßte ſich ein gütiges Weſen derſelben nicht entziehen.

Balguy weiß hierauf nichts zu antworten, als: „Ohne die ſichtbare Einförmigkeit der Geſetze „und Wirkungsart der Naturkräfte würde dem „Menſchen keine Gelegenheit zur Erwerbung und „Anwendung ſeiner Geſchicklichkeit, und kein Be„wegungsgrund zur Thätigkeit übrig bleiben." Die Geſchicklichkeit, womit wir zu unſerer Erhaltung und zur Beförderung unſers Wohls mitwirken können, ſetzt die Kenntniſſe der Naturkräfte, ihrer Geſetze und Wirkungsart voraus, die wir aus der Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen kennen, und von denen wir, um eben dieſer Gleichförmigkeit willen, ähnliche Wirkungen erwarten. Dieſe Gleichförmigkeit der Wirkungen würde wegfallen, wenn ſie alle Augenblicke durch unmittelbares Eingreifen in die Weltmaſchine geſtört würde, man würde ſich keine allgemeinen Geſetze abmerken können, oder vielmehr, es würde keine Naturgeſetze geben.

Eben ſo wenig würde es Bewegungsgründe geben, wodurch die Thätigkeit des Menſchen in Bewegung geſetzt würde. Da der gewünſchte Erfolg nicht ausbleiben kann, ſollte er auch durch eine geheime Einwirkung des Schöpfers der Natur hervorgebracht werden: ſo kann der Menſch die Hände in den Schooß legen, und dem Gange der Dinge geruhig zuſehen. Was ſollte ihn nöthigen, den wilden Wogen der Gewäſſer durch mühſame Arbeit Dämme entgegen zu ſetzen, damit ſie nicht auf ſeinen Feldern daher rauſchen, ſeine Saaten erſäufen, und ſeine Wohnungen wegſchwemmen? Er weiß, daß die Gewäſſer ſich nicht ergieſſen, daß die Druckkraft des Waſſers werde aufgehoben werden, ſobald es den äuſſerſten Saum ſeines Ufers erreicht haben wird.

Dieſe Gründe für die Erhaltung der allgemeinen Naturgeſetze würden vollkommen befriedigend ſeyn, wenn ſie nur zu der Allgemeinheit erhöhet wären, wozu ſie der engliſche Philoſoph zu erhöhen verſäumt hat. Ich will von dem Punkte ausgehen, wo er die Unterſuchung gelaſſen hat; denn es läßt ſich hoffen, daß ſich auf dieſem Wege die allgemeinſte und befriedigendſte Auflöſung der Frage über die Zulaſſung des Uebels in der Welt finden werde.

Die beyden Hauptſätze, die in der Antwort des engliſchen Schriftſtellers liegen, ſind dieſe:

1) Gott hat die Einrichtung der Natur und ihrer Geſetze gewählt wegen des Guten, das durch ſie gewirkt wird.

2) Das Böſe, welches nebenher und zufälliger Weiſe durch ſie entſteht, hat er, wegen eines andern Guten, das ſonſt hätte aufgegeben werden müſſen, nicht hindern wollen.

Es iſt alſo ein Uebel zugelaſſen, um eines Gutes willen, das ſonſt nicht hätte können erhalten werden. Dieſer Gedanke, daß Anſtrengung, Mühe, Sorge, ſchwere Arbeit, Schmerz, Kummer und alle anderen Uebel empfindlicher Weſen Quellen des Wohls und der Vollkommenheit werden können, wird zwar in vielen Fällen durch die Erfahrung beſtätigt; aber höchſtens nur in vielen, bey weitem nicht in allen.

Die Erfahrung, wobey der engliſche Philoſoph ſtehen bleibt, hilft uns hier alſo nicht ganz aus. Es bleibt noch immer nicht wenig Mühe und Ungemach übrig, deſſen Abzweckung zu einem gröſſern Wohl ſich nicht angeben läßt. In den meiſten Fällen iſt dieſes Wohl, zu deſſen Erhaltung ich arbeite und leide, ein fremdes; meine Arbeit und mein Leiden iſt Auſopferung. Die Begeiſterung der Tugend kann zwar die groſſe Seele des Weiſen zu einer ſolchen Höhe des Selbſtvergeſſens emporheben, daß er mit einem M. Aurelius denken kann: „Was der Welt vortheilhaft iſt, das „iſt auch mir vortheilhaft. Nichts iſt mir zu

„früh oder zu ſpät, was dem Wohl des menſchli„chen Geſchlechtes angemeſſen iſt; — wer zum „Beſten der Stadt des Cecrops handeln kann, „der wird noch ſchicklicher handeln, wenn er die „Stadt Gottes an ihre Stelle ſetzt."

Allein, wer ſich dieſer Begeiſterung nicht fähig fühlt, ja ſelbſt der Weiſe, wenn die Stunden der Begeiſterung vorüber ſind, wird ſich wollen davon Rechenſchaft geben: „Wie das Beſte des „Ganzen auch ſein Beſtes ſey?" Wenn der Erſtere genauer nachforſcht, und der Andere aufrichtig ſeyn will: ſo werden ſie geſtehen müſſen, daß ſie mit der Erfahrung nicht weiter kommen, als: das Uebel des Theils gereicht oft dem Ganzen zum Beſten. Von dieſem Gedanken iſt aber noch ein weiter Weg zu dem Gedanken, daß das Beſte des Ganzen das Beſte eines jeden, auch des aufgeopferten, Theils ſey.

Bey dieſem Troſte: Das Beſte des Ganzen entſteht aus dem Uebel des Theils, war Pope in ſeinem Verſuche über den Menſchen ſtehen geblieben. Auch hatte er ſeinen Zweck verfehlt; man bemerkte mit Recht, daß bey dieſer Einrichtung der Dinge, wenn es wirklich die Einrichtung der Stadt Gottes wäre, die Tugend eben ſo wenig einen Sporn zu ihren Aufopferungen haben würde, als ſich mit allen Blumen der Popiſchen Poeſie die Thränen des Leidenden abtrocknen lieſſen.

Die Lücke in dieſem Syſtem konnte alſo nicht anders ausgefüllt werden, als wenn man noch hinzufügte: daß die Arbeit und das Leiden des Theiles, wodurch er dem Ganzen nützlich wird, auch ihm ſelbſt vortheilhaft ſey. Davon kann uns nun die Erfahrung nicht überzeugen, die, da ſie nur das wenigſte von allen Verbindungen in dem Weltall wahrnimmt, nicht ſelten der entgegengeſetzten Erwartung günſtig iſt. Allein eben die Kurzſichtigkeit verdeckt uns den gröſten Theil des Reiches der Natur, warum ſollte ſie uns im Reiche der Gnaden mehr ſehen laſſen?

Hier würde uns alſo die Wiſſenſchaft ohne Troſt verlaſſen, wenn uns nicht die Vernunft allein, da wo die Erfahrung uns nicht mehr leiten kann, an ihrer wohlthätigen Hand, in die überirrdiſchen Gegenden des Lichts führte; wenn Sie uns nicht den Weltregierer in ſeiner herrlichen, liebevollen Macht zeigte. Da nur die reine Vernunft ſich das unſichtbare Bild des höchſten Weſens zuſammendenken kann: ſo kann ſie nur allein in dieſem Bilde die vollkommenſten Handlungsmaximen dieſes groſſen Urhebers aller Dinge leſen. Nur ſie belehrt uns alſo, daß der Schöpfer keine andere, als die beſte Einrichtung aller Dinge habe wählen können, daß keine andere Einrichtung der Dinge die beſte ſey, worin nicht die vollkommenſte Verbindung alle Theile durchwebt, keine Einrichtung, worin nicht das Leiden und die Arbeit des Theils, die dem Ganzen nützlich iſt, auch dem Theil zum Segen, Glück und Wohlſeyn gedeihet. Dies iſt die Auflöſung, die ein groſſer Deutſcher von der Frage gefunden, deren Auflöſung Herr Balguy durch die Erfahrung verſucht, aber nur unvollſtändig gegeben hat. Indeß ſind ſeine Bemühungen ſchätzbar; ſchätzbar für die, die keine andere Auflöſung bedürfen, oder keine andere verlangen; ſchätzbar ſelbſt für die, welche die höhere gefunden haben, aber das, was ihre Vernunft erkannt, durch ihre Erfahrung immer mehr bekräftigen, und durch ihr Gefühl beleben wollen.

Verbeſſerungen.

Seite 167. Brief 29. Zeile 1. ſtatt beſchleunigt meine lies beſchleunige meine. S. 99. Z. 2. ſt. niederhielt l. wieder erhielt. S. 220. Z. 6. von unten, ſt. hinzufügte l. hinzufügt. S. 229. Z. 4. ſt. könne l. können. S. 240. Z. 8. von unten, ſt. hochdoch erfahrenden l. hochdaher führenden. S. 272. Z. 7. fehlt nach geglaubt, verſetzte Amyntor. In den Zuſätzen S. 8. ſt. Kalême l. Kateme. S. 27. Z. 2. im zweyten Abſatze ſt. anderſcher, l. anderswoher. S. 46. Z. 9. von unten ſt. alle Menſchen wie ſie, einerley, l. alle Menſchen, wie ſie einerley u. ſ. w.

Ueber
# den Gott
des
Herrn Profeſſor Fichte
und
# den Götzen
ſeiner Gegner.

Eine
ruhige Prüfung ſeiner Appellation an
das Publikum in einigen Briefen

Herausgegeben
von
Johann Auguſt Eberhard.

Halle,
bey Hemmerde und Schwetſchke
1799.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts- [illegible] Bibliothek

I.

Thoſe can beſt bear reproof, who merit Praiſe.

Pope.

So iſt dann der Ruf von der allerneueſten Revolution in der Philoſophie ſogar bis in die Einſamkeit gedrungen, worin Sie den Abend Ihres ſchönen, thätigen Lebens, in dem Umgange mit den Weiſen aller Zeiten, und in ruhigen Ueberdenken der Vergangenheit zuzubringen entſchloſſen ſind. Ich würde ſie nicht geſtört haben, dieſe heilige Ruhe, und am wenigſten würde ich den Vorhang aufgezogen haben, hinter dem Sie ſchon hier als unter den Vollendeten leben; denn ich würde Ihnen zwar eine ſehr bewegungsvolle Ausſicht eröffnet haben, aber voll Bewegung, woran Sie ſich ſchwerlich hätten erquicken können, Bewegung blutigerr Kämpfe, ſtürmiſcher Revolutionen, nicht die ordnungsvolle, wohlthätige Bewegung, die, wie die Bewegung der Himmelsſphären, den geiſtigen Sinn durch ihre Harmonie entzückt. Wie glücklich ſind Sie in Ihrer Abgeſchiedenheit!

Sie würden, wenn Sie in die Welt kommen ſollten, den ſo lange verlaſſenen Schauplatz kaum noch kennen. Namen, die zu Ihrer Zeit verehrt wurden, dürfen jetzt nicht mehr genannt werden; ihr geheimer Verehrer fürchtet das Hohngelächter der Menge, und die Menge kennt nur die Ausgeburten ihrer vermeinten Selbſtdenkerey, und dieſe Menge, o! ſie iſt unüberſehbar! Sie glaubten noch vor zwanzig Jahren, der philoſophiſche Theil der gelehrten Republik möchte, aus Mangel an Nachwachs, ausſterben, kommen Sie jetzt, und, Dank ſey es der Leichtigkeit der Einbürgerung, Sie werden ſagen: er werde an Ueberbevölkerung zu Grunde gehen müſſen.

Wir leben in der Zeit der Umwälzungen, das allmälige Verbeſſern geht unſern genialiſchen Zeitgenoſſen zu langſam, es iſt zu mühſam, es erfodert zu viel Kenntniſſe, zu viel Vorwärts- und Rückwärtsſehen, zu viel Umherblicken zur Linken und zur Rechten, und, was das ſchlimmſte iſt, es bringt ſeinen Namen auf einen hohen Leuchter, von welchem er alle andern überglänzt und allein geſehen wird. Auch ſind die Revolutionen in der Philoſophie mit einer Schnelligkeit auf einander gefolgt, die man ſich, ſelbſt aus dem noch ſo ſichtbaren Streben nach auffallenden Neuerungen, nicht vorher zu ſagen getrauet hätte. Die Paradoxie, nachdem ihr einmal die Laufbahn eröffnet war, ging ihren Gang fort. Das neueſte Paradox war immer das auffallendſte; denn ein jeder wollte allein gehört ſeyn, und pour etre entendu, il faut crier, ſagt **D'Alembert**.

Hiernächſt haben wir auch jetzt einen ganz andern Maaßſtab, wonach wir philoſophiſche Schriften würdigen. Sonſt war es Gründlichkeit, Licht, Beſtimmtheit, und zuweilen eine höhere mit dieſen Vollkommenheiten verbundene Schönheit der Compoſition. Jetzt iſt es Originalität, immer Originalität, und nichts als Originalität. Dieſe Originalität, die vor etwa dreißig Jahren unter den Werken der Dichtkunſt ſo viele ſeltſame Ausgeburten einer zügelloſen Phantaſie hervorgebracht hat, und von der unſere klaſſiſchen Dichter wieder zu der Wahrheit der Kunſt und der Natur zurückgekehrt ſind, iſt jetzt in die philoſophiſchen Schulen übergegangen. Man ſagt nicht mehr: das iſt ein gründliches, man ſagt: es iſt ein originales Werk; man ſagt nicht: es iſt ein gründlicher Philoſoph, man ſagt: es iſt ein originaler Denker. Und da dann nichts als Originalität gilt, ſo iſt aus einem philoſophiſchen Syſtem ein Kunſtſtück geworden, wie der ſalto mortale der Luftſpringer. Weil nun der originale Denker ſich immer durch ein gefährlicheres Kunſtſtück der Bewunderung der Zuſchauer legitimiren muß, ſo ſind wir endlich von ſalto mortale zu ſalto mortale bis zu der Verwandlung der Perſonen in Sachen und dann wieder aus Sachen in Perſonen, die durch die Vollziehung der Ehe zu Stande gebracht wird, gekommen.

Hr. Kant hatte die theoretiſchen Beweiſe für das Daſeyn Gottes verworfen, und uns nur einen Glauben an dieſes Daſeyn übrig gelaſſen, der ſich auf die ſchwachen Poſtulate der praktiſchen Vernunft gründen ſollte. Er hatte indeß die

Möglichkeit und Wirklichkeit Gottes, weil er ein überſinnliches Weſen iſt, unentſchieden gelaſſen; wir wiſſen nichts davon, das iſt alles, was wir uns ſagen können.

Man hatte damals ſchon die Beſorgniß geäußert, daß der Glaube an das Daſeyn Gottes auf den ſchwachen Stützen der Moral ſich ſchwerlich lange halten werde *). Was man beſorgte, iſt nur zu bald eingetroffen. Herr Fichte leugnet das für ſich beſtehende Daſeyn Gottes mit dürren Worten. Er ſagt: (S. 18. in ſ. philoſ. Journal, und wiederholt es in ſeiner Appellation S. 59.) „Ich ſage, daß der Begriff von „Gott, als einer beſondern Subſtanz, „ein unmöglicher und widerſprechender Be„griff ſey.“ —

Doch ich thue am beſten, wenn ich Ihnen die Schriften ſelbſt ſchicke; ich müßte Sie nicht kennen, wenn ich nicht hoffen ſollte, Sie werden ſie mir mit Ihrem Urtheil und der Belehrung, der ich ſo ſehnſuchtsvoll entgegenſehe, wieder zurückſenden. Ich beſitze zwar nur Hr. Fichte's Ap-

---

*) S. Phil. Archiv Th. I. St. 3. N. III. S. 40.

pellation; indeß kommt es auf dieſe vorzüglich an; er hat darin zuletzt geredet, er wird darin ſeine Meinung in das beſte Licht geſtellt haben, und es iſt billig, daß man ihn danach beurtheile.

II.

Ich danke Ihnen verbindlichſt für die Mittheilung der Schrift, die hiebey wieder zurück erfolgt. Ich habe ſie geleſen, und mit alle dem Intereſſe geleſen, wozu die Wichtigkeit ihres Inhalts, ſo wie mit der Aufmerkſamkeit, wozu die ausgebreitete Celebrität ihres Verfaſſers auffordert.

Sie iſt eine Appellation an das Publikum, und als ſolche, eine Schrift, die der Beklagte oder ſein Sachwalter in einer Rechtsſache zu ſeiner Rechtfertigung dem Richter übergiebt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet kann man ihr das Verdienſt einer geſchickten Vertheidigung nicht abſprechen. Allein dieſe Appellationen an das Publikum haben mehr als Eine Seite.

Wenn ſie eine gemeine Rechtsſache betreffen, und der Appellant durch den Urtheilsausſpruch eines Gerichtshofes ſeine Sache verlohren hat: ſo weiß er wohl, daß der Gerichtshof ſeinen Urtheilsſpruch nicht wieder zurücknehmen wird, ſo bald alle von den Geſetzen vorgeſchriebene Formalitäten dabey ſind beobachtet worden, und gewöhnlich verlangt er es auch nicht; er würde etwas unmégliches verlangen. Seine Appellation iſt ein Rechtsmittel, womit er ſeine Sache, die er in der erſten Inſtanz verlohren hat, in einer zweyten gewinnen kann.

Wie aber, wenn es keine gemeine Rechtsſache iſt, wenn es dabey auf kein Vergehen, das beſtraft wird, wenn es auf kein Mein und Dein ankommt, worüber iſt entſchieden worden? Wenn ſich der Appellant über keinen Urtheilsausſpruch eines Gerichtshofes, wenn er ſich über eine Polizeyverfügung der höchſten Landesobrigkeit beklagt, wenn er ſich beklagt, daß man ſeinen Lehren den Eingang in das Land verwehrt?

Hier gewinnt die Sache ein anderes Anſehen. Iſt die Lehre gerade der erſte Grundartikel der Religion, die Lehre von dem Daſeyn Gottes: ſo hat die Obrigkeit wenigſtens die weiſeſten und freydenkendſten Männer vom Plato bis auf Grotius auf ihrer Seite, wenn ſie die Verbreitung ſolcher Schriften durch die gelindeſten Mittel zu verhindern ſucht, die das große Publikum darüber irre machen könnten.

Das einzige, worüber ſich der ſchriftliche und mündliche Lehrer mit ſeiner Appellation an das Publikum wendet, kann alſo nur die Frage ſeyn, ob er die Meinungen, welche die Obrigkeit in ihren Staaten nicht verbreitet wiſſen will, wirklich vorgetragen habe. Es würde unbillig ſeyn, ihm dieſe Rechtfertigung zu verwehren; denn er kann ſie vielleicht für eben ſo falſch und ſchädlich halten, als das verbietende Geſetz, und es kann ihm daran gelegen ſeyn, daß man ſie ihm nicht beylege.

Dem Hrn. Prof. Fichte iſt die Meinung beygelegt worden, daß er das Daſeyn Gottes leugne; er iſt beſchuldigt worden, daß er den Atheismus lehre. Das iſt es, worüber er ſich in ſeiner Appellation rechtfertigt.

Ich bin bereit, Ihnen meine Gedanken zu Ihrer ſtrengſten Prüfung vorzulegen, warum ich ſeine Rechtfertigung für unzulänglich halte.

III.

> L'exactitude nous gêne et les regles nous paroiſſent des puerilités. C'eſt pourquoi la Logique vulgaire (laquelle ſuffit pourtant à peu près pour l'examen des raiſonnemens qui tendent à la certitude) eſt renvoyée aux Ecoliers.
>
> *Leibnitz.*

Wenn wir das zuſammenſtellen, was Hr. Fichte der Lehre von Gott entgegenſetzt: ſo erhalten wir folgende Sätze:

1) Dem Menſchen iſt der Glaube an eine moraliſche Ordnung der Welt noth-

wendig, um die Würde ſeiner Vernunft zu behaupten.

2) Dieſe Ordnung einer moraliſchen Welt iſt überſinnlich,

3) Es iſt eine Folge der Endlichkeit ſeines Verſtandes, daß er ſich die Beziehungen jener Ordnung auf ſich und ſein Handeln, wenn er mit andern davon zu reden hat, in dem Begriffe eines exiſtirenden Weſens zuſammenfaſſe und fixire, das er vielleicht Gott nennt. (Appell. S. 38.)

4) Der Begriff von Gott, als einer beſondern Subſtanz, iſt ein unmöglicher und widerſprechender Begriff. (Ebend. S. 59.)

Die erſte Frage, die ſich hier der ruhigen Betrachtung darbietet, iſt alſo folgende:

Iſt die überſinnliche moraliſche Weltordnung Gott?

Hr. Fichte ſelbſt trägt Bedenken, ſie ſeiner eigenen Ueberzeugung nach ſo zu nennen; denn dieſe Benennung iſt weiter nichts, als ein Bedürfniß, das in der Endlichkeit des menſchlichen Verſtandes gegründet iſt, und das den Menſchen nöthigt, „die un„ſinnliche moraliſche Weltordnung in dem „Begriffe eines exiſtirenden Weſens zuſam„menzufaſſen, das er vielleicht Gott nennt.“ Kurz, Gott iſt die perſonificirte überſinnliche moraliſche Weltordnung, wie die perſonificirte Weisheit, die perſonificirte Tugend der Dichter.

Es iſt alſo eine bloße Dichtung, wenn der Menſch ſich die Gottheit als ein für ſich beſtehendes Weſen, als eine Perſon vorſtellt, die denkt und handelt, ſo wie er durch eine Dichtung die Weisheit und die Tugend in denkende und handelnde Perſonen, in für ſich beſtehende Weſen verwandelt.

Was ſagt aber der reine Verſtand, was ſagt die reine mit allen Bildern der Einbildungskraft unvermiſchte Vernunft dazu? — Die überſinnliche moraliſche Weltordnung kann nichts anders ſeyn, als das vollkommenſte Syſtem der ſittlichen Geſetze, das die freien Handlungen der vernünftigen Weſen beſtimmen muß, wenn ſie moraliſch gut ſeyn ſollen?

Dieſe überſinnlichen ſittlichen Geſetze ſind nothwendige und ewige Wahrheiten. Wo ſind dieſe nothwendigen und ewigen Wahrheiten, wo ſind ſie von Ewigkeit her, wo werden ſie in Ewigkeit ſeyn? Ich geſtehe, daß ich nicht begreife, wie man dieſer Frage ausweichen will.

Wahrheiten müſſen von einem Verſtande gedacht werden, Sind ſie aber ewige Wahrheiten, wie die überſinnlichen moraliſchen, ſo müſſen ſie in einem ewigen Verſtande gedacht werden. Sollte dies der meinige ſeyn? So wäre ich das ewige Weſen. Mein Daſeyn hat aber angefangen; wenn ich auf ſeinen Anfang zurückſehe, ſo iſt der Zeitraum ſeiner Dauer kaum eine Spanne lang. Sie müſſen alſo in einem ewigen für ſich beſtehenden Weſen ſeyn, das von mir verſchieden iſt.

So mag dann meine Vernunft ſich wenden, nach welcher Seite ſie will; überall begegnet ihr das ewige für ſich beſtehende Weſen, das die Kette alles Entſtandenen, alles Endlichen beſchließen muß. So iſt dann die überſinnliche moraliſche Weltordnung nicht Gott, aber ſie führt zu Gott, zu dem Gott, der ein exiſtirendes, für ſich beſtehendes Weſen iſt.

Laſſen Sie uns die überſinnliche moraliſche Weltordnung, die an die Stelle der ſelbſtſtändigen, für ſich beſtehenden Gottheit getreten iſt, noch von einer andern Seite betrachten, und die Ungereimtheit dieſer Vertauſchung wird ungeheuer werden.

Wenn dann alſo die Gottheit nichts als dieſes Syſtem der überſinnlichen moraliſchen Wahrheiten iſt, und wenn ſie nur in meinem Verſtande vorhanden iſt: ſo iſt ſie eine Modification von mir. Die Gottheit eine Modification des menſchlichen Geiſtes! Ein neuer und umgekehrter Spinozismus, ungeheurer als der ältere. Nach dieſem iſt mein endlicher Geiſt eine Modification des unendlichen Geiſtes, nach jenem iſt der unendliche Geiſt eine Modification des endlichen.

Wenn nun die überſinnliche moraliſche Weltordnung nicht Gott ſelbſt iſt, wenn ſie nicht in dem göttlichen Verſtande, wenn ſie nicht in ihrer ganzen Vollſtändigkeit in meinem Verſtande iſt; wo iſt ſie dann? — liegt ſie der Sinnenwelt zum Grunde? ordnet ſie alles in der Sinnenwelt?

Die Sinnenwelt iſt die wirkliche Welt, ſo fern ſie durch Sinnen vorgeſtellt wird. Allein die wirkliche Welt iſt auch ein Gegenſtand des Verſtandes; aber der Verſtand, der ſie vollſtändig und aufs deutlichſte vorſtellen ſoll, muß der unendliche Verſtand ſeyn, das iſt aber nur der göttliche, der meinige iſt endlich. Ich komme alſo auch auf dieſem Wege wiederum auf ein unendliches für ſich beſtehendes verſtändiges Weſen.

Wie iſt ferner dieſe überſinnliche moraliſche Weltordnung in der Welt wirklich geworden? Wer hat ſie in die wirkliche Welt gebracht? Wer iſt der Urheber der ſchönen überſinnlichen Ordnung, die in der wirklichen Welt herrſcht? — Muß die Kraft dieſes Urhebers nicht eine unendliche ſeyn?

Das führt mich wieder zu einem unendlichen für ſich beſtehenden Weſen.

Der Plan dieſer überſinnlichen moraliſchen Weltordnung mußte aber in dem ewigen unendlichen Verſtande dieſes Urhebers ſeyn, wenn das ſchöne ordnungsvolle Syſtem danach ausgeführt werden ſollte; und er kann darin nicht erſt entſtanden ſeyn, er muß alſo von Ewigkeit her in demſelben ſeyn; es muß alſo ein ewiges für ſich beſtehendes verſtändiges Weſen Wirklichkeit haben.

Hier hält uns Hr. Fichte feſt. Er verbietet uns, nach der Wirklichkeit Gottes zu fragen. „Nach mir, ſagt er, (S. 53 der Appell.) „iſt die Beziehung der Gottheit „auf uns eine unmittelbar gegebene; ein beſonderes Seyn dieſer Gottheit wird „gedacht lediglich zufolge unſers „endlichen Vorſtellens, und in dieſem „Seyn liegt ſchlechthin nichts anderes, als „jene unmittelbar gegebenen Beziehungen.“ — „Nach meinen Gegnern ſollen jene Beziehungen der Gottheit „auf uns erſt gefolgert und abgeleitet ſeyn „aus einer unabhängig von dieſen Bezie-

„hungen ſtattfindenden Erkenntniß des Weſens Gottes an und für ſich ſelbſt.“

Bemerken Sie hier:

1) Es giebt eine Beziehung der Gottheit auf uns. — Was iſt aber dieſe Gottheit? — Es iſt die Beziehung ſelbſt. *) Alſo es iſt eine Beziehung der Beziehung auf uns!!

2) Eine jede Beziehung erfordert wenigſtens zwey Dinge, wovon ſich das Eine auf das Andere bezieht. Wo iſt hier dieſes Andere? denn die Gottheit iſt ja nur die Beziehung ſelbſt.

3) Woher kennen wir die Beziehungen, die Dinge auf einander haben? — Aus den Dingen, wovon ſich das Eine auf das Andere bezieht, dürfen wir ſie nicht kennen, das iſt die Meinung ſeiner Gegner, die Hr. Fichte verwirft. — Sie ſind unmittelbar gegeben! —

Es würde eine ſonderbare Antwort ſeyn, wenn ein Ehemann fragte: welches die

---

*) S. Appell. S. 38. Die Stelle iſt oben S. 17. angeführt.

rechtlichen Verhältniſſe ſeyen, worin er mit ſeiner Frau ſtehet? — und man ihm ſagte: ſie ſind dir unmittelbar gegeben; um ſie zu wiſſen, brauchſt du deine Frau nicht zu kennen, du brauchſt nicht zu wiſſen, welches Geſchlechts ſie iſt, du brauchſt nicht zu wiſſen, worin der phyſiſche und moraliſche Unterſchied beider Geſchlechter beſteht, du brauchſt nicht einmal zu wiſſen, ob eine Frau in der Welt iſt.

4) Aber wie iſt ſie uns dann nun gegeben, dieſe Kenntniß der Beziehung der Gottheit auf uns? — Durch das Gefühl. „Die Beziehung einer übernatürlichen Weltordnung auf unſer ſittliches Gefühl iſt das erſte ſchlechthin unmittelbare.“ (Appell. S. 39.)

Um ſeine Gegner recht in ihrer Blöße zu zeigen, wenn ſie ihr ſittliches Verhältniß zu Gott aus dem Begriffe von dem Daſeyn und der Natur deſſelben ableiten wollen, ſo fährt er fort: „Es iſt im erſten Falle Schwäche des Kopfs, es iſt im zweyten Falle Schwäche des Herzens, das Verhältniß zu ändern, und das Gefühl vom Begriffe abhängig machen zu wollen.“

Was iſt hier, „das Gefühl vom Begriffe abhängig machen?“ — Iſt das ſittliche Gefühl von der Bildung der Vernunft nicht abhängig? Warum iſt das ſittliche Gefühl in dem ungebildeten Menſchen roh, und in dem gebildeten und aufgeklärten richtig, fein, weitumfaſſend? iſt es nicht, weil der erſtere an Begriffen leer, und der letztere an richtigen, hellen, wirkſamen Begriffen reich iſt? Warum haben die Greuel des Aberglaubens die Sittenlehre verunſtaltet? waren nicht die falſchen Begriffe daran Schuld, die ſich der Abergläubige von der Gottheit machte?

5) Doch Hr. Fichte ſetzt die Ungereimtheit dieſes Verfahrens, das Gefühl von den Begriffen abhängig zu machen, durch die Analogie des ſittlichen Gefühles mit dem ſinnlichen in ein noch ſtärkeres Licht. Denn er ſetzt hinzu: „Wer nicht eher glauben wollte, daß er friere oder erwarme, bis „man ihm ein Stück reine ſubſtantielle Kälte „zum Zerlegen in die Hände geben könnte, „über dieſen würde ohne Zweifel jeder Vernünftige lächeln.“ (Ebend. S. 40.)

Und gewiß mit Recht. — Denn man weiß ſehr wohl, daß die vollkommenſte Erkenntniß von der Natur der Körper das Gefühl nicht ändern kann; dieſes hängt von der Einwirkung der Körper auf unſere Sinnglieder ab. Verſuche es, ſagt L. Bolingbroke im Shakeſpear, halte glühende Kohlen in der Hand und denke an den kalten Kaukaſus.

Aber würde man auch lächeln, wenn ein ſchwachſinniger dumpfer Andächtler einen Ketzer verbrennen hälfe, und ſich auf ſein Gefühl beriefe? Würde man ihm nicht ſagen müſſen:

Lernet euern Gott recht kennen,
Lernt von ſeinen Worten trennen
Aberglaubens Mordgeſchrey.

Würde man ihm nicht richtigere Begriffe geben müſſen, um ſein ſittliches Gefühl zu berichtigen? und hängt alſo unſer ſittliches Gefühl nicht von den Begriffen ab, die ſich unſer Verſtand und unſere Vernunft von den Dingen macht, mit denen wir im Verhältniß ſtehen?

Sinnliches Gefühl und moraliſches Gefühl, wie ſehr ſind ſie von einander verſchieden! Das Kind erhält angenehme und ſchmerzhafte ſinnliche Empfindungen in dem erſten Augenblicke ſeines Lebens, und ſelbſt das Thier empfindet Sinnenluſt und Schmerz. Aber hat das Kind auch ſogleich bei ſeinem erſten Athemzuge ſittliches Gefühl? O das bildet ſich erſt nach und nach, oft bildet es ſich in einem ſehr geringen Grade, oft wird es irregeleitet und verwahrloſet.

Das ſittliche Gefühl erweitert, berichtigt und verfeinert ſich, ſo wie der Vorrath der Begriffe vermehrt, der Verſtand aufgeklärter und die Vernunft geübter wird. Die Vernunft wird aber deſto geübter, nicht allein je mehr ſie richtiger ſchließen lernt, ſondern je mehr richtige Prämiſſen ihr auch der Verſtand zu ihren Schlüſſen darreicht, und deren wird er ihr deſto mehr darreichen, je mehr und je richtigere Begriffe er von den Dingen hat.

Wer kehrt alſo hier die Natur der Sache um, die gewöhnliche Theorie, die das Gefühl von den Begriffen und der Bildung der Vernunft, oder Hr.

Fichte, der dieſe von dem Gefühle abhängig macht?

Die Quelle der Irrung ſcheint die zu ſeyn, daß der Menſch die durch Erfahrung und Umgang mit gebildeten und aufgeklärten Menſchen unmerklich entwickelten Begriffe und Urtheile in ſein Gefühl aufnimmt, und dann nach einem urſprünglichen Gefühle zu urtheilen glaubt, indeß er erſt ſpäter zu der Fertigkeit gelangt, die Begriffe zu zergliedern, die bei ſeinen Gefühlen zum Grunde lagen. Die Gefühle des rohen Menſchen ſind ohne die Leitung richtiger Begriffe roh und ungebildet, wie er ſelbſt. Sollen ſie richtiger und feiner werden, ſo müſſen ſie das Reſultat und der Abdruck richtiger Begriffe ſeyn.

Hierauf gründet ſich das Verfahren einer vernünftigen Erziehung und einer zweckmäßigen ſittlichen Bildung; Didiciſſe fideliter artes emollit mores, nec ſinit eſſe feros; Der entgegengeſetzte Gang führt zu dumpfer Schwärmerey und zu einer Verachtung der Wiſſenſchaft, die allen Schwärmern gemein und der vornehmſte Beſtandtheil ihres Characters iſt. Je mehr du

Gott kennen wirſt, deſto mehr wird dir wohl ſeyn, ſagt ein alter griechiſcher Sittenſpruch.

Es iſt alſo ausgemacht: Wir müſſen die Gottheit erſt ſelbſt kennen, wenn ſich ihre Beziehung auf unſer *ſittliches Gefühl* uns offenbaren ſoll.

Und hier treffen wir auf eine Wahrheit, die uns mit einer unerwarteten Evidenz entgegenſtrahlt. Wenn der Glaube an Gott auf dem Gefühle ſeiner Beziehung zu unſerer Sittlichkeit beruhet, und die Richtigkeit dieſes Gefühls von dem richtigen Begriffe der Gottheit abhängt; ſo müſſen am Ende der Zergliederung ſchon richtige *Begriffe* von dem Daſeyn Gottes und ſeinen Eigenſchaften vorhergehen. Und woher können wir dieſe haben? durch die *practiſche* Vernunft nicht; denn dieſe beruhet auf dem *Gefühl*, und das Gefühl auf Begriffen und Urtheilen des Verſtandes. Alſo durch die *theoretiſche* Vernunft.

Die höchſte Tugend iſt die höchſte Weisheit, und die höchſte Weisheit iſt die höchſte Vernunft. Wenn wir alſo die Gottheit in ihrer moraliſchen Vollkommenheit bewundern ſollen; ſo müſſen wir ihre höchſte Weisheit und ihre höchſte Vernunft bewundern. Und die ſtrahlt unſern Augen in der ganzen Natur entgegen, in ihren Zwecken, die auf das höchſte Gut gehen, ſo wie in der angemeſſenſten Sparſamkeit ihrer Mittel. Daraus entſpringt die entzückende Harmonie und Schönheit des Weltalls, worin alles Uebereinſtimmende nach allgemeinen Gründen geordnet iſt und erfolgt.

Darum iſt jede Uebung der theoretiſchen Vernunft an dem Anſchauen und Betrachten der Werke der Natur, darum iſt jede Wahrheit, jede Wiſſenſchaft ein Beytrag zu unſerer Erkenntniß Gottes, ihres Urhebers. Welchen hohen, erhabenen Werth giebt dieſer Gedanke den Wiſſenſchaften! eine jede reine Beſchäftigung mit ihnen iſt ein vernünftiger Gottesdienſt. Der Geiſt erhebt ſich mit ſeiner Geometrie von der Erde, wo er die Spanne Land maß, das ſeine thieriſchen Bedürfniſſe hervorbrachte, zu dem Himmel, wo er Weltſyſteme mißt, und von der kümmerlichen Maſchine ſeiner beſchränkten Kunſt zu der unermeßlichen

Weltmaſchine, die das Werk der höchſten Vernunft und der unerforſchlichen göttlichen Kunſt iſt.

Mit dieſen erhöheten Begriffen der theoretiſchen Vernunft von dem Urheber des Weltalls kehrt er ſeine geſtärkten Blicke auf die moraliſche Welt. Nun entfaltet ſich das Geſetzbuch der Sittlichkeit in einem hellern Lichte vor ihm, und nun erwärmen ihn würdigere ſittliche Gefühle.

Dieſe Digreſſion führt mich auf Hrn. F. Analogie zwiſchen dem ſinnlichen Gefühle und dem ſittlichen zurück. — Geſetzt, daß wir ſie wollten gelten laſſen, indem wir alles das vergeſſen, was ich eben dagegen angeführt habe; ſo folgt doch daraus, daß ich durch die Kenntniß der Gründe meines ſinnlichen Gefühls dieſes Gefühl nicht unmittelbar hervorbringen kann, z. B. durch die Kenntniß der Gründe des Frierens und Erwarmens die Empfindung des Froſtes und der Wärme, — daraus, ſage ich, folgt nicht, daß mir die Kenntniß der Urſachen des Froſtes und der Wärme völlig gleichgültig ſeyn müſſe.

Kann ich keine andern Gründe haben, die mich bewegen, die äußern Urſachen dieſes Gefühls zu erforſchen? Kann ich die Natur des Feuers, deſſen Nähe mich erwärmt, und bei deſſen Mangel ich friere, — kann ich nicht Veranlaſſung haben, die kennen zu lernen, ihre Geſetze erforſchen zu wollen, um es zu meinem Nutzen leiten zu können? Und der Chemiker, ſoll dieſer nicht die Elemente zerlegen, um darin den Wärmeſtoff zu entdecken, durch den der Thon erhärtet, das Wachs erweicht, die Metalle ſchmelzen, die Waſſer fließen? Soll ich nicht die Gottheit zu erkennen ſuchen, und wäre ſie auch nur der höchſte Gegenſtand meines Verſtandes, und ihre Erkenntniß die würdigſte Beſchäftigung meiner Gedanken?

Ich glaube nun hinlänglich bewieſen zu haben, daß Hrn. F. Gegner nicht ohne Grund ihre moraliſchen Beziehungen Gottes auf uns aus der Erkenntniß des Weſens Gottes ableiten wollen.

IV.

Ich kann immer noch nicht von der Beziehung der überſinnlichen moraliſchen Weltordnung, dem Gott des Hr. Prof. Fichte, wegkommen. Dieſer Gott bringt mir immer neue Fragen vor die Seele.

Warum ſoll er nur unter dem Ueberſinnlichen das Moraliſche enthalten? Es giebt außer den moraliſchen noch unendlich viel überſinnliche Wahrheiten; die ontologiſchen, die arithmetiſchen, die algebraiſchen, die Wahrheiten der allgemeinen Mathematik, der höhern Dynamik. Warum gehören dieſe nicht zu dem, was uns Hr. F. Gott zu nennen erlaubt? (S. 12.)

Haben ſie etwa keine Beziehung auf uns? Wenn das heißt: ſie offenbaren ſich nicht unmittelbar unſerm ſinnlichen, ja überhaupt nicht dem Gefühle, ſo iſt es freylich wahr; allein ich habe Ihnen bewieſen, daß ſich auch die moraliſchen Wahrheiten zunächſt der Vernunft offenbaren, von der ſie in das Gefühl kommen, oder deren Urtheile ſich vielmehr in dem Gefühle durch

Wohlgefallen und Mißfallen ankündigen. (S. 22 u. ff.)

Allein demungeachtet haben die nicht-moraliſchen unter den überſinnlichen Wahrheiten eine Beziehung auf uns, und zwar eine ſehr ausgebreitete. Sie haben nämlich zuvörderſt eine *unmittelbare* Beziehung, zwar nicht auf unſer *moraliſches Gefühl*, aber doch auf unſern *geſunden Verſtand*, und außerdem noch eine *mittelbare* auf unſer moraliſches Gefühl. Denn die erſten einfachſten Wahrheiten der theoretiſchen Wiſſenſchaften offenbaren ſich gerade mit eben der Evidenz dem geſunden Verſtande, als die moraliſchen Wahrheiten dem moraliſchen Gefühle. Ich ſehe, es iſt eben ſo augenſcheinlich gewiß, daß alles ſeinen Grund haben müſſe, daß Größen, die ſich decken, ähnlich und gleich ſind, als ich fühle, daß es edel ſey, wohl zu thun, und niedrig, einen Unſchuldigen zu unterdrücken. Der einzige Unterſchied iſt, daß mich die Urtheile des geſunden Verſtandes kalt laſſen, indeß die Urtheile des moraliſchen Gefühles mit Wohlgefallen, Liebe, Bewunderung, oder mit Mißfallen, Verachtung, Unwillen begleitet ſind. Der

Grund davon iſt, daß in dieſem letzten Falle ſich das Anſchauen des Wohls des Beglückten, und des Edelmuths des Beglückers, ſo wie des Wehes des Unterdrückten und des Frevels des Unterdrückers mit in mein Gefühl miſcht. Außer dem Gefühle und in der Abſtraction haben die moraliſchen Wahrheiten gerade eben die Quellen ihrer Gewißheit, die die ſpeculativen haben, ſie müſſen daher gerade eben ſo behandelt werden; nämlich, wenn es abgeleitete Wahrheiten ſind, ſo müſſen ſie ihre Gewißheit durch den Beweis aus ſelbſtevidenten Wahrheiten erhalten.

Hieraus folgt alſo noch weiter: daß alle überſinnlichen Wahrheiten, ſie mögen moraliſch oder nichtmoraliſch ſeyn, ſich dem geſunden Verſtande und der Vernunft in abstracto auf einerley Art offenbaren; die moraliſchen können nicht in das Gefühl kommen, wenn ſie nicht in dem Verſtande und in der Vernunft ſind.

Die ſpeculativen Wahrheiten haben alſo eben die unmittelbare Beziehung auf uns, als die moraliſchen.

Sie haben aber auch eine mittelbare Beziehung auf uns, nämlich vermittelſt der moraliſchen. Es läßt ſich außer der Verbindung mit den überſinnlichen ſpeculativen Wahrheiten kein Syſtem überſinnlicher moraliſcher Wahrheiten denken. Alle Wiſſenſchaften und alle Wahrheiten aller Wiſſenſchaften ſind durch die engſten Bande mit einander vereinigt; das hat ſchon Cicero erkannt, und nach ſeiner Gewohnheit ſchön und kräftig ausgedruckt. Sie ſind alle Glieder Einer Kette, die mit ihrem letzten Ringe an dem Throne des Ewigen befeſtigt iſt; wer Eines wegnimmt, zerreißt den Zuſamme hang der ganzen Kette; wenn Eine Wahrheit könnte verlohren gehen, ſo müßten ſie alle verlohren gehen. Wenn der Satz des zureichenden Grundes falſch wäre, ſo müßte die ganze moraliſche Weltordnung fallen.

Ich bitte Sie, auf dieſe Sätze recht aufmerkſam zu ſeyn; ſie ſcheinen ſich aus unſerer Philoſophie verlohren zu haben, und eben darum möchte ich ſie ſo gern wieder zur Sprache bringen. Aber nun ſehen Sie, was daraus folgt.

1) Machen alle ewigen überſinnlichen Wahrheiten, ſie mögen moraliſche oder nichtmoraliſche ſeyn, ein Einziges unzertrennliches Syſtem aus; ſo müſſen ſie in Einem ewigen Verſtande in dem helleſten Lichte und der vollſtändigſten Deutlichkeit ſeyn; und der meinige iſt nicht ewig; es muß alſo ein ewiger Verſtand außer mir wirklich ſeyn.

2) Die Anzahl dieſer ewigen überſinnlichen Wahrheiten iſt unendlich; mein Verſtand iſt endlich; ſie müſſen alſo von Ewigkeit her und in alle Ewigkeit in einem unendlichen Verſtande ſeyn; es iſt alſo ein unendlicher Verſtand außer mir wirklich.

3) Die moraliſchen Wahrheiten können ſich nicht unmittelbar dem Gefühl offenbaren; ſie müſſen in der Vernunft ſeyn, wenn ſie ſich durch das Gefühl ankündigen ſollen. Denn ſie machen mit den ſpeculativen nur Ein Syſtem aus, und dieſe offenbaren ſich dem geſunden Verſtande und der Vernunft.

Was iſt alſo ein Gott, der nichts als die Beziehung der überſinnlichen moraliſchen Weltordnung auf uns ſeyn ſoll?

V.

Es iſt endlich Zeit, daß ich auf die Beweiſe komme, die Hr. F. ſeinen Gegnern entgegenſetzt, und womit er den Begriff von Gott als einem exiſtirenden Weſen widerlegen will. Er ſagt: (S. 18. des phil. Journ. und S. 59. der Appell.)

> „daß der Begriff von Gott, als einer beſondern Subſtanz, ein unmöglicher und widerſprechender Begriff ſey.„

Ehe wir die Gründe hören, warum nach Hr. F. Meinung Gott keine Subſtanz ſeyn kann, laſſen Sie uns hier noch einen Augenblick ſtille ſtehen.

Gott iſt alſo keine Subſtanz, kein für ſich beſtehendes Weſen. — Was iſt er dann? — Ein in einem andern ſeyendes Weſen, ein Accidens, wie es Ariſtoteles, eine Modification, wie es Spinoza nannte; denn ein drittes giebt es nicht. Er müßte alſo eine Modification von meiner Seele ſeyn: er müßte durch meine Vorſtellungskraft gewirkt werden. Denn er iſt weiter nichts als eine Beziehung der überſinnlichen moraliſchen Weltordnung auf mich, Beziehungen aber ſetzen mehrere Dinge voraus, wovon ſich das Eine auf das Andere bezieht, die in einem dritten müſſen vorgeſtellt werden, das ihre Beziehung auf einander erkennen ſoll. Dieſes bin ich. Ich bin alſo die Subſtanz. Da aber die überſinnlichen Begriffe und Wahrheiten nur in einem ewigen und unendlichen Verſtande ſeyn können: ſo wäre ich die ewige und unendliche Subſtanz. Auf eine ewige und unendliche Subſtanz kommen wir alſo immer; ſoll ſie nicht von uns verſchieden ſeyn, nun ſo ſind wir es ſelbſt. Eben das, daß dieſes letzte nach unſerm untrüglichſten Bewußtſeyn, das uns jeden Augenblick an unſere Endlichkeit und Abhängigkeit erinnert, falſch iſt — das nöthigt uns, die Wirklichkeit einer unendlichen Subſtanz außer uns anzuerkennen.

Die aber gerade hält Hr. F. für unmöglich und ihren Begriff für widerſprechend. Und davon führt er dann folgenden Grund an:

„Subſtanz nähmlich bedeutet noth„wendig ein im Raum und Zeit ſinn„lich exiſtirendes Weſen.„

Wenn das iſt, ſo iſt freylich keine ewige und unendliche Subſtanz möglich. Dann weiß ich aber auch nicht, wo ich das verſtändige Weſen finden ſoll, in welchem von Ewigkeit zu Ewigkeit das unbegränzte, unendliche Syſtem aller überſinnlichen Wahrheiten gedacht wird.

Hr. F. führt für ſeinen Sprachgebrauch keine Gründe an; denn er ſezt zu den eben abgeſchriebenen Worten bloß hinzu:

> „aus Gründen, deren Anführung
> „ich hier mich überheben kann; es
> „iſt für meinen gegenwärtigen Zweck
> „genug, daß ich meinen philoſophi-
> „ſchen Sprachgebrauch erkläre.„

Freylich nach dieſem Sprachgebrauche iſt es nicht möglich, daß Gott eine Subſtanz ſey. Denn wie kann das unendliche Weſen ein in Raum und Zeit ſinnlich exiſtirendes Weſen ſeyn? Ich verdenke es dem Hr. F. daher auch im geringſten nicht, daß er nicht will, daß Gott eine *ſolche* Subſtanz ſey. Was ich ihm aber verdenke, das will ich Ihnen in einem nächſten Briefe ſagen; denn die Materie möchte für den gegenwärtigen zu lang ſeyn, und ich möchte ſie doch nicht gern unterbrechen.

VI.

Vous voudriés bien, que nous l' euſſions dit.

Rouſſeau à Chriſt. de Beaumont.

Was ich ihm alſo verdenke? — Dieſes, daß er ſeinen Gegnern, das iſt, allen denen, die Gott als eine Subſtanz, als ein für ſich beſtehendes Weſen verehren, ſeinen Begriff von einer Subſtanz unterſchiebt, den ſie verwerfen, daß er aus dieſem Begriffe, den ſie nicht für den ihrigen erkennen, die gehäſſigſten Folgen herleitet, und daß er dieſe Folgen endlich mit der Folge beſchließt: daß ſie einen Götzen anbeten. Sie können die Stellen ſelbſt nachleſen; ich mag ſie nicht alle wiederholen. Zur Probe mögen hier nur folgende ſtehen, von denen ich wirklich nicht einmal weiß, ob ſie die ſtärkſten ſind.

„Ein Gott, der der Begier dienen ſoll, (und bemerken Sie, das iſt der für ſich beſtehende Gott) „iſt ein verächtliches Weſen; „er leiſtet einen Dienſt, der ſelbſt jedem erträglichen Menſchen ekelt. Ein ſolcher Gott „iſt ein böſes Weſen; denn er unterſtützt und „verewigt das menſchliche Verderben und „die Herabwürdigung der Vernunft. Ein „ſolcher Gott iſt ganz eigentlich der Fürſt „der Welt, der ſchon längſt durch den „Mund der Wahrheit, welchem ſie die Worte verdrehen, gerichtet und verurtheilt iſt. „Ihr Dienſt iſt der Dienſt dieſes Fürſten. „Sie ſind die wahren Atheiſten, ſie ſind „gänzlich ohne Gott, und haben ſich einen „heilloſen Götzen geſchaffen." — „Ein „Syſtem, in welchem von einem übermächtigen Weſen Glückſeligkeit erwartet wird, „iſt das Syſtem der Abgötterey und des „Götzendienſtes, u. ſ. w."

Ich habe geſagt, daß Hr. F. in ſeiner Appellation, als eine Satzſchrift in einem Rechtsſtreite betrachtet, ſeine Sache ſehr geſchickt geführt habe; nach dieſen Stellen muß ich mein Urtheil widerrufen. Kaum in einem gewöhnlichen Rechtsſtreite würde man ſolche Verunglimpfungen des Gegners verſtatten; denn ſie werden durch ihre Unentbehrlichkeit zur Vertheidigung der Unſchuld nicht gerechtfertigt. — Und wie ungerecht ſind die Beſchuldigungen, die die Appellation der Ueberzeugung von einem für ſich beſtehenden höchſten Weſen aufbürdet! Wie ungerecht iſt es, dieſe Ueberzeugung für alle die kindiſchen geſchmackloſen Bilder eines Geſangbuchs verantwortlich zu machen! Verdienen die alle die ſchweren Zurüſtungen einer ſpitzfindigen Metaphyſik? Heißt das nicht eine Fliege mit einer Kanone todtſchießen? Und dieſes nun vollends alles in einer Schrift, worin es auf Belehrung und Erforſchung der Wahrheit ankommt.

Doch laſſen Sie uns den Blick von dieſer unzeitigen Declamation wegwenden, von der ich nichts ſchlimmeres ſagen zu müſſen wünſchte, als daß ſie kaum buona per la predica iſt. Laſſen Sie uns die Sache ſelbſt mit aller möglichen Ruhe unterſuchen, und, um methodiſch zu verfahren, den ganzen Streit auf die Fragen zurückführen, wozu uns Hr. F.'s Beſchuldigungen Gelegenheit geben; das wird für die Aufklärung der Sache und unſere Belehrung nützlicher ſeyn.

Alſo

1) Iſt Gott, wenn ich mir ihn als eine Subſtanz, oder ein für ſich beſtehendes Weſen denke, ein Götze?

2) Iſt Gott, der als eine Subſtanz gedacht wird, ein ſinnliches Weſen?

3) Behaupten alle die, welche ihn ſich als eine Subſtanz, oder als ein für ſich beſtehendes Weſen denken, daß die Menſchen unmittelbar und nur immer um ihrer Glückſeligkeit willen handeln müſſen?

4) Iſt Gott darum, daß er gütig iſt und die Glückſeligkeit der Menſchen will, ein Götze?

Hr. F. beantwortet alle dieſe Fragen mit: Ja! — ich beantworte ſie mit: Nein!

1. Was die erſte anbetrifft, ſo wäre es eines unbefangenen, ruhigen, beſcheidenen Unterſuchers würdiger geweſen, wenn ihn eine ſo harte Beſchuldigung etwas ſtutzig gemacht, und einen leiſen Zweifel, der, wie Bayle ſagt, bey allem menſchlichen

Wiſſen in metaphyſiſchen Unterſuchungen in irgend einem Winkel der menſchlichen Bruſt zurückbleiben muß, in der ſeinigen gegen die Richtigkeit dieſer Definition aufgeregt hätte. Wenn ein unendliches Weſen denkbar iſt, und wenn es mir meine Vernunft unausweichlich und unentbehrlich macht; ſo muß es ein für ſich beſtehendes ſeyn. Als ein unendlich reales Weſen kann es kein Theil des Raums und der Zeit ſeyn, in ihm ſelbſt kann kein Raum und keine Zeit ſeyn. Raum und Zeit ſind alſo keine nothwendigen Merkmale der Subſtanz überhaupt. Nur die endliche Subſtanz iſt im Raume und in der Zeit, nur in ihr iſt Succeſſion.

Nun dieſer Zweifel hat ſich in Hr. F's Bruſt nicht geregt; und wie ſollte er auch! Ich will ihn daher über dieſen Punkt nicht anklagen; denn man iſt nicht Herr über ſeine Zweifel, ob ſie kommen oder verſchwinden ſollen, wenigſtens nicht unmittelbar. Aber das iſt doch möglich zu wiſſen, und wenn man es weiß, billig, den Beſchuldigten zu Gute kommen zu laſſen, daß ſie nicht von einer Definition ausgegangen ſind, die auf ſo ungeheure Folgen führt.

Baumgarten hat in ſeiner Ontologie, der Hr. Kant ſelbſt das Verdienſt der vollkommenſten Analyſe zuerkennt, eine Definition der Subſtanz, die nicht die geringſte Spur von Raum und Zeit enthält, ſie iſt ihm „ein Ding, das exiſtiren kann, ohne „eine Beſtimmung eines andern Dinges zu „ſeyn.“ Er hat den Begriff der Subſtanz augenſcheinlich aus den höhern Begriffen zuſammengeſetzt, die in der menſchlichen Seele liegen, er iſt ihm ganz ein Geſchöpf ſeines denkenden Verſtandes.

Andere haben ihn von den wirklichen Subſtanzen in der Welt abſtrahirt, oder von ſolchen Dingen, die Subſtanzen ſcheinen. Dieſe haben den Begriff der Succeſſion nicht vermeiden können. Allein, wenn ſie nun Gott eine Subſtanz nennen, ſo erinnern ſie, daß dieſes Prädikat Gott nur per eminentiam, das iſt, ohne alle Verneinungen und alſo ohne Raum und Zeit, zukomme. Das iſt der Weg, den Wolf vorfand, und den er nicht verlaſſen zu müſſen glaubte.

Mit welchem Scheine des Rechts kann man von dieſem Begriffe der Subſtanz, der noch immer in den theologiſchen Schulen, die Hr. F. ſeine Gegner nennt, der herrſchende iſt, — mit welchem Scheine des Rechtes kann man von ihm behaupten, daß er in Gott die geringſte Spur von Raum und Zeit bringe? Wie ſoll man es alſo nennen, wenn er dieſe Schulen beſchuldigt, daß ſie einen Götzen anbeten, daß ſie Abgötterey und Atheismus lehren? (S. 67. der Appel.)

2. Die zweyte Frage könnte durch die Beantwortung der erſten für abgethan gehalten werden. Allein Hr. F. ſchiebt in den Beweis ſeiner Bejahung derſelben noch etwas ein, das eine beſondere Erörterung verdient. Er nennt nämlich Gott, als für ſich beſtehendes Weſen, ſinnlich. Wenn er nun das deswegen ſeyn ſollte, weil eine Subſtanz im Raume und in der Zeit ſeyn muß, und Raum und Zeit nach der kritiſchen Philoſophie ſinnliche Anſchauungen ſind: ſo würde es die nicht treffen, deren Begriff der Subſtanz ganz überſinnlich und ohne alle Spuren von Raum und Zeit iſt.

Allein nun eröffnet ſich eine andere Scene. Das für ſich beſtehende nothwendige und unendliche Weſen iſt darum ſinnlich, weil es aus der Sinnenwelt abgeleitet iſt. (S. 60. der Appell.) Da mit dieſem Beweiſe die folgenden Beſchuldigungen, die immer ſchwerer werden, genau zuſammenhängen: ſo kann ich mich nicht entbrechen, dabey zu verweilen. Und da es unnöthig, ja vielleicht vergeblich ſeyn würde, den einzigen Sinn dieſes auf eine ſo vortheilhafte Art vieldeutigen Satzes: der ſubſtantielle Gott wird aus der Sinnenwelt abgeleitet, feſtzuhalten: ſo iſt der kürzeſte Weg, die Meinung der theologiſchen Schulen, die dieſes lehren ſollen, darüber ſogleich ſelbſt zu hören.

Wir beweiſen, ſagen dieſe, das Daſeyn Gottes aus der Zufälligkeit der Welt. Dieſe Welt iſt für die Sinne die Sinnenwelt, ſie iſt aber für den Verſtand eine Verſtandeswelt. Nicht aus dem, was in ihr Erſcheinung iſt, ſondern aus dem Realen, was dieſen Erſcheinungen zum Grunde liegt, beweiſen wir das Daſeyn Gottes. Wir beweiſen es aus der Zufälligkeit unſerer eigenen Seele, wenn auch keine Sinnenwelt vorhanden wäre. Der Begriff dieſer Zufälligkeit iſt ein überſinnlicher Begriff, der Satz des zureichenden Grundes iſt eine nothwendige und ewige Wahrheit, deren Hauptbegriffe überſinnlich ſind, und der Begriff des nothwendigen Weſens, deſſen Daſeyn wir aus dem Daſeyn des Zufälligen ſchließen, iſt ebenfalls ein überſinnlicher Begriff.

Geſetzt aber, daß wir das Daſeyn Gottes aus dem Daſeyn einer Sinnenwelt als Sinnenwelt bewieſen: ſo können wir nicht begreifen, wie man darum, weil wir das Daſeyn des für ſich beſtehenden Weſens aus der Zufälligkeit der Sinnenwelt beweiſen, wie man darum ſagen könne:

> „Wir bleiben mit unſerm Verſtande
> „bey dem ſinnlichen Seyn ſtehen“?
> (S. 61. der Appell.)

Es gehört einige Selbſtbeherrſchung dazu, hier gelaſſen zu bleiben. Aber es wird bald ſchlimmer. Die theologiſchen Schulen, in deren Namen ich rede, bleiben, wie ihnen Hr. F. vorwirft, nicht bloß bey dem ſinnlichen Seyn — ich weiß nicht, ob der Körperwelt, oder der Gottheit — ſie bleiben auch bey dem ſinnlichen Genuſſe ſtehen. (S. 62. 63. und ff. der Appell.) Das iſt ſchon eine härtere Beſchuldigung. Kurz, ſie ſind Eudämoniſten; denn das ſind alle Dogmatiker.

Dieſe unbeſtimmten Declamationen, über die Eudämoniſten, die jetzt von allen Seiten in das Blaue hineinſchallen, laſſen Sie ſie uns näher vernehmen, um uns über den Sinn dieſes Schreckensworts zu verſtändigen.

3) Das führt uns zu der dritten Frage. Ich werde wieder die theologiſchen Schulen, die deswegen in dem ſchlimmen Sinne des ſinnlichen Genuſſes Eudämoniſten ſeyn ſollen, weil ſie einen für ſich beſtehenden Gott annehmen, darüber abhören, ob ſie denn wirklich nichts als Eudämoniſten ſind? Ich werde unterſuchen, ob denn alle Glückſeligkeit aus der Welt zu verbannen ſey? Ich weiß keinen andern Weg, ihnen Gerechtigkeit zu verſchaffen, und wenn Hr. F. eben einen ſolchen Weg hätte betreten wollen: ſo hätte ſeine Rechtfertigung um vieles kürzer ſeyn können, und er ſelbſt würde der Reihe des Ueberſinnlichen näher ſeyn.

Daß der für ſich beſtehende Gott nichts ſinnliches, ſo wie, daß ſeine Erkenntniß nicht ſinnlich ſey, das haben ſie bereits hinlänglich erklärt, und darüber läßt ſich zu ihrer Rechtfertigung nichts weiter verlangen. Sie haben alſo einiges Recht, ſich zu beſchweren, daß man eine ſolche Meinung aus ihrer Lehre von dem Daſeyn eines für ſich beſtehenden Gottes, gegen alle ihre feyerlichſten Proteſtationen und gegen den ganzen Inhalt ihres Syſtems, erzwingen will.

Sie proteſtiren aber auch noch ferner gegen die Aufbürdung, daß ſie behaupten, der Menſch müſſe nur um der Glückſeligkeit willen handeln, und die Glückſeligkeit ſey das Criterium der moraliſchen Wahrheit. Sie ſagen: der Menſch muß vernunftmäßig handeln, und die Handlung, die recht ſeyn ſoll, muß um ihrer Vernunftmäßigkeit willen gethan werden. Der große Dogmatiker Plato kennt keine andere Moral, als, deren Wahrheiten nothwendige Wahrheiten, und deren Hauptbegriffe die ewigen überſinnlichen Ideen ſind. Ariſtoteles nennt die Tugend eine vernünftige praktiſche Thätigkeit, und da die Würde des Menſchen in ſeiner Vernunft und ihrem theoretiſchen und praktiſchen Gebrauche beſteht: ſo geht dieſer Weltweiſe mit Hr. F. von einerley Grundſätzen aus. Denn er behauptet ausdrücklich *), daß eine ſittlich gute Handlung nicht nur vernunftmäßig (κατα λογον) ſeyn, ſondern auch um ihrer Vernunftmäßigkeit willen (μετα λογȣ) gewollt werden müſſe.

Carteſius, der entſchiedenſte Dogmatiker, hat zwar keine eigene Schriften über die Moral hinterlaſſen, ſein berühmter Brief aber an die unglückliche Prinzeſſin Eliſabeth von der Pfalz, der ganz moraliſchen Inhalts iſt, beweiſet, daß er die ſtoiſche Moral zu der ſeinigen machte; und dieſe wird von allem ſinnlichen Genuſſe für ſo rein gehalten, daß ein jeder, der die Reinigkeit ſeiner eigenen Moral empfehlen will, nichts beſſers zu thun weiß, als ſich zu der erhabenen Moral der ſtoiſchen Schule zu bekennen. Ihr war das einzige Gut die Tugend, und die Tugend war ihr die vollkommenſte Vernunft. Eſt enim virtus perfecta ratio, ſagt Cicero **), der ſich ſelbſt dazu bekannte.

---

*) Eth. ad Nic. L. VI. c. 13.

**) De Legg. II. 45.

Wolf, deſſen Dogmatismus bekannt iſt, beweiſet, daß man nur das Naturgeſetz, wie er das Sittengeſetz nennt, beobachte, wenn man der Vernunft gemäß handelt *); er beweiſet, daß, wenn eine Handlung vollkommen recht ſeyn ſoll, der Wille dazu durch die von der Vernunft erkannte Sittlichkeit müſſe beſtimmt werde **). Baumgarten definirt die Rechtheit (Rectitudo) der freyen Handlungen durch „ihre Uebereinſtimmung mit „ihrem durch die Vernunft erkannten Grunde, und alſo mit dem Sittengeſetze ***).“ Wenn dieſer dogmatiſche Weltweiſe das höchſte Sittengeſetz ſo ausdruckt: ſuche oder wolle Vollkommenheit †); ſo iſt ihm Vollkommenheit ein überſinnlicher Begriff: denn er definirt ſie durch die Zuſammenſtimmung der Realitäten zu Einer Realität ††); und der Begriff der Realität iſt ein überſinnlicher, er ſteht ſelbſt auf Hr. Kants Categorientafel.

---

*) Phil. pr. un. P. I. §. 279.

**) Ebend. §. 73. 74.

***) Met. §. 901.

†) Phil. pr. un. §. 43.

††) Met. §. 94. vergl. §. 140.

Unter den Engländern ſagt der Dogmatiker Samuel Clarke *): „Die Tugend iſt die Uebereinſtimmung unſerer freyen Handlungen mit der Vernunft oder den ewigen und unveränderlichen Verhältniſſen der Dinge.“ Dem Dogmatiker Wollaſton **) iſt die Tugend „die Uebereinſtimmung unſerer freyen Handlungen mit der Wahrheit.“

Ein neuerer Engliſcher Moraliſt D. Price drückt ſich noch ſtärker aus. Nach ihm iſt nur das verpflichtend, was recht iſt und die Tugend hat eine verpflichtende Kraft. Recht und Pflicht ſind ihm ganz überſinnliche Begriffe ***); und er ſchließt von dem Begriffe der Tugend ſo ganz alle Bewegungsgründe der Glückſeligkeit aus, daß er ausdrücklich ſagt: „Zu behaupten, das zu thun, was zu unterlaſſen unrecht ſeyn würde, ſey nicht verbindlich, wenn es nicht unſerm Privatwohl zuträglich oder von einer höhern Macht befohlen wäre, iſt ein offenbarer

---

*) Dem. of the Being and attrib. of God S. 50.

**) Rel. of Nat. delineat §. I Prop. IV.

***) A Rev. of the princ. Quest. of Mor. ch. III.

„Widerſpruch.“*) Dieſer überſinnliche Moraliſt iſt gleichwohl ein ſo vollkommener Dogmatiker, daß nach ihm alle moraliſchen Wahrheiten, ſo wie alle überhaupt nothwendigen Wahrheiten ewig in dem Verſtande Gottes als eines für ſich beſtehenden Weſens ſind **).

Ich könnte auf die ältern Engliſchen Dogmatiker zurückgehen, welche die Moral aus den ewigen überſinnlichen Wahrheiten herleiten, und da müßte ich Ihnen vorzüglich den tiefſinnigen Platoniker Radulph Cudworth nennen ***). Ich will Ihnen aber ſtatt deſſen nur bemerken, daß es unter den Dogmatikern auch ſolche giebt, die bei einem angebohrnen Gefühle des Ueberſinnlichen und Sittlichen ſtehen bleiben †).

Der Cruſiuſſiſchen Schule läßt Hr. F. ſelbſt die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie nicht eudämoniſtiſch ſey, (S. 75.) und wer war mehr ein theologiſcher Dogmatiker, als der D. Cruſius?

---

*) Ebend. Ch. VI. S. 171.

**) Ebend. Ch. V. Of the relation of Mor. to div. Nat.

***) De aeternis Iuſti et Injuſti notionibus.

†) S. *Reid* Eſſays on the active Power of Man, Eſſ. III. P. III. Ch. V.

Aus allen dieſen philoſophiſchen Schulen ſind nun die theologiſchen Dogmatiker in Deutſchland, England, Frankreich ausgegangen; wie kann man ſie alſo eines ſolchen Eudämonismus beſchuldigen, als Hr. F. ihnen andichtet? wie kann man ſagen: daß die Ueberzeugung von einem für ſich beſtehenden Gott zu dem groben ſinnlichen Eudämonismus führe?

Dieſer grobe ſinnliche Eudämonismus iſt nur immer in der ariſtippiſchen und epikuriſchen Schule geweſen, und dieſe waren atheiſtiſche. Gegen dieſe, es ſeyen neuere oder ältere, ſie ſeyen atheiſtiſch oder ſie tragen den Namen der Gottheit im Munde, gegen die Hobbes, die Helvetius, die Holbachs, wollen wir von ganzem Herzen die Mitſtreiter des Hr. F. ſeyn, ohne unſere Ueberzeugung von einem für ſich beſtehenden Gott aufzugeben? ſo wie unſere Vorgänger in dieſer Ueberzeugung längſt unſere Vorſtreiter geweſen ſind.

Aber wohl zu verſtehen, wir beſtreiten nur den Eudämonismus des ſinnlichen Genuſſes. Denn wir können es uns nicht nehmen laſſen, daß die Tugend ihren hohen, geiſtigen, überſinnlichen Genuß habe. Die Tugend iſt ſittliche Schönheit, ſie iſt das honeſtum der Römer und das καλον der Griechen. Schönheit kann aber nicht ohne Wohlgefallen angeſchauet werden, und die Glückſeligkeit iſt ein Zuſtand des Wohlgefallens. Hr. F. macht ſelbſt die Seligkeit zu dem Zwecke des Menſchen. (S. 34. der Appell.) Das Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan zu haben, iſt hiernächſt die reinſte Quelle der Glückſeligkeit.

Ferner: ich finde in mir eben ſo wohl einen Trieb nach Glückſeligkeit, als ein Gewiſſen, das mich antreibt, recht zu thun, das mir Beyfall giebt, wenn ich recht thue, und mich beſtraft, wenn ich unrecht thue. Iſt dieſer Trieb immer und durchgängig verdammungswürdig, kann er gar nicht mit der Tugend in Harmonie gebracht werden? dann müßte die Tugend keine eigenthümliche Schönheit haben, und die Natur müßte nichts als Böſes enthalten, ſie müßte das Werk eines böſen Urweſens ſeyn. Es iſt hart, den Freunden der Naturſchönheiten, das gewöhnlich die reinſten Seelen ſind, ihr unſchuldiges Vergnügen durch die Herabſetzung der Natur verdächtig machen zu wollen. Rouſſeau erquickte ſich noch im Sterben an dem Anblicke der ſchönen wohlthätigen Sonne. Sie iſt abe auch eben ſo grundlos, als ſie hart iſt, dieſe Herabwürdigung. Denn, iſt ein guter Gott die Quelle alles Guten in dem Reiche der Sitten und der Natur; ſo muß das Gefühl von Wohlſeyn, das uns die Natur darbietet, ebenfalls etwas Gutes enthalten. La *vertu* est la plus noble des qualités des choſes créées, mais ce n' est pas la ſeule bonne qualité des Creatures, ſagt Leibnitz *). Es giebt unter den Geſchöpfen auch lebloſe und unvernünftige, blos empfindende, und die Vernünftigen haben Naturtriebe und ſind angenehmer Empfindungen fähig. Dieſe können daher nur alsdann böſe ſeyn, wenn ſie der Pflicht und der Tugend entgegen ſind. Alsdann muß die Begierde darnach bekämpft werden; alsdann iſt dem Bekenner eines für ſich beſtehenden Gottes: Kreuziget euer Fleiſch ſamt den Lüſten und Begierden, kein bloßes orientaliſches Bild und Redensart, wie Hr. F. zur Verunglimpfung aller Verehrer eines für ſich beſtehenden Gottes ſagt. (S. Appell. S. 73.) Denn dieſer ſagt, wie Hr. F. „Ergehe es „mir auch, wie es immer wolle, ich will „meine Pflicht thun.“ (S. 28. der Appell.)

---

*) Eſſay de Theod. §. 124.

Er iſt alſo auch „nicht entfremdet von dem „Leben, das aus Gott iſt.“ (S. 40. ebend.)

Aber alles das wird ihn nicht abhalten, in dem Genuſſe der Naturſchönheiten die Güte Gottes zu erkennen; „er wird nicht „darüber andächtig brüten, ſondern dieſer „Genuß wird ſeine Kraft ſtärken, beleben, „erhöhen, das Werk des Herrn freudig zu „thun.“ (S. 77. der Appell.) Selbſt dieſer Genuß wird ihm durch den Gedanken an Gott noch ſüßer; denn, wie Shaftesbury ſagt, nichts iſt trauriger, als eine vaterloſe Welt. In dieſer Gottheit ſiehet aber ſein Verſtand das Urbild der Wahrheit, des Rechts und der moraliſchen Vollkommenheit; und indem alſo Schönheit der Natur, Schönheit der Wahrheit, und moraliſche Schönheit aus Einer Urquelle fließen, ſo werden ihn dieſe drey vereinigten Kräfte zur Liebe des Guten und Edeln nur deſto wirkſamer erheben. So iſt dieſe Belebung zum Guten durch den Genuß der Schönheiten der Natur begreiflich; Hr. F. giebt uns über die belebende Kraft deſſelben keinen Aufſchluß.

VII.

Ich habe müſſen meinen vorigen ohnehin ſchon zu langen Brief mitten in der Materie abbrechen; denn es blieb mir noch meine vierte und letzte Frage übrig. Dieſe zerfällt wieder in mehrere Theile.

1) Will der für ſich beſtehende Gott nichts als die Glückſeligkeit der Menſchen? — oder: hat er den Weltplan zu keinem andern Zwecke angelegt?

Wenn die Gegner des Hr. F. den Zweck des Weltalls nicht auf dieſe Glückſeligkeit beſchränkten: ſo würde ſchon dadurch der Vorwurf wegfallen, als wenn die Verehrer eines für ſich beſtehenden Gottes nothwendig müßten nichts als Eudämoniſten ſeyn. Und hier höre ich wieder ihre Proteſtation.

Schon der ſel. Reimarus dehnte den Zweck des Weltalls auf unſere geringern Brüder unter den empfindenden Weſen, auf die unvernünftigen Thiere aus; das Wohl der Lebendigen war ihm der Zweck des Weltalls. Allein da doch hier immer noch die Rede von Wohl iſt, ſo könnte man ihn auch immer noch verdächtig halten laſſen Sie uns alſo weiter nachforſchen, und wir werden deutlichere Belehrungen finden, die uns überzeugen, daß das Vorgeben des Hr. F., die Meinung von der Glückſeligkeit als Zweck des Weltalls folge nothwendig aus der Lehre von einem für ſich beſtehenden Gotte, grundlos und aus der Luft gegriffen ſey.

Carteſius verwarf, wie bekannt iſt, alle Endurſachen und Zwecke in der Welt, ihm konnte alſo die Welt nicht den Zweck der menſchlichen Glückſeligkeit haben.

Malebranche erkannte keinen Grund der Wahl dieſer Welt, als daß ſie nach den einfachſten allgemeinen Geſetzen ſich erhalten kann. *) Hier iſt alſo von gar keiner Glückſeligkeit der Menſchen die Rede. Ja ſo bald dieſe allgemeinen Geſetze es erfordern, ſo bald muß ihrer Beobachtung die Glückſeligkeit aufgeopfert werden. **)

Der heil. Auguſtinus und der heil. Thomas von Aquino hielten den Rathſchluß über das Schickſal der Menſchen für unbedingt; er hat entweder keinen Grund, oder dieſer Grund iſt in den Tiefen der Gottheit verborgen. Hier iſt alſo bei dieſen Dogmatikern von der Glückſeligkeit wieder keine Frage.

---

*) Traité de la Nat. et de la Grace. S. 14.

**) Ebend. S. 33.

Am deutlichſten erklärt ſich die Leibnitziſche Philoſophie gegen die Lehre, daß alles in der Welt auf die Glückſeligkeit abzwecke, und ſie ſchränkt nicht einmal dieſe Glückſeligkeit auf den ſinnlichen Genuß ein. Il n'est pas vray à la rigueur ſagt Leibnitz, (quoiqu'il paroiſſe plauſible) que les biens, que Dieu communique aux Creatures, qui ſont capables de felicité, *ne tendent uniquement qu'à leur bonheur* *). Er fährt bald darauf fort: Ainſi Dieu a plus d'une vue dans ſes projets. La felicité de toutes les creatures raiſonnables est un des buts où il viſe; mais elle n'est pas tout ſon but, ni même ſon dernier but.

Wo bleibt nun der Vorwurf, den Hr. F. der Lehre von dem Daſeyn eines für ſich beſtehenden Gottes macht, daß ſie den Eudämonismus, und noch dazu, wie er ihn vorſtellt, nemlich den Eudämonismus eines bloßen ſinnlichen Genuſſes, enthalte?

Aber, fährt Hr. F. fort, ihr erwartet doch von eurem für ſich beſtehenden Gott

---

*) Eſſay de Theod. §. 119.

Glückſeligkeit, ihr nennet ihn gütig, ein ſolcher Gott iſt ein Götze. (S. 69. u. ff. der Appell.) Das führt mich zu dem zweyten Puncte der vierten Frage.

Iſt ein für ſich beſtehender Gott, darum, weil er gütig iſt, ein Götze?

Ich weiß nicht, mit wem Hr. F. hier ſtreitet; denn die Lehre von einem für ſich beſtehenden Gott treffen alle ſeine Verunglimpfungen nicht. Er will uns von der Güte reden, und er ſchildert uns den Character der Schwachheit. „In dieſem Syſteme „wird Gott ohne Unterlaß gelobt und geprieſen, wie kein rechtlicher Menſch ſich „ſelbſt möchte preiſen laſſen, — und: „ſie „glauben es ſelbſt nicht, indem ſie es ſagen, „ſondern meinen nur, daß das ihr Gott „gern höre, und wollen ihm nach dem „Munde reden.“ (S. 71. der Appell.)

Wer thut das? Vous voudriés bien, que je l' euſſe dit, ſagte Rouſſeau zu dem Erzb. von Paris. — Wer thut es aber? Thun das aufgeklärte Verehrer eines für ſich beſtehenden Gottes? Thut das ein aufgeklärter Gottesgelehrter der proteſtantiſchen Kirche, und haben die verehrteſten unter ihnen nicht gegen den Formular- und Ceremonien-Gottesdienſt einmüthig und laut ihre Stimme erhoben, predigen ſie nicht täglich das thätige Chriſtenthum und die Religion des Herzens, die Verehrung ihres Gottes im Geiſte und in der Wahrheit? Und er kann ſich auf die Stimme eines Gottesgelehrten berufen, wie der ehrwürdige Greis, Spalding, der ſein ganzes vorwurfsloſes Leben der heiligen Sache der Religion des Herzens geweihet hat, und auf einen Reinhard, deſſen mündliche und ſchriftliche Lehren dieſem Gemälde von dem Syſtem eines für ſich beſtehenden Gottes widerſprechen! (S. 91. der Appell.)

Folgt es aber nothwendig aus der Lehre von einem für ſich beſtehenden Gott, daß er müſſe ein Weſen ſeyn, deſſen Güte Schwachheit iſt?

Doch Hr. F. treibt ſeine Vorwürfe noch weiter; denn er ſagt: „Da iſt nur „immer die Rede von ſeiner Güte, und „wieder von ſeiner Güte, und ſie „können nicht müde werden, dieſer Güte zu gedenken, ohne auch nur „einmahl ſeiner Gerechtigkeit zu erwähnen.“ (S. 71. der Appell.)

Alſo käme das Wort: Gerechtigkeit, in den mündlichen und ſchriftlichen Lehren der Verehrer eines für ſich beſtehenden Gottes gar nicht vor! Was ſoll man gegen eine ſolche — ich weiß nicht Declamation oder Machtſpruch — ſagen? Soll man alle Bücher der Philoſophen und Gottesgelehrten aufſchlagen, worin von der Gerechtigkeit Gottes und auch von ſeiner Strafgerechtigkeit gehandelt wird? Das hieße, des Verſtandes aller unterrichteten Leſer ſpotten.

Aber ihr ſprecht doch auch von ſeiner Güte, ſagt Hr. F. — Allerdings! Aber nicht von einer Güte, die Schwachheit iſt; von einer weiſen Güte, und dieſe weiſe Güte iſt die Gerechtigkeit, auch wenn ſie ſtraft. „Die Gerechtigkeit iſt die „Liebe des Weiſen, oder die Liebe, welche „durch Weisheit und Vernunft regiert „wird,“ ſagt Leibnitz *).

Güte erweiſet Andern Gutes, und dieſes Gute können auch, nach den Umſtänden, Strafen ſeyn. Eine Güte, welche einem Jeden ohne Unterſchied und ohne Rückſicht auf ſeine Beſchaffenheit, nichts als ſinnlichen Genuß gewährte, das wäre eine ſchwache Güte, eine ſchädliche, eine grauſame. — Aber auch Strafen können Wohlthaten ſeyn. Wie ſchön hat das ſchon der Dogmatiker

---

*) Cod. Iur. Gent. dipl., Praef.

Plato *) geſagt: „Man muß keinen Poeten ſagen laſſen, daß diejenigen unglücklich ſind, welche Gott ſtraft. Sie können immer behaupten, daß die Böſen beklagenswerth ſind, weil ſie Züchtigung bedürfen; daß aber die Strafen, welche Gott ihnen zuſchickt, ein Gut für ſie ſind. Allein, wenn jemand in unſerer Gegenwart behaupten wollte, daß Gott, der gütig iſt, irgend einem Böſes zugeſagt habe: ſo wollen wir uns ihm aus allen Kräften widerſetzen; wofern es uns ein Ernſt iſt, daß unſere Republik wohlgeordnet ſey, und wollen nicht zugeben, daß weder Alte noch Junge dergleichen vorbringen oder anhören, es ſey in Verſen oder Proſa: weil ſie die Gottheit beſchimpfen, dem Staate ſchaden, und ſich ſelbſt vernichten.“

Ich muß hier abbrechen, und da ich erſt ihre Prüfung meiner bisherigen Briefe erwarte, ſo lege ich ſo lange die Feder nieder; bereit, ſie wieder zu nehmen, ſo bald es das Intereſſe der Wahrheit erfodert, es ſey, um meinen Irrthum, da, wo ich geirrt habe, zu bekennen, oder wo die Wahrheit angefochten wird, ſie zu vertheidigen, es entſtehe daraus, was da will. Denn, was könnte ich in meinem Alter und in meiner

---

*) In der Republ. B. 2.

Abgeſchiedenheit zu verlieren haben; und was könnte ich zu jeder Zeit beſſeres und ſeligeres thun, als meine Pflicht?

Ich habe immer vergeſſen, Ihnen meine Meinung über den Ton zu ſagen, der in Hr. F's Schrift herrſcht. Wir haben geſehen, wie leidenſchaftlich und aufgebracht er an vielen Stellen iſt. Ich maße mir nicht an, einem Schriftſteller über ſeinen Ton etwas vorzuſchreiben. Er iſt hierin Herr ſeiner Wahl. Indeß wird der aufgebrachte Ton ſchwerlich das Mitgefühl unpartheyiſcher Leſer auf ſeine Seite bringen; zumahl wenn er beleidigend iſt. Außerdem reißt ihn der Ungeſtüm der Declamation nach allen Richtungen ſo gewaltſam fort, daß er in Widerſprüche verfällt, von denen dann auch Hr. F's Appellation nicht frey iſt.

Sie verlangen endlich noch ein Urtheil im Allgemeinen von der ganzen Schrift. — Ich will es ſo kurz zuſammenfaſſen, als ich kann, es wird Ihnen durch meine vorigen Briefe deutlich werden.

1. Herr Fichte glaubt an ein überſinnliches moraliſches höchſtes Weſen; das hat er mit einem jeden aufgeklärten Chriſten gemein, es iſt in dem Religionsſyſtem aller aufgeklärten Chriſten, ja aller aufgeklärten Menſchen, die, wie ſie, einen für ſich beſtehenden Gott verehren, enthalten; und ſo kann Hr. F. die erhabene Tugendſprache die-

ſer Gottesverehrer und ſelbſt die Sprache der Bibel reden.

2. Er hält aber dieſes Weſen nicht für exiſtirend, es iſt ihm nicht für ſich beſtehend. Der geſunde Menſchenverſtand hält es für ein exiſtirendes und für ſich beſtehendes Weſen.
3. Um dieſen Glauben des geſunden Menſchenverſtandes mit recht ſchwarzen Farben zu ſchildern, bürdet Hr. F. ihm Behauptungen auf, die nicht daraus folgen, und die jeder aufgeklärte Gottesverehrer verabſcheuet. Dadurch macht er dieſen Glauben auch in ſeinem überſinnlichen und moraliſchen Theile bey nicht genug unterrichteten Leſern verdächtig, und das iſt es, was ich, ich geſtehe es, nicht mit der Beſonnenheit und dem Wohlwollen, die die Feder eines jeden öffentlichen Schriftſtellers leiten ſollten, reimen kann.
4. Der Verehrer eines für ſich beſtehenden Gottes verehret ſeinen Gott, als die Quelle der überſinnlichen moraliſchen Geſetze; es iſt daher eben ſo gewiß, daß es für ſeine Tugend und Gemüthsruhe unnöthig iſt, ihm das für ſich Beſtehen Gottes zu nehmen, als es gewiß iſt, daß das Leugnen eines exiſtirenden, für ſich beſtehenden Gottes auf lauter Widerſprüche führet.
5. Gott iſt nicht allein die Quelle der moraliſchen Geſetze, er iſt die Quelle aller

Wahrheit, die Quelle aller Wirklichkeit, in ihrem Entſtehen und Fortdauern. Er iſt allwiſſend, allweiſe, höchſt gütig und gerecht; er iſt der Regierer der phyſiſchen und moraliſchen Welt. Die Beziehung der überſinnlichen moraliſchen Weltordnung iſt von allem dieſem nur ein Theil; die Lehren der Religion aber nur auf dieſen Theil einſchränken, und die Exiſtenz eines für ſich beſtehenden Gottes leugnen, iſt dem menſchlichen Geſchlechte gewiß nicht wohlthätig, ſo wie es durchgängig auf Widerſprüche führt.

6. Das ſchlimmſte iſt endlich, daß die überſinnliche moraliſche Weltordnung, die uns Hr. F. Gott zu nennen erlaubt, bloß auf dem Gefühle beruht. Das Gefühl aber hat ſubjective Gründe, und iſt wandelbar, wie dieſe. Es kann dem Einen fehlen, und der Andere, der es bisher gehabt hat, kann es verlieren. Da wäre es um die Moral und mit ihr um Gott und den Glauben an ihn geſchehen. Und ſo wäre dann die Beſorgniß, die ich bereits geäußert habe, daß ein Glaube an Gott, der bloß auf die Moral gebauet iſt, nur eine ſehr ſchwache Stütze habe, völlig gerechtfertigt.